3 1761 05334581 5

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/deutschesagenhrs00pr

Deutsche Sagen

von

Dr. Heinrich Pröhle

Mit Illustrationen

Zweite, neu bearbeitete Auflage

Berlin 1879
Verlag von Friedberg & Mode

25.-

S. 7.

Heinrich der Löwe.

Deutsche Sagen.

Herausgegeben

von

Dr. Heinrich Pröhle,
Oberlehrer an der Luisenstädtischen Realschule zu Berlin.

Mit Illustrationen.

Zweite, neu bearbeitete Auflage.

Berlin 1879.
Verlag von Friedberg & Mode.
Anhaltstr. 8.

LIBRARY
MAR 1 4 1973

PT
915
P7
1879

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Diese Sammlung wurde 1853 begonnen. Im Frühling des Jahres 1853 hielt ich mich einige Tage in Wolfenbüttel auf zur Benutzung der dortigen Herzoglichen Bibliothek. Ich traf auf ihr Oskar Schade, und wir bezogen bald einen gemeinsamen schlichten Gasthof, der den meisten Benutzern dieser Büchersammlung bekannt sein dürfte, fuhren an einem Sonnabende durch das in der Thedelsage vorkommende Schladen nach Harzburg, dessen Sagen ich schon früher in meine „Harzsagen" aufgenommen hatte, verlebten den Sonntag auf dem Burgberge sehr angenehm, wohnten nachher zu Wolfenbüttel in einem Garten dem Erinnerungsfeste der alten schwarzen Husaren bei, erinnerten uns mit ihnen an ihren bei Quatre-Bras gefallenen Herzog und verlebten frohe Nachmittagsstunden vor dem sogenannten türkischen Zelte, wo wir uns mit dem Dr. Höck des herrlichen Blickes auf den Harz und die Asse erfreuten. Höck, jetzt Landprediger im Braunschweigischen, war der einzige Gehilfe des erblindeten Oberbibliothekars Schönemann, hatte unbekannte Predigten von Luther nach einer Wolfenbütteler Handschrift veröffentlicht und machte mich darauf aufmerksam, daß er eine große Anzahl von Schriften der Herzoglichen Bibliothek, zunächst geleitet von geistlichen Gesichtspunkten, unter der Bezeichnung Daemonologica zusammengestellt habe, woran sich dann die Aufforderung knüpfte, daß ich diese Bücher für die deutsche Sagenkunde ausbeuten solle. Einige Hauptschriften der früheren Jahrhunderte aus der Abtheilung Daemonologica wurden mir sogleich mit auf die Reise gegeben und durch Bearbeitung einzelner Stellen aus ihnen wurde dann wirklich während eines längeren Aufenthaltes in Hornhausen sogleich der Grund zu dieser Sammlung deutscher Sagen gelegt. Die planmäßige Ausbeutung dieser Daemonologica in Wolfen-

büttel hat jedoch bei der Eröffnung anderweitiger Quellen unterbleiben müssen, und so habe ich mich fast damit zu begnügen, daß ich andere Freunde der Mythologie auf deren Reichthum und Umfang verweise. Dagegen bin ich nachmals von W. Schwartz mit Recht darauf aufmerksam gemacht worden, daß der hölliſche Proteus von Erasmus Francisci*) noch nicht hinlänglich für die deutsche Sage ausgezogen sei und habe ihn hier ausbeuten wollen.

Neben solche tiefgrundige Quellen, welche mit den Chroniken aus den verflossenen Jahrhunderten für die Sprache meines Buches einen guten Anhalt boten, stellte sich dann sogleich anfangs die mündliche Erzählung. Theils hörte ich auf dem Harze manche Sagen, die sich auf entfernte Gegenden bezogen; theils sammelte ich nach der Wolfenbütteler Reise die Sagen im Halberstädtischen, die nun hier vollständiger als in einer anderen neueren und brauchbaren Sammlung vorliegen; zuletzt schloß ich durch eine Reise nach dem Kyffhäuser meine eigene Thätigkeit für dies Buch eben so heiter ab, als sie mit dem Ausfluge nach Wolfenbüttel frisch begonnen war. Auf dem Wege von Kelbra nach Tilleda (an diesen beiden Orten hörte ich die meisten Kyffhäusersagen) ging ich den Kyffhäuser entlang und hielt eine längere Rast auf der Ruine der Rothenburg, wo ich den Rothenburger Einsiedler, den Naturdichter Beyer mit dem Gymnasiallehrer Köpert, Verfasser einer Poetik und einer Gedichtsammlung, im Kreise seiner Familie sitzend, fand. Wie einst schon als Schüler übernachtete ich wieder mit dem Einsiedler (Gastwirt Beyer) in den Ruinen der Rothenburg und hörte ein Concert mit an, das an einem sonnigen Tage thüringische Musikanten, wie sie in den Kyffhäusersagen vor dem Rothbart spielen, auf dem Platze vor der Rothenburg gaben. Ehe ich nach Tilleda kam, besuchte ich auch noch die Stätte der Kyffhäuserburg. Da die Kaisersagen schon auf der ganzen Reise mich erfüllt hatten, so fiel mir hier die andächtige Inschrift aus dem fernen Dorfe Hohenstaufen vor dem Bilde Friederich Barbarossa's im Harnisch mit Szepter, Krone und Weltkugel ein:

---

*) Erasmus Francisci hieß eigentlich Finx, war zu Lübeck 1627 geboren, studirte auf verschiedenen Universitäten die Rechte und kam nach abwechselndem Schicksale nach Nürnberg, wo er für die Endter'sche Druckerei Bücher corrigirte. Im Jahre 1688 erhielt er den Titel eines hohenlohischen Rathes und starb 1694. Auf den Titeln verschiedener seiner Schriften nannte er sich auch Christian Minsicht.

Der großmächtige Kaiser wohlbekannt,
Friedericus Barbarossa genannt,
Das demüthig edle Blut
Uebt ganz und gar kein Uebermuth,
Auf diesem Berg hat Hof gehalten,
Wie vor und wie nach ihm die Alten,
In diese Kirch zu Fuß ist gangen,
Ohn' allen Stolz, Pracht oder Prangen,
Durch diese Thür, wie ich bericht',
Ist wahrlich wahr und kein Gedicht.

Denselben Eindruck, als sei es „wahrlich wahr und kein Gedicht", daß Kaiser Friederich hier durch eine Thür gegangen oder dorten Hof gehalten habe, Alles ohne Stolz und Prangen, wird der Leser bei unseren schönsten Kyffhäusersagen „Kaiser Friedrich der Rothbart und Utchen" oder „Kaiser und Junker" empfinden, wie er mich denn auch unten in der ehemaligen Kaiserpfalz, dem Dörfchen Tilleda, nicht verließ.

Da ich mich niemals entschließen konnte, mündlich Volkssagen zu sammeln, wo ich den Volksdialekt nicht selbst ohne Anstoß sprechen konnte, so suchte ich seit dieser Zeit die Sammlung hauptsächlich noch aus der neueren Literatur und durch schriftliche Mittheilungen von fremder Hand zu vervollständigen. Mit Ausnahme von Otmar's Volkssagen, aus denen eine einzige von Grimm übergangene Sage aus dem Halberstädtischen aufgenommen ist, und mit Ausnahme einer nicht wissenschaftlichen mecklenburgischen Sagensammlung, aus der auch die passende Verwandelung von poetischer Form in Prosa versucht wurde,*) sind alle Sagensammlungen als Quellen absichtlich ausgeschlossen. Nicht so wurde die Aufnahme aus abhandelnden mythologischen Werken aller Art vermieden, und so bot dann die Zeitschrift für Mythologie von Wolf und Mannhardt eine sehr reiche Ausbeute dar. Jedoch ist es verhältnißmäßig nur eine kleine Anzahl von Volksüberlieferungen aus diesem Blatte, mit welchen ich hier ein größeres Publikum zu erfreuen suche. Zur handschriftlichen Mittheilung poetisch schöner Sagen hatte ich mehrmals vergeblich aufgefordert. Indessen erweiterte sich zuletzt durch die Leitung einer anderen Arbeit der Kreis meiner literarischen Freunde in der Art, daß nun die schriftlichen Mittheilungen für die Sagen eine größere Bedeutung erlangten. Auch

*) Eben diese mecklenburgischen Sagen bleiben bei der 2. Aufl. fort.

aus der Mark und aus der Rheinprovinz, wo ich zwar wohnte, aber nicht mündlich nach Sagen forschte, wurden mir solche Aufzeichnungen zu Theil.

Als Antwort auf die Frage: wie sind die Quellen benutzt und wie die Sagen geordnet? kann ich nur noch Einiges angeben, was ich als Regel betrachtete, nicht aber die mancherlei Ausnahmen daneben setzen. Zunächst muß vorausgeschickt werden, daß der Name Deutschland in diesen „deutschen Sagen" stets im weitesten Sinne genommen ist. Während der große Umfang der Erörterungen über die Sage von Heinrich dem Löwen und Thedel von Walmoden mich nöthigte, in den Anmerkungen förmliche Hinweisungen auf das Vorkommen verwandter Sagen in andern Sammlungen fast ganz zu vermeiden, sind sehr viele Sagen, und sogar solche, die zufällig schon sorgfältig ausgearbeitet waren, selbst bei großer Schönheit ausgeschieden worden, weil sie namentlich in Grimm's deutschen Sagen sich ebenso fanden.

Die Anordnung ist eine topographische, jedoch so, daß zwar die einzelnen Landschaften und Staaten ihrer Lage nach folgen, innerhalb derselben aber die Sagen mehr nach dem Inhalte, mitunter sogar nach den Quellen und anderen Ursachen aneinandergereiht sind, was eine lebendigere Gliederung zu bewirken schien. Sagen ohne Ortsangaben sind dazwischengeschoben. Die Sammlung beginnt da, woher sie ihren Ursprung leitet: im Herzogthume Braunschweig.*) Sie streift dann über den westlichen Harz hin, ohne die Selbständigkeit meiner Harzsagen anzutasten, von welchen noch die Sagen des östlichen Harzes fehlen, bei denen auch das angrenzende Thüringen etwas berücksichtigt werden soll. Alsdann folgen die halberstädtischen und anhaltischen Sagen, die magdeburgischen, die Sagen der Mark, der Lausitz, die aus den Küstenländern der Ost- und Nordsee, die hannoverschen, westfälischen und rheinischen Sagen, die Sagen aus Elsaß, Burgund, Baden und Württemberg. Aus der Schweiz führen dann

*) Die bedeutendsten braunschweigischen Sagen sind nun von mir wohl mit einiger Vollständigkeit gesammelt, wenn man zu den Sagen in diesem Buche die braunschweigischen Sagen in meinen „Harzsagen" (1. und 2. Band, Leipzig bei Mendelssohn) hinzurechnet. Vergl. auch meinen Aufsatz „Ein neuer Anbeter des Krodo" im deutschen Museum von 1862, wo sich jedoch einige, von Sachkennern beim Lesen leicht zu berichtigende Druckfehler eingeschlichen haben. Er handelt von Schillers Buche über die Harzburg.

die Alpen nach Oesterreich hinein, vom böhmer Walde geleitet der bayrische Wald nach Bayern. Franken und Thüringen beschließen die Sammlung und an einer ihrer Lieblingsstellen, vor dem Kyffhäuserturme, schließt das Buch ab. Ein rascher Ueberblick über den dichtenden Volksgeist wird in ihm dargeboten, wobei das heitersinnliche süddeutsche Wesen charakterisirt wird durch das fröhliche Pfeifen, welches von den Gelagen der Geister herschallt, und das ernste arbeitsame Wesen des norddeutschen Bauern gelegentlich in der Sage von der Spinnstube, welche fast ganz ein Bild der Wirklichkeit sein kann, auch einmal ihre bedenkliche Seite hervorkehrt. Daß noch immer ein guter Rest des Volksglaubens in Deutschland vorhanden ist, beweisen die aus dem Volksmunde geschöpften Nummern der Sammlung ebensowohl als gewisse Aeußerungen, welche man beim Sammeln hört. So beklagte der Hirtenknabe vom Wilhemshofe im Anhalt'schen seine Unfähigkeit, Sagen zu erzählen, als eine Armuth mit den Worten: „Von Zwergen und Wundern weiß ich nichts, ich bin ja schon vom zwölften Jahre an bei's Vieh gekommen." Ebenso sagte Jemand beim Heuaufladen mit seiner Frau in der Nähe der Josephshöhe: „Wir wissen nichts vom Kaiser Rothbart, denn aus diesen Wäldern hier kommen wir nicht hinaus." Die Gegenstände der Sage erscheinen dem Volke nicht als das Alte und Abgetragene, sondern immer als hoch, glänzend und deshalb neu. In diesem Sinne wird auch in einer Kyffhäusersage ein Hirt vom Kaiser veranlaßt, die Clarinette als ein veraltetes Instrument aufzugeben und ein förmlicher Virtuose auf dem Horne zu werden. Geschichtlich betrachtet gestaltet sich dies Alles gerade umgekehrt. Die Clarinette wurde erst 1690 von Denner in Nürnberg erfunden, während den Kaiser seine Vorliebe für das Horn sogar noch als einen alten Heiden verdächtig macht.

Möchten sich nun zunächst für die Sagen selbst zahlreiche Leser finden, welche sich unbefangen an der Schönheit einzelner Nummern der Sammlung erfreuen. Unter den nach alten Schriften bearbeiteten Sagen zeichnen sich die Sagen „Wünschen und Fluchen", „Bestrafte Völlerei", „Die Vorbotin des Streits" und „Warnung vor ungerechter Herrschaft" durch einen ungewöhnlich starken ethischen Gehalt aus, welcher auch der Sage „Die steinernen Bauermeister" aus dem Halberstädtischen eigen ist. Wenn aber überhaupt die Zahl der wirklich poetischen Sagen dieser Sammlung verhältnißmäßig nicht unbedeutend

ist, so verdankt sie dies für den Süden lediglich der Benutzung der neueren Literatur, durch welche allein sie eine allgemein deutsche geworden ist.

Berlin den 6. November 1862.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Im Jahre 1862 erschien die erste Auflage dieser deutschen Sagen. Sie waren dem jetzt verstorbenen Director des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums Bonnell, welchem ich ein dankbares Andenken auch über das Grab hinaus bewahre, zu seinem damaligen fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläum gewidmet. Gleichzeitig erschienen, als eine besondere kleine Schrift in einer geringeren Anzahl von Exemplaren, „Anmerkungen und Sachregister zu den deutschen Sagen". Etwas später kamen im Verlage dieser beiden Schriften die gleichfalls dazu gehörigen „Reformationssagen" heraus, wie ich dieselben in einem Vortrage für den Berliner Gustav-Adolfs-Verein zusammengestellt und erläutert hatte. Alle diese drei Schriften, deutsche Sagen, Anmerkungen und Reformationssagen, sind seit mehreren Jahren vollständig vergriffen.

Die Trennung der Anmerkungen von den Deutschen Sagen hatte ich damit entschuldigt, daß diesen einige Bilder hinzugefügt waren. Dennoch wurde sie in mehreren Recensionen getadelt. Auch sind die Deutschen Sagen bisher weniger als meine Harzsagen in gelehrten Kreisen bekannt geworden. Auf der andern Seite aber sind sie doch von Gelehrten benutzt, welchen die Anmerkungen gar nicht bekannt oder doch nicht zugänglich geworden sind. Ueber die Reformationssagen sind mir zu der Zeit, da sie zuerst in Gegenwart von Berthold Auerbach, Redacteur Krause und Prediger Sydow im Berliner Gustav-Adolf-Vereine abgehandelt wurden, einige höchst anerkennende Berichte in theologischen Blättern von verschiedener Richtung zu Gesichte gekommen. Abgesehen davon aber hat die Reformationssage bei

den Theologen noch gar keine Beachtung gefunden. Ich verzichte daher auf einen vollständigen Wiederabdruck jener theologischen Abhandlung und nehme keinen Anstand mehr, alle Bedenken bei Seite zu setzen, welche mich bestimmt hatten, deutsche Sagen, Anmerkungen und Reformationssagen in drei gesonderten Schriften erscheinen zu lassen. Indem sie jetzt durch diese zweite Auflage in Einem Bande vorliegen, ist ja doch nur ursprünglich Zusammengehöriges zu einem hoffentlich kräftigeren Wirken geeinigt. Die Quellen, aus denen die besten Reformationssagen entnommen wurden, sind dieselben älteren Schriften, denen die hervorragendsten Stücke in der ersten Auflage der „Deutschen Sagen" entstammen.

Die topographische Anordnung ist jetzt noch mehr als früher durchbrochen, weil ich die Reformationssagen in einigen größeren Gruppen zusammenstehen lassen wollte. Durch Reformationssagen ist diese zweite Auflage meiner Deutschen Sagen vorzugsweise vermehrt. Aber auch die Sage von Kloster Mariaschein ist hier neu. Sehr vermehrt sind die märkischen Sagen, weil aus den ziemlich reichhaltigen Sagensammlungen im „Bär" eine Auswahl getroffen werden konnte und von der Vase im Lustgarten zu Berlin anderweitig sich eine Sage darbot: diese Sage von den Rauenschen Steinen hat kürzlich viel Aufmerksamkeit erregt. Aus dem Magdeburgischen, Halberstädtischen und Braunschweigischen wurden mehrere Sagen nach mündlichem und schriftlichem Berichte hinzugefügt. Eine viel geringere Anzahl von Sagen der ersten Auflage ist weggelassen, besonders da Adalbert Kuhn, der in seiner Recension der ersten Auflage im literarischen Centralblatte die Aufnahme von Sagen aus der Zeitschrift für Mythologie gemißbilligt hatte, mündlich jetzt selbst den Rath gab, dieselben nun beizubehalten, weil die Zeitschrift für Mythologie inzwischen selten geworden ist.

Was die Anmerkungen betrifft, so habe ich gleichfalls Kuhn's Winke im literarischen Centralblatte bei Bearbeitung dieser zweiten Auflage vor Augen gehabt. Das Gedicht auf Heinrich den Löwen aus einer Handschrift der Wolfenbütteler Bibliothek, welches meiner Sage von Heinrich dem Löwen zu Grunde liegt und in der ersten Auflage der Anmerkungen vollständig abgedruckt war, hätte nach Kuhn's Ansicht wegbleiben sollen, weil es eingestandenermaßen der Sagenvergleichung in der ersten Auflage den Raum verkürzte. Es muß schon deshalb

in der zweiten Auflage fortgelassen werden, weil es des anderweitigen auf diese neue Auflage verwandten Fleißes wegen an Zeit fehlte, die Handschrift der Wolfenbütteler Bibliothek noch einmal mit meinem Abdrucke zu vergleichen. Dafür ist nun die Sagenvergleichung in den Anmerkungen allerdings sehr bedeutend erweitert. Es kam mir dabei der Umstand zu statten, daß inzwischen die Büchersammlung von Jakob und Wilhelm Grimm in den Besitz der Universitätsbibliothek zu Berlin übergegangen ist und mir von den Beamten derselben auf das freundlichste zur Verfügung gestellt wurde. Ich wünsche, daß die zweite Auflage meiner deutschen Sagen in den Augen der Forscher meinen „Harzsagen" an wissenschaftlichem Werthe nicht mehr nachsteht, als Jugendschrift aber durch diese vollständige Umarbeitung nicht verloren hat.

Eins hat diese Sagensammlung mit der von Grimm gemein: den Anschluß an den Ton der protestantischen Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhunderts, in welches sich aus dem Reformationszeitalter eine Fülle neuer schöpferischer Anschauungen auch auf dem Gebiete des Aberglaubens ergossen hatte. Zwar hat auch mein verstorbener Freund J. W. Wolf in Benutzung ähnlicher Quellen den Brüdern Grimm nachgeeifert, aber auf die Nachahmung ihrer Sprache nicht so viel Sorgfalt verwandt als ich. In dieser Beziehung ergänzt das vorliegende Werkchen meine Märchen und meine Sagensammlungen vom Harze, in denen mehr die lebende Volkssprache fixirt ist.

Bei Herausgabe der ersten Auflage dieser „Deutschen Sagen" war noch zu hoffen, daß Runge's Schweizersagen, von denen ich viele Proben gebe, in einem selbständigen Werke erscheinen würden. Als Kämmerer von Berlin wird Runge zu ihrer Herausgabe nun wohl keine Zeit mehr finden. Um so mehr aber sind die Proben daraus ein bleibender Schatz für das hier vorliegende Buch.

Der Aufsatz über die Kaisersage ist aus Nr. 43 des Sonntagsblattes der Vossischen Zeitung von 1878 hier wiederholt.

Meine Erläuterung der in der Sammlung enthaltenen Reformationssagen findet man besonders in der Anmerkung zu Nr. 33. Uebrigens gehört in dieser neuen Auflage zu jeder einzelnen Sage eine eigne Anmerkung, welche wenigstens die Quellenangabe, oft aber umfangreichere Erläuterungen enthält.

Berlin den 15. Februar 1879.

Heinrich Pröhle.

Inhaltsverzeichniß.

Nr.		Seite
	Aus dem Vorwort zur ersten Auflage	V
	Vorwort zur zweiten Auflage	X
1.	Stiftung von Kloster Gandersheim	1
2.	Der Spring am Elm	2
3.	Roklum	2
4.	Herzog Heinrich der Löwe	3
5.	Thedel Unverfehren von Walmoden	15
6.	Schöppenstedter Streiche	28
7.	Die Bergkanne zu Goslar	29
8.	Die Gruben bei Zellerfeld	31
9.	Der Pochknabe zu Lautenthal	36
10.	Die Mooswеiblein von Wildemann	37
11.	Der Hahnenklee am Rehberger Graben	38
12.	Das Zwergvolk bei Sachsa	41
13.	Das Heckemännchen	42
14.	Der böse Mann	44
15.	Der Soldat und die Katzen	45
16.	Der Fleischer	46
17.	Die Danneilshöhle	47
18.	Das Wirtshaus von Kloster Hamersleben und der Teufel	48
19.	Die Edelmannsgruft bei Oschersleben	50
20.	Die Kapelle bei Schwanebeck	51
21.	Die steinernen Bauermeister und die Trappen	52
22.	Das Grundlos am Hakel	54
23.	Die Zwerge im Holtberge bei Sargstedt	55
24.	Der reiche Mann von Halberstadt	55
25.	Der Wetterhahn von Harsleben	56
26.	Die Teufelsmauer und der Königsstein bei Westerhausen	57
27.	Der Stein bei Wasserleben	58
28.	Gero	58
29.	Die Teufelsmühle auf dem Ramberge	60
30.	Die Tanzwuth	61
31.	Der Ring zu Dessau	62
32.	Die Hasenkirchmeß bei Wittenberg	64
33.	Luther und der Mönch	64
34.	Kurfürst Friedrich der Weise	65
35.	Sophia von der Asseburg und das weiße Roß auf dem Breiten Wege zu Magdeburg	65
36.	Die Gaukler in Magdeburg	66
37.	Widikinds Taufe	68
38.	Der Rohkuchen	70
39.	Marienborn im Magdeburgischen	70
40.	Die Heidenkrippe im Magdeburgischen	72
41.	Der Spring im Riesen und die Wasserfrauen	73
42.	Die Rothfötschen	73
43.	Steine und Felder	74
44.	Sachsen und Wenden	74
45.	Der Ueberfall zu Calbe an der Milde	75
46.	Schlacht bei Fehrbellin 1675	76
47.	Owers Krog in der Gegend von Brandenburg	77
48.	Der Hünenstieg im Beetzsee bei Brandenburg an der Havel	78
49.	Der Schöneberg in der Nähe von Lindow	78
50.	Junker Hansens Kehle bei Buckow	79
51.	Das Rittergut Tobelhof bei Berlinchen	79
52.	Schildhorn	80
53.	Die Männer in der Haberernte	80
54.	Die wilde Jagd bei Königs-Wusterhausen	81
55.	Nieder-Finow	82
56.	Der Küselwind	83
57.	Der See am Döllenkruge	83

Nr.		Seite
58.	Die Kirchenglocke zu Hardenbeck in der Uckermark	85
59.	Die große Glocke zu Warthe in der Uckermark	86
60.	Das Banket in der Silbergrube	87
61.	Die Rauenschen Steine	88
62.	Das Irrlicht bei Raddusch	89
63.	Der wendische Bauernkönig	90
64.	Der Schlangenkönig von Lübbenau	90
65.	Bestrafte Völlerei	93
66.	Die Geister auf dem Knoblauchsbanket	96
67.	Der Kamswikusberg in Ostpreußen	98
68.	Wehrwölfe	98
69.	Die Jungfrau von Baldenburg	101
70.	Gustav Adolf	101
71.	Der gerechte König	103
72.	Die Hirtin von Rugard auf der Insel Rügen	103
73.	Der Schäfer auf Rügen	105
74.	Die Unterirdischen auf Rügen	105
75.	Die Soldaten im Burgwall (Herthaburg)	107
76.	Die Quelle an der Kirche von Treptow an der Rega	108
77.	Die Polen in Pommerland	108
78.	Der Hollerbusch	109
79.	Dieb erkennen	110
80.	Die Kirche zu Dobberan	111
81.	Der heilige Damm	112
82.	Empfehlung des Kirchenbesuches	113
83.	Vicelinus	113
84.	Der Teufel zu Kuxhafen	115
85.	Der Kirchenbau zu Bliedersdorf	115
86.	Das Crucifix und die Häringe bei Helgoland	115
87.	Die Bridfiarhügel auf Sylt	116
88.	Warnung vor Untreue	117
89.	Die Sturzwelle	119
90.	Die oldenburgische Spinnstube	120
91.	Die friesische Magd	121
92.	Die Büblein von Franecker	122
93.	Der Häringsfang in Rotterdam und Scheidam	123
94.	Das Bürschel von Holland	123
95.	Das Mädchen von der Homburg an der Weser	124
96.	Der Gott im Kasten zu Blumberg im Lippe'schen	125
97.	Vom Hühnenbrinke bei Obernkirchen im Lippe-Schaumburgischen	129
98.	Die Gründung der Abtei Herford	132
99.	Die Gründung der Berger-Kirche bei Herford	132
100.	Der Kärrner zu Gesicke in Westfalen	133
101.	Sagen aus der Gegend von Rehme	134
102.	Sagen von Mülheim an der Ruhr	135
103.	Ludger's Begräbniß in Werden	137
104.	Der Schwanenritter	139
105.	Die schöne Frau von Bärthenau an der Wied	140
106.	Die Gründung des Klosters Steinfeld in der Eifel	141
107.	Das Maar	142
108.	Die Wiesbaumer und der Maulwurf	143
109.	Luxemburg	144
110.	Der Ilbersheimer Hof bei Essenheim in Rheinhessen	146
111.	Der Jungfernsprung bei Dahn in Rheinbaiern	147
112.	Muckensturm in Baden	148
113.	Bocksberg in Baden	149
114.	Der Schwede und die Müllerstochter im Schwarzwald	150
115.	Die Prophezeiung der Jungfrau	150
116.	Der Wanderer auf dem Laacher-See im Regierungsbezirk Coblenz	150
117.	Das Lindelborner Schloß	151
118.	Rothmäntele auf dem Spitzberge bei Tübingen	152
119.	Der Blautopf beim Kloster Blaubeuren	153
120.	Peter Winkler von Urspring im Ulmer Gebiete	154
121.	Die Jungfrau im Stifte Straßburg	155
122.	Warnung vor ungerechter Herrschaft	155
123.	Wünschen und Fluchen	158
124.	Verschiedene Schweizersagen	159
125.	Die Erbauung von Bern	160
126.	Die Hexe von Lauterbrunnen im Canton Bern	161
127.	Spiez und Merligen am Thunersee in der Schweiz	163
128.	Die weiße Frau auf der Burg bei Leissigen	164
129.	Das Heidenhaus zu Leissigen	165
130.	Die Gießen-Nixe	170

Nr.		Seite
131.	Die Quelle der heiligen Columba	171
132.	Frau Ute	172
133.	Die Freifrau von Jörgenberg	173
134.	Die rothe Buche im Canton Zürich	176
135.	Das Bettelmännchen von Graubünden	177
136.	Schloß Misocco im Canton Graubünden	177
137.	Die Burg von Baar im Canton Zug	178
138.	Die Erdmännchen in Thurgau	179
139.	Die versunkene Stadt in Thurgau	180
140.	Die Kettenen-Reben	180
141.	Alpstein	181
142.	Der Mensch und die Thiere	181
143.	Anna von Tegelstein	183
144.	Der Teufel und der Zirler Gaisbub	185
145.	Tiroler Späße	186
146.	Das Nörglein am Brenner	187
147.	Das Venediger Mandl an der Sill in Tirol	188
148.	Rothmann und die Katzen in Tirol	189
149.	Das Kirchlein am Patscherkofel	191
150.	Der Wallfahrtsort Weißenstein bei Deutschnofen	191
151.	Die guten Leute im Lesachthale	192
152.	Die steinerne Spinnerin in Steiermark	193
153.	Der Wassermann von Obersteier	195
154.	Mürzthalsage	198
155.	Reuter zeigen Kaiser Heinrichs VII. Tod an	199
156.	Salzburger Goldgulden	199
157.	Wein und Freudenlicht auf einem Schlosse bei Wien	200
158.	Die Schlacht auf dem Marksfelde 1278	201
159.	Die Gründung des Benedictiner-Klosters Orlau im Teschnischen	201
160.	Die heilige Anna	202
161.	Mariaschein	203
162.	Die Rumpelgeister vor dem Hussitenkriege	204
163.	Der Bock von Frauenberg	205
164.	Zeichen vor dem schmalkaldischen Kriege	206
165.	Jungfer Prießnitz und die Schweden	207
166.	Der Pater und die Schlüsseljungfer von Perenstein in Mähren	207
167.	Die weiße Frau in Böhmen	210
168.	Hans Heiling	213
169.	Der erste Dudelsackspfeifer	214
170.	Bergmännlein und Bergschmiedlein in Böhmen	215
171.	König Prçmislaus von Böhmen	216
172.	Der große Blanik	217
173.	Die Weibchen unter dem Erlengesträuche in Böhmen	220
174.	Die böhmischen Diebe	221
175.	Der böhmische Roßhirt	222
176.	Der böhmische Gespensterseher	223
177.	Geschichte zweier Flucher in Böhmen	223
178.	Der Dreifesselberg	224
179.	Weißenstein im baierschen Walde	226
180.	Arbersee im baierschen Walde	227
181.	Friedrich von Oesterreich und Ludwig der Baier	227
182.	Der Pförtner bei St. Jacob in Regensburg 1111	228
183.	Das Liserl in Regensburg	229
184.	Karl der Große in der Betwoche 792	229
185.	Herzog Heinrichs Stuhl zu Regensburg 985—995	230
186.	Der Hunnenplatz an der Richtbank zu Augsburg 955	231
187.	Die Uttenschwalbe der Closen	232
188.	Das Crucifix auf dem Gasteigberge	233
189.	Der Krystall von Nürnberg	233
190.	Die Mägdlein zu Nürnberg	234
191.	Kaiser Karl der Große im Landsberge bei Ansbach	235
192.	Die Ehefrau zu Spalt in Mittelfranken	235
193.	Die Dull von Hohenwiesen in Altbaiern	237
194.	Gezwungener Dieb	238
195.	Der rothe Hahn zu Würzburg	238
196.	Der Nixenbrunnen bei Würzburg	239
197.	Der Reiter auf dem Steckelhan im Spessart	239
198.	Der Freier von Rothenburg an der Tauber	240
199.	Der Waldpfeifer	241

Nr.		Seite
200.	Die Kriegsleute beim Trunke	243
201.	Die Vorbotin des Streites .	243
202.	Das Gastmahl im Walde .	244
203.	Das Zaubermägdlein . . .	245
204.	Der Traupfennig	245
205.	Die Sorbenburg bei Saalfeld	246
206.	Vorzeichen von Kurfürst Hans von Sachsens Tode	247
207.	Tod eines Herrn von Reuß .	247
208.	Der Blutberg in Thüringen .	248
209.	Häusernamen	248
210.	Doctor Faust in Erfurt . .	249
211.	Der Rabe auf dem Schloßhofe zu Merseburg	250
212.	Die Kegelbahn im Kyffhäuser	252
213.	Trompete und Clarinette . .	255
214.	Kaiser Otto im Kyffhäuser und die Musikanten. . . .	255
215.	Kaiser Friedrich der Rothbart und Utchen	257
216.	Das glühende Schiff im Kyffhäuser	258
217.	Die Morgenhelle am Kyffhäuser	258
218.	Ostern auf dem Kyffhäuser .	259
219.	Die Musikanten von Oldisleben	260
220.	Die Sau am Kyffhäuser . .	260
221.	Das Brautpaar von Bennungen	261
222.	Nachtherberge im Kyffhäuser	263
223.	Kaiser Friederich und die Musikanten	264
224.	Schäfer am Kyffhäuser . .	264
225.	Kuhhirt im Kyffhäuser . .	265
226.	Wein vom Kyffhäuser . . .	266
227.	Der Kyffhäuser und die Fuhrleute	267
228.	Die Rothenburg	269
229.	Kaiser und Junker	270
	Anhang.	
	Ueber die deutsche Kaisersage . .	275
	Anmerkungen	288
	Alphabetisches Register	329

1. Stiftung von Kloster Gandersheim.

Nachdem Herzog Liudolf gesehen, daß das Braunshausische Kloster für die Anzahl der eingeführten Stiftsfräulein zu enge werden wolle, hat er sich zwar entschlossen, ein größeres Stift für dieselben anzulegen, ist aber nicht wenig besorgt gewesen, wo er einen gefälligen Ort hierzu finden solle. Als er solche Gedanken mit sich getragen, erschienen des Nachts, und zwar zwei Tage vor dem Allerheiligen-Feste, den Schwein- und anderen Hirten an dem Orte, wo das Gandersheimische Stift zu sehen, eine große Anzahl Lichter, welche die ganze Waldgegend sehr helle machten, worüber die Hirten bestürzt wurden und solches ihrem Hausherrn und Meister anzeigten, der es als ein großes Wunder annahm und sich dadurch bewegen ließ, die folgende Nacht daselbst mit ihnen zu wachen, da denn in der Mitternacht eine größere Anzahl, als die vorige, von Lichtern auf eben der Stelle sich wieder zeigten. Dies ward sogleich dem in der Nähe befindlichen Herzog Liudolf kund gemacht, welcher sich entschloß, mit seinem ganzen Hofstaate in der bevorstehenden Allerheiligen-Nacht sich in den düsteren Wald an bezeichneten Ort zu begeben. Bei seiner Ankunft zeigten abermals sich die Lichter, so daß es schien, als wenn es heller Tag durch der Sonne Aufgang geworden wäre, woraus der Herzog schloß, dies müsse der rechte Ort sein, den sich alle Heiligen zu ihrem Ehrendienste auserlesen, deswegen er auch sofort des anderen Tages und fernerhin den Wald und Büsche ausroden und zur Weih- und Klosterstelle bereiten ließ.

---

2. Der Spring am Elm.

Durch ein kleines Gehölz mit stattlichen Eichen gelangt man von Königslutter aus nach dem Gasthause „zum Spring". Hier befindet sich ein Gewölbe aus Sandstein, auf welchem in früherer Zeit noch eine Capelle stand. Da hütete einst ein Hirt seine Herde. Er trug einen sehr langen Stab, der unten mit einer zugleich als Haken dienenden Schaufel versehen war. Einen solchen Hakenstock gebrauchen die Hirten noch jetzt, um das Vieh einzufangen, besonders aber um die Thiere mit Erde zu werfen, wenn sie an einer verbotenen Stelle weiden. Als er nun hier so mit dem Stabe in der Erde herumwühlte, fand er einen Topf mit Geld. Dafür baute er einem Heiligen die Capelle. Doch die Mönche des Klosters zu Lutter ärgerten sich über den frommen Hirten und seine Capelle. Als er einst bei ihr stand, traf ihn plötzlich ein großer Stein von oben an die Schläfe und er brach sterbend zusammen. Ueber der Thür des Gewölbes ist sein Bild ausgehauen, wie man ihn mit dem mörderischen Steine gefunden hat. In dem Gewölbe entspringen jetzt sieben Quellen, die das herrlichste Wasser geben.

---

3. Roklum.

In der Mitte zwischen Halberstadt und Braunschweig an der Straße, die noch jetzt über den Bruch führt, hoch über dem Bruche liegt das preußische Dorf Roklum. Zwei Stunden von ihm abseits befindet sich die preußische Stadt Hornburg. Zwischen Hornburg und Roklum liegen die Braunschweigischen Dörfer Seinstedt, Hedeper und Wetzleben und auf der anderen Seite von Roklum das Braunschweigische Dorf Winnigstedt. Ueber diese Reihe von Ortschaften am

nördlichen Saume des Bruches, der sich von Hornburg bis Oschersleben zieht und gewöhnlich seiner ganzen Länge nach der Oschersleber Bruch heißt, gibt es den Reim:

Horenborg dä Lumpenstadt,
Seinstee sind dä Mäkens glatt,
Häwer sind se kecke,
Wetzlewwe gat s' in Drecke.
Rokel is dä Gollenknopp,
Winnigstee dä Dubendopp.

Von diesen Orten liegt Roklum allein an der Heerstraße und bietet die weiteste Aussicht dar, besonders vom Kirchberge aus. Als Heinrich der Löwe im Kriege mit dem Bischofe Halberstadt selbst in Brand gesteckt hatte, verfolgte ihn auf dem Wege nach Braunschweig sechs Stunden weit eine Rauchwolke bis an die Grenze des Bisthums Halberstadt, ja, bis über das erste Braunschweigische Gebiet hinaus auf den damals noch unbebauten Kirchberg. Da fiel er nieder, betete zu Gott, daß die Wolke ihn verlassen möge und rief: „Rook um!" (Rauch um!) Da verließ ihn die Rauchwolke und frei von ihr konnte er in sein Braunschweigisches Land eintreten. Auf der Stelle, wo er gebetet hatte, baute er eine Kirche. Diese und der Ort, welcher daneben entstand, wurden nach jener Begebenheit Roklum genannt. Das Dorf gehört aber nicht zu Braunschweig, sondern zu Halberstadt; sei es, daß es schon in alter Zeit eine Enclave war oder daß das Kirchlein zu Roklum dem Bisthume Halberstadt von Heinrich dem Löwen zur Sühne übergeben werden mußte.

---

4. Herzog Heinrich der Löwe.

Heinrich der Löwe, von Gottes Gnaden Herzog zu Sachsen, zu Bayern, Graf zu Braunschweig, Lüneburg und Nordheim, ein Herr von der Elbe bis an den Rhein, und von dem deutschen Meere bis

an den Harzwald, ward geboren im Jahre 1129. Er war ein freundlicher schöner Prinz, zeigte von frühester Jugend an vielen Verstand und kam schon im zehnten Jahre zur Regierung. Als er elf Jahre alt war, zog er 1140 mit dem Bischofe Adalbert zu Bremen, dem Markgrafen Albrecht zu Salzwedel und Churfürsten zu Brandenburg, dem Grafen Konrad zu Wettin und mit anderen Fürsten und Herren gegen die heidnischen Wenden, um dieselben zum christlichen Glauben zu zwingen. Er führte, wie die anderen Herren, auf seinem Kleide und Harnische das besondere Zeichen, nämlich eine runde Kugel mit einem Kreuze oben darauf. Mit diesem Zeichen wollten sie andeuten, daß ihr Herr, der für unsere Sünden gekreuzigte Heiland Jesus Christus, der König, Herr und Schöpfer des Himmels und der Erde sei, dem zu Ehren sie diesen Krieg führten.

Dieser Herzog Heinrich wurde durch die frühe Anleitung in dem Kriegswesen sehr kühn und ging mit der größten Unerschrockenheit jeder Gefahr entgegen, weshalb ihm die anderen Fürsten die Benennung: „der Löwe" beilegten. Er residirte zu Braunschweig auf der Burg Dankwarderode beinahe fünfzig Jahre, vergrößerte die Stadt, indem er den ganzen Stadttheil, welcher der Hagen genannt wird, bauen ließ (es war vorher ein Gehege von Waldung daselbst gewesen), und bauete die St. Katharinenkirche auch dahin.

Weil nun die Frömmigkeit des Mittelalters Kreuzzüge hervorrief zur Eroberung und Behauptung des durch den Stifter unserer Religion geheiligten Landes, so unternahm Herzog Heinrich auch eine solche fromme Reise im Jahre 1172. Nachdem er sein Haus und seine Lande der Obhut treuer Räthe und Diener übergeben, zog er am 15. Januar, begleitet von mehreren hohen Geistlichen und Fürsten (z. B. Pribislaus, König der Wenden, Grafen Gänzel von Schwerin, Graf Hoyer von Mansfeld, Siegfried von Blankenburg und anderen Edeln und Rittern, so daß die ganze Gesellschaft 2000 Mann ausmachte), auf Regensburg, besuchte daselbst das Grab seiner Mutter, reisete dann nach Wien, wurde von seinem Stiefvater, Herzog Heinrichen

von Oestreich, prächtig empfangen und bis an die ungarische Grenze geleitet. Der König von Ungarn empfing die hohen Gäste ehrenvoll; aber die Freude dieser Zusammenkunft wurde durch eine Ruchlosigkeit getrübt, da der König bei einem Feste, das er zu Gran den Reisenden gab, von seinem Oheim vergiftet wurde. — Von der Fortsetzung der Reise auf der Donau durch einen gefährlichen Schiffbruch abgeschreckt, zog der Herzog zu Lande weiter, schlug sich muthig und glücklich durch die räuberischen Bulgaren und erreichte auf Ostern die Hauptstadt des damaligen griechischen Reiches, Constantinopel. Der Kaiser Emanuel Comnenus ließ sie ehrlich und wohl empfangen, sandte ihnen köstliche Gaben und einige zierlich geschmückte Pferde, auch schöne Rüstungen und Kleidungsstücke entgegen, und bot am Ostertage in feierlicher Audienz die ganze Pracht des Hofes auf, um den Empfang noch mehr zu verherrlichen.

Als nach dem Feste der Herzog sich beurlaubte, beschenkte die Kaiserin Constantia ihn mit dem köstlichsten Zobel- und anderem Pelzwerke, auch mit Sammt so reichlich, daß er die ganze Begleitung darin kleiden konnte. Der Kaiser aber schenkte ihm ein ausgerüstetes Schiff. Da dieses Schiff die ganze Reisegesellschaft nicht fassen konnte, so miethete der Herzog noch zwei Schiffe. Auf dem Schiffe des Herzogs waren außer ihm selbst seine treuen Freunde und seine Diener, auf den anderen beiden Schiffen die übrigen Mitreisenden.

Schnell segelten sie nun auf dem herzoglichen Schiffe dahin und waren bald von den anderen beiden Schiffen ganz getrennt. Sie fuhren Tag und Nacht, trafen aber kein Land an. Ihre Segel zerbrachen und sie geriethen auf dem Meere so sehr in Gefahr, daß Jeder sich den Tod wünschte. Ihre Speise ging zu Ende. Dem Herrn wurde bange, er hub die Hand auf und flehte zu Gott. Danach befahl er, daß Jeder sich ein Loos machen solle. Als die Loose fertig waren, that man sie in einen Hut, der wurde gänzlich geschlossen. Wessen Loos zuerst herauskam, der sollte sich muthig den Anderen opfern.

Das erste Loos fiel auf einen kühnen Helden, der sprach von Herzen: „Macht's wie es Euch gefällt. Tödtet mich und theilt mein Fleisch unter Euch, ich will Euch meinen Leib zur Speise geben. Falle das Loos auf uns Alle, Groß und Klein, möge es nur unseren theueren Herrn verschonen." Der Held ward zur Speise geschlachtet, da war Hunger der beste Koch. Bald war er von seinen Gefährten verzehrt und das Loos mußte von neuem geworfen werden.

So waren zuletzt die Diener meist umgekommen und der Herzog war mit einem Diener allein übrig. Der Herzog sprach: „Mein Wille ist es, jetzt werfen wir Beide das Loos. Je nachdem das Loos fällt, soll Einer den Andern verzehren." Der Knecht rief: „Solches thue ich meinem Gebieter nicht." Als endlich das Loos bestimmte, daß der Diener seinen Herrn verzehren sollte, sprach er mit Treue: „Herr, weil Ihr nun mein seid, so lasset mich mit Euch thun, was ich will. Ich werde Euch aber in einen Sack von Leder einnähen. Ihr seid noch jung und stark, wartet ab, was dann geschieht." Der Knecht nahm den theueren Helden und nähte ihn in Ochsenhäute ein. Zu ihm legte er sein Schwert und sprach: „Ach, Gott thue es erbarmen, wie ich jetzt in Trübsal stehe! Meinen Herrn habe ich begraben, und ist doch noch nicht todt!" Da kam herbeigeflogen ein großer grimmiger Greif, der schoß fürwahr auf den Herzog zu, faßte ihn mit seinen Klauen und trug ihn in sein Nest. Da freute sich der Herr und sprach: „Nun thue Gott das Beste an mir!" Wirklich flog auch der Greif bald wieder davon, weil er mehr Speise begehrte. Da ergriff der Herzog sein blankes Schwert, dankte Gott dem Herrn und schnitt sich aus der Haut heraus. Dann sah er sich freudig und muthig in dem hohen Greifennester um.

Die Greifen schrieen und begehrten bald des Herrn zur Speise. Er aber erwehrte sich ihrer, rief zu Gott und schlug die Vögel alle todt. Eine der Greifenklauen nahm er mit sich, sie hängt noch jetzt zu Braunschweig im Dome.

Als er aus dem Neste heruntergestiegen war, sah er im Walde

einen Löwen und einen Drachen mit einander streiten. Da sprang der Herr mit seinem guten Schwerte zu. Der Drache sperrte seinen weiten Schlund auf gegen den vielwerthen Mann. Da lachte der Herr und sprach dem Löwen zu. Der sprang auf den Drachen und der Drache schrie so laut, daß der Wald davon wiedertönte. Der Herr aber schlug jetzt in freiem Muthe mit seinem guten Schwerte auf das wilde Thier, daß es Feuer spie. Der Herr erschlug den Drachen, und von Stund' an war der Löwe ihm getreu. Er legte sich zu dem Herrn und seinem Schilde, pflegte sein und trug ihm Hirsche und Rehe zu.

Sie befanden sich aber damals in einem großen Walde, der mit Wasser umgeben war. Der Herzog besann sich, wie er von dem Löwen komme. Er machte eine Horde von Holz und Reisig, während der Löwe für die Nahrung des Herrn sorgte.

Als die Horde gebunden war, legte sie der Herzog in's Meer und setzte sich darauf. Der Löwe kam und hatte ihm ein Wild gejagt. Er trauerte, als er seinen Herrn nicht fand, lief hin und her und schaute weit um sich. Er hörte die Stimme des Herrn, sah ihn und sprang bald zu ihm auf die Horde. Tag und Nacht flossen sie, wohin sie der Wind trieb. Der Herzog schlief wenig vor Angst. Er hätte viel lieber gesehen, der Löwe wäre dort geblieben. „Ach, Gott erbarme dich!" rief er und hob seine Hände auf. „Hilf mir Armen zum Lande, die Speise hat ein Ende." Der Löwe sah den Herzog traurig an. Aber als der Herzog schon lange keinen Schlaf mehr gefunden hatte Tag und Nacht, da trat zu ihm der Wirt aus dem Nobiskruge (der Teufel). „Du liegst im Wasserwagen und mußt sterben," sprach er. „Und es ist wahr und gewiß, was ich dir sage: Zu Braunschweig ist gestern Mittag eingezogen ein Anderer aus fremden Landen, dort wird man Wirtschaft halten und er bekommt Dein Weib und Dein Land."

Traurig saß der Herzog da und zweifelte nicht an der Wahrheit dieser Botschaft. „Ich bin ja ausgewesen länger als sieben Jahre," sprach er. „Sie werden nicht anders denken, als daß ich nicht mehr

auf der Welt sei. So will ich denn meinen Sinn allein auf Gott richten, der mache es mit mir wie's ihm beliebt."

„Ja höre," sprach der Wirt aus dem Nobiskruge, „ich will Dir sagen, Du redest da noch viel von Gott, der wird Dir nicht von diesem unabsehlichen Wasserwagen herunter helfen. Wenn Du aber willt mein eigen sein, so führe ich Dich noch heute zu Deinem Gemahle und Deinen Freunden."

„Ob ich gleich bin ein Herr von Braunschweig hochgeboren, — wenn ich mein Gelübde bräche gegen Gott, das ewige Licht, und fiele von Gott meinem Herrn, so müßte ich ewig verdammt sein," antwortete der Herzog.

„Ich rathe Dir," sprach der Wirt vom Nobiskruge, „besinne Dich nur nicht lange, ich will Dich heute ohne Wagen führen gen Braunschweig vor die Stadt und Dich ohne Schaden auf dem Giersberge niederlegen. Da sollt Du meiner warten, bis ich zurückkehre. Ich werde aber dann alsbald den Löwen nachholen an den Ort, und so ich Dich schlafend finde, sollt Du mein eigen in meinem Reiche sein." Damit wollte er ihn gern um Leib und Seele betrügen.

Der Herzog betete zu Gott, daß er ihm einen heiligen Wagen an dem Tage bescheren wolle. Er beschloß fleißig zu wachen und willigte doch in den Rath des Bösen, um zu seiner Allerliebsten zu kommen. Er betete, daß er zu Gottes Glücke fahren möge, ehe die Hochzeit vollbracht wäre.

Nun lag der Herzog auf dem Giersberge zu Braunschweig vor der Stadt; er war so müde, daß er sich jetzt vergeblich gegen den Schlaf wehrte. Es dauerte nicht lange, so schwebte der Nobiswirt einher und hatte den frommen theueren Löwen gar fest umfangen. Als der Löwe seinen Herrn so liegen sah in tiefem Schlafe am Berge, meinte er, daß er todt sei. Da brüllte er laut, weil der Herr sich nicht rührte, und schnell erwachte der Herzog von dem Gebrüll; das ärgerte den Teufel und er warf den Löwen von sich, daß er krachte. Hätte der Herr geschlafen, so wäre er um Leib und Seele gekommen;

so aber fiel er nieder und dankte Gott. Es war die höchste Zeit, daß er zurückkehrte. Er ging in die Stadt und der Löwe folgte ihm nach. Seine Schritte richtete er nach der Burg hin; er hörte ein groß Getön und dachte: was mag das sein?

Er wollte in sein Haus gehen, aber man wollte ihn nicht einlassen. Trabanten und Dienstleute drohten ihn zu schlagen. „Was willt Du hier in des Fürsten Hause?" sprachen sie. „Wir sehen's an Deinen Sachen, Du bist ein Umläufer."

Wie der Herr nun so dastand, nahm ihn doch groß Wunder, was er sah und hörte. Er sprach: „Da mag wohl noch wahr werden, was der Teufel mir sagte. Was bedeutet das Getön und das Pfeifen? Ist hier ein fremder Herr? Sagt an, Ihr Leute, was gibt's hier für eine neue Märe?" Sie antworteten: „Der Herr ist ja nicht fremd, wir kennen ihn gar wohl. Heute bekommt er das Braunschweigische Land mit unserer gnädigen Fraue. Sie ist eine Wittwe in Treue, ihren Herrn hat sie verloren."

Der Herzog verwunderte sich sehr und beschloß, seine Schritte zu beschleunigen. Er trat zu einem der Dienstleute und bat, ihm die Erfüllung einer Bitte auszuwirken, er wolle nicht viel begehren. Der Herr bat gar inständig und wollte nicht ablassen, da er doch der Landesherr war. Er sprach: „Es soll Dich nicht gereuen, Du scheinst ein treuer Mann, so rede doch zu der Fürstin und bitte sie freundlich, daß sie einen Trunk von ihrem Weine herunterschicken wolle, denn mein Herz ist matt."

Der Bote berichtete der Herzogin von dem fremden Manne. Sie lachte, weil er einen Löwen bei sich hatte, fragte: wie kommt der Abenteurer in unser Haus? und gab ein goldenes Geschirr, das er austrinken sollte. Man trug den Becher hinunter und der Herzog trank den Wein aus. Da sprach Einer zu dem Herzoge: „Wahrlich, mich nimmt's Wunder, woher Du sein magst, weil Du allein von diesem Weine zu trinken begehrst. Den schenkt man nur der Herzogin ein."

Da nahm der Herzog einen Ring von Golde, der war auseinander

geschlagen, und sein Helm und Schild darauf eingeschnitten, diesen warf er alsbald in den Becher und bat sehr, man wolle ihn allein vor die milde Fürstin tragen. Der Knecht nahm den Becher stillschweigend, weil ihm schon Alles ganz absonderlich vorkam. Er sprach: „Zart-gnädige Frau, blicket das Gold im Becher an, ob Ihr es verloren habt." Sie nahm das Gold, sah es fleißig an und entfärbte sich. Bald ward sie wie eine Leiche. Sie dachte: ist mein Herr da, der Herzog von Braunschweig?

Die Braut stand auf mit Eile und trat in die Kammer. Bald darauf rief sie den Kämmerling. Sie sprach: „Seht Ihr da unten den fremden Mann, der mit dem Löwen vor unserem Hause stehen soll?" Der Kämmerling sprach: „Zart-gnädige Frau, ich hab' ihn wohl angeschaut, der Löwe folgt ihm und ist ihm getreu und unterthan. Viele Leute betrachten ihn, fürwahr er ist ein feiner Mann."

Sie lehnte sich an die Zinnen und schaute hinunter. Sie sah ihren Herrn, da saß er mit dem Löwen. Oft blickte sie den Goldreif an und sprach: „Was er mir geschickt hat, ist von meines Herrn Ringe. Laßt ihn heraufkommen. Wir wollen ihn freundlich fragen, woher er den Ring hat. Wahrlich, er muß es verkünden! den Ring kenne ich gar wohl. Mein Herr gab ihn mir, als er von mir schied. Ach Gott, wäre er doch noch am Leben! Er schnitt ihn von einander und sprach: Komme ich in länger als sieben Jahren nicht wieder in dies Haus und diesen Saal, so freie einen anderen Mann."

Jedermann nahm dies Alles Wunder. Was wird noch daraus werden? sprachen sie. Die Räthe nahmen den fremden Landesherrn beiseit. Sie fragten ihn in Treuen, woher er es hätte, es wäre ihres Herrn Ring. Da begann der Herzog wieder fröhlich zu lachen und dachte: es wird gut werden. „Von Keinem hab' ich das Ringlein erhalten," sagte er, „ich habe ihn hingenommen, es ist länger als sieben Jahre." Trachtete auch fleißig, ob er nicht die Braut sehen könne.

Sie aber schauten fortwährend auf ihn, wie er so mit dem Löwen neben sich und mit der Greifenklaue in der Hand dastand, und fürwahr, er war ein weiser Mann. Einer lief zu der Frau und berich-

tete ihr Alles. Die Fürstin wunderte sich sehr, ging schnell durch einen Saal und sprach: ach Gott, ob es mein lieber Gemahl ist? Sie sah den Herrn an und fiel vor Freuden nieder. Der Herr schaute sie an und half ihr auf. Alle Herren nahm es Wunder und sie sprachen: Hilf Gott im Himmel, was will noch daraus werden?

Die Fürstin erkannte ihn und bot ihm ihre weiße Hand. „Ach Herr, wollt Euch nennen!" sprach sie. „Seid Ihr der Herr im Lande, so thut es mir jetzo kund. Wir preisen Gott den Herrn, daß Ihr wohlbehalten angelangt seid."

„Vor Zeiten war ich ein Herre," sprach er ohne Zorn und Spott. „Mir geschieht jetzt wenig Ehre, ich muß es Gott anheimstellen. Fürwahr, ich war ein Herzog ohne Sorgen, das sag' ich Euch gewiß. Zu Braunschweig bin ich ausgezogen, ist länger denn sieben Jahr."

Sie sprachen: Seid Ihr des Landes ein Herr, so seid uns Allen willkommen. Sie erwiesen ihm große Ehre, denn er war mild und fromm. Die Fürstin fiel nieder und dankte dem lieben Gotte: „Mein Herr ist zurückgekehrt, Gott wolle ihn behüten!" Nun wies man ihn zu Tische und speiste ihn besser, als er auf der Horde gespeist war. Man setzte ihn zu der Braut und Jedermann sah ihn an. Auch versorgte man gar wohl sein getreues Thier, den Löwen.

Die Kunde gelangte zu dem Bräutigam, der war sehr zu bedauern. „Nun ist meine Sache verloren!" rief er aus, „ich bin durch den Korb hindurch!" Der Bräutigam trauerte sehr, der Schimpf that ihm weh, und er sagte, wenn es nicht gewiß der Landesherr wäre, so wollte er keinen Falls von der Braut ablassen. Da traten die Herren zusammen und beriethen sich. Ja, der Herzog selber erschien und bat Jeden um guten Rath und versprach Allen gnädig zu sein, weil er sein Leben hätte und Herr im Lande wäre. Sie dankten seiner Gnade und sagten, die Sache wäre nicht so schlimm. Ein Fräulein sei her aus Franken, sei wahrlich hochgeboren. Diese wollten sie sogleich dem Bräutigam geben; sie sei so säuberlich, als eine im Braunschweiger Lande. Das gefiel dem Fürsten, er lachte, daß es schallte, und sein Muth war gar

fröhlich. Zeigt es rasch dem Herrn an, sprach er, daß er doch noch Wirtschaft halten und das Fräulein haben soll.

Die Herren eilten sehr, gingen zu ihm in sein Gemach und brachten ihm die Zeitung, seine Sache werde noch gut und bald würde ihm eine schöne junge Braut zugeführt werden. Euer Gnaden, sprachen sie, haben ganz recht vernommen, daß unser Landesherr wiedergekehrt ist aus fremden Landen. Gott hat ihn bewahrt in viel Angst, Noth und Trübsal. Wir Alle betrauerten ihn, als wäre er längst todt. Weil denn Gott Alles so gemacht hat, so wird die Fürstin auf den Rath ihres lieben Gemahls Euch heute ein Fräulein zur Ehe vermählen. Der Herr sagte sittsam: „Gibt unser gnädiger Herr auch seinen Willen dazu, so sage ich auf meine Treue, daß sie mir die Liebste sein soll." — „Das ist schon geschehen," sprachen sie, und er antwortete: „Fürwahr, sie soll mein eigen sein und mit mir heimfahren in mein Erbe."

Sie säumten sich nicht lange und gingen zum Fräulein. Das hieß sie willkommen sein. Mit wichtiger Geberde trugen sie ihre Sache vor. Das Fräulein wehrte sich sehr, doch endlich lachte sie dessen. Sie wollte Aufschub haben, aber die Herren wollten ihn nicht bewilligen. Ein wenig schämte sie sich, gab aber doch höflich den Bescheid, sie sollten ihren Herrn fragen, dazu seiner Gnaden Gemahlin. Was diese ihr riethen, sollte ihr wohlgefallen.

Edel Jungfräulein, sprachen sie, unsere hohe Obrigkeit hat schon ihre Bewilligung dazu gegeben. So ertheilt uns denn kurzen Bescheid. Auch gereicht es Euch ja zu großer Ehre, daß unser gnädiger Herr dies selbst so vorgeschlagen hat.

„Nun, so geschehe denn Gottes Wille," sprach das Fräulein. „Will er es doch also haben, daß ich nun zur Ehe greifen soll, so bringt unserem Herrn die Botschaft!" Man nahm sie bei den Händen und führte sie zu dem Herrn. Der empfing sie fein und sagte großen Dank. Auf einem goldenen Wagen führte er sie zur Hochzeit. Allda konnte Niemand sein eigen Wort vernehmen vor Pfeifen und Drommeten, desgleichen man nie angehört hatte.

Da sie aus der Kirche kamen, war Alles in Ordnung. Jedermann war in Freuden, denn die Sache schien gut. Und so hielt man Wirtschaft, und manchen Mann von Jungen und Alten sah man da gerüstet auf den Plan reiten. Mit Rennen und Turnieren brachen sie in großem Fleiß den Spieß.

Als die Wirtschaft ein Ende hatte, nahm Jeder Urlaub und gab der Braut und dem Bräutigam die Hände. Man geleitete sie auch und gab ihnen groß Gut mit.

Der Herzog aber saß ruhmvoll und regierte Leute und Land. Man ehrte ihn und liebte ihn sehr wegen seiner Treue. Manchem Schwachen leistete er Beistand und manchen Armen machte er reich.

Bis in seine alten Tage hat Gott ihn und sein Gemahl wohl bewahrt. Er gab ihnen viel Fräulein und junge Herren, die nach ihrem Tode das Land Braunschweig regiert haben. Endlich legte sich der Herr, schwach von Alter, und sprach: „Wenn ich nicht wieder aufkomme, so befehle ich Leib und Seele Christo, meinem lieben Herrn, der wolle mein pflegen. Von ihm kommt Leben und Heil." Seine Gemahlin weinte. Der Herr segnete sie und sprach: „Meines Lebens ist nicht mehr! Gott wolle sich Euer annehmen und Euch bewahren, dazu auch Land und Leute." In derselben Stunde reichte er Jedem die Hand zum Abschiede. Der edle theuere Herr gab seinen Geist auf am 6. August 1195.

Jedermann trauerte sehr. Desgleichen das wilde Thier, das auch seinen Herrn verloren hatte. Der Löwe legte sich nieder auf das Grab desselben und wollte es nicht wieder verlassen, bis er seinen Geist aufgab. Man that dem Löwen die Ehre an und begrub ihn vor der Burg. Wer vorübergeht, schaut noch heute dies Grab an. Ein gegossener Löwe steht dort.

Ehrlich begrub man dieses Fürsten Leib. Sein Schwert legte man zu ihm. Mitten im Dome zu Braunschweig ist noch das Grab zu sehen. Die Greifenklaue, welche der Herzog mitbrachte, hängt darüber.

Bei des Herzogs Grabstelle hat man nachfolgende Grabschrift, mit goldenen Buchstaben gemalt, gefunden:

Herzog Heinrich hier begraben liegt,
Der diese Kirch' hat aufgericht't,
Sein Eh'gemalin tugendsam,
Den Armen mild, einfältig, fromm,
Die Frau Mechtild sie wurd' genannt,
Des Königs Tochter aus Engeland.
Der liebe Gott sie speise wohl
Mit den Engeln in des Himmels Saal.
Ihr Sohn Otto liegt auch dabei,
Mit Gold gekrönt, ein König frei.
Der Würmer Speise ist der Held,
Das ist der Ausgang aller Welt.
Zu einer Braut ward ihm zum Lohn
Kaisers Philippi Tochter schön.
Dieselb' nun Staub und Asch' muß sein,
Vorhin war sie ein Röslein fein.

Vom Herzog Heinrich dem Löwen findet man noch folgende deutsche Reime:

Von der Elbe bis an den Rhein,
Vom Harz bis an die See war mein.
Zum Glauben ich die Wenden bracht',
Das Bayerland besaß ich mit Macht,
Der Kaiser mich der Ehren entsetzt,
Braunschweig und Lüneburg blieb mir zuletzt,
Mein Geschlecht besitzt noch heut dies Land.
Richard, der König aus Engeland,
Zwei Leoparden mir zum Wappen gab,
Da ich beraubt ward Ehr und Hab'.

5.
Thedel Unverfehren von Walmoden.

Aschen von Walmoden war ein Edelmann unweit Braunschweig gesessen. Seine Gemahlin hieß Bertha; sie war zu Gernrode geboren. Sie hatten einen Sohn, welchen sie Theodulos oder Thedel nannten, weil ihr Geschlecht aus Griechenland stammte. Thedel Unverfehren studirte bis in's sechszehnte Jahr in Frankreich und kehrte dann zu den Seinigen zurück. Nach kurzer Zeit wurde er zu Gevatter gebeten. Thedel konnte Latein reden, darum verstand er genau die Worte, welche der Priester bei der Taufe ablas. Auch vergaß er sie nicht wieder aus seinem Herzen. Nach der Taufe hielt man in alter Art ein groß Bankett mit Speise und Trank, mit Fröhlichkeit und Lobliedern. Nach der Mahlzeit aber berief Thedel den Pfarrherrn, Herrn Dieterich, zu sich und fragte ihn, ob er auch mit diesen Worten getauft sei. Der Pfarrer versicherte, daß es vor achtzehn Jahren geschehen sei. Weil ihm nun auf diese Weise Gottes Schutz versprochen war, beschloß der Thedel, sich sein Leben lang selbst vor dem Teufel nicht zu fürchten. Den Teufel aber verdroß es gar sehr, daß des Thedels Glaube so groß war.

Nach dem Tode seiner Eltern erhielt Thedel das Haus Lutter am Barenberge zum Sitze. Von da zog er einstmals mit seinem

Schreiber in das Thal bei Brelem nach der Hahr, wo sie Hasen und Füchse fangen wollten. Unterwegs, als sie vor den Appelhorn gekommen waren, begannen sie Spielen und Heftpflöcke zu hauen. Da trug sich's plötzlich zu, daß Thedel unter einige bekannte Reuter aus seiner Heimat gerieth, die doch vor langer Zeit schon gestorben waren. Vor ihnen her ritt als schwarzer Mann der Teufel, der führte eine große schwarze Fahne und saß auf einem feinen schwarzen Rosse, das sprang und trieb seltsame Geberden. Thedel erschrak nicht, gab seine Springschnur und die Glocken dem Schreiber und sagte: Stelle Du die Garne alle fein gemach, ich will der Reuter wahrnehmen. Er sah aber fünf Reuter hinterher traben. Nun kam ein Gevatter von Thedel daher geritten auf einer schwarzen dreibeinigen Geiß. Der Gevatter fragte den Thedel, was er da mache, ob er vielleicht dahin gegangen wäre, seltsame Abenteuer zu sehen, und ob er Liebe, Lust und Gefallen hätte, mit nach dem heiligen Grabe zu ziehen. Dann sollte er hinter ihm auf die Ziege sitzen. So wolle er ihn hinbringen und er könne das schwarze Pferd verdienen, auf welchem der stolze schwarze Mann reite. Auf dem Wege dürfe er kein Wort sagen, sonst würde der böse Feind ihm den Hals brechen. Auch unterwies ihn der Gevatter, wie er sich verhalten solle, wenn er nach Jerusalem zu Glück gekommen sei, und sprach: „Beim heiligen Grabe sollt Ihr absteigen und Euch daselbst gar wohl besehen. Thut, was Ihr ausrichten wollt mit Opfern, Beichten und Kirchgehen. Wenn's Euch gefällt, mögt Ihr ein Bild in der Kirche am heiligen Grabe zum Gedächtniß malen lassen. Auch könnt Ihr etwas geben zum Heiligthume. Ihr dürft dableiben bis in die andere Nacht. Wird aber zum dritten male der Kirchring umgedreht, so müßt Ihr wach werden." Thedel sagte, wenn er sicherlich wieder nach Lutter käme, so wolle er um's Pferd ringen und sich getrost auf die Ziege setzen, ob sie gleich nur drei Beine hätte. Er sei durch Jesu Christi Tod erkauft worden von des Teufels List. In Gottes Namen wolle er fahren.

Der Held sprang auf die Ziege und rasch ging's durch Wald

und Feld. Da sie nun an das Meer gekommen waren und das heilige Land daliegen sahen, sprach der Gevatter zum Thedel: „Nun soll's nicht mehr lange währen. Laßt Euer Rütteln und sitzet still, wir müssen erst noch über jene kleine Pfütze da springen."

Sogleich kamen sie zum heiligen Grabe und stiegen ab. Da war begraben unser Herr Christus, aller Menschen Seligmacher. Er erwarb uns das ewige Leben für den Tod, als er sich opferte für die Sünde der Welt. Er band den Teufel, trat ihn mit Füßen nieder und gab dem Tode seinen Lohn.

Thedel ließ zu seinem Gedächtnisse ein Schild hübsch und fein malen. Man findet es noch heutigen Tages daselbst, wie diejenigen gesehen haben, welche dort gewesen sind. Er ließ es in der Kirche hängen als sein Wahrzeichen. Auch beichtete Thedel seine Sünde und ging zum Nachtmahle des Herrn. Er that Buße und sah nichts vor sich als den Tod. Doch vertraute er auf Gott und ging muthig hin und her, sich Alles zu besehen. Zuletzt ward er unter Anderen des Herzogs Heinrich gewahr, welcher damals mit seinem Löwen in dem Dome erschien.

Sobald der Thedel Unverfehren des durchlauchtigsten hochgeborenen Fürsten und Herrn Herrn Heinrich Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, seines gnädigen Herren, in der Kirche ansichtig wurde, erzeigte er seiner fürstlichen Gnaden gebührliche Ehrerbietung. Der Herzog verwunderte sich ganz über die Maßen, daß er seiner Unterfassen einen in so fernen Landen angetroffen, dessen er sich nicht vermuthet, weil seit zwei Jahren Niemand aus deutschem Lande dort vorbeigekommen war. Thedel berichtete seiner fürstlichen Gnaden, daß er in sehr kurzer Zeit dahin geritten sei und wie es zugegangen wäre. Bald hernach fing der Herzog an, den Thedel zu fragen:

Wie geht's unserm lieben Gemahl
Mit den Kindern auf unserm Saal?
Und wie hält das Hofgesind' Haus,
Weil ich so lang bin gewesen aus?

Auch fragte er:

Was machen doch die Räthe mein
Und Alle, die meine Getreuen sein?

Thedel sprach: „Sie sind noch sammt und sonders frisch und gesund, dazu steht es auch sonst allda gar wohl. Allein die gemeine Sage ist, Euer fürstliche Gnaden sollen mit Rittern im wilden Meere ertrunken sein und Eure Schiffe wären untergegangen und versunken. Dies Gerücht ist auch vor Eure fürstliche Gemahlin gekommen, und deshalb will sie sich einen Pfalzgrafen zum Gemahl geben lassen und das wird gewiß geschehen, wenn Ihr nicht vor Michaelis gen Braunschweig heimkehrt."

Während der Herzog Heinrich und der Thedel Unverfehren ihr Gespräch in der Kirche gehalten hatten, war sein Gevatter daher gekommen, zum ersten male den Kirchring umzudrehen. Er ermahnte ihn, in der folgenden Nacht nicht weit von dieser Stelle zu bleiben, damit er nicht in Lebensgefahr käme. Hierauf bat ihn der Herzog zu Gaste und nahm ihn mit in seine Herberge, um ihm schriftliche und mündliche Aufträge an seine Gemahlin zu geben. Da sie nun in die Herberge kamen und ein Diener das Pferd des Herzogs nahm, befahl der Marschall vor allen Dingen dem Wirte: „Bestelle auf's beste die Küche, decke den Tisch und laß die Mahlzeit zubereiten. Gott hat meinem gnädigen Herren Botschaft beschert. Darum wollen wir guter Dinge sein und mit dem Boten den besten Wein trinken, den man bekommen kann, ehe er sich wieder auf die Reise begibt."

Die Diener des Herzogs gaben allesammt dem wohlbekannten Thedel Unverfehren ihre Hände. Sie fragten nach der Heimat und hörten fröhlicher Weise seine Erzählungen. Da nun die Mahlzeit gehalten und die Briefe zubereitet waren, kam des Fürsten berühmter Kanzler vor den Tisch gegangen, schloß die Briefe und petschirte sie zu nach rechter Art, wie sich's gehört. Er sprach zu Thedel, der wegfertig war: „An diesen Briefen liegt unserm Herrn viel, drum bewahrt sie vor Regen und laßt Euch die Sache befohlen sein." Der Unverfehren nahm

die Briefe an mit Ehrerbietung und versprach, sie womöglich innerhalb vier Tagen zu bestellen. Damit nahm er Abschied von seinem gnädigen Herrn.

Ehe er aber von Jerusalem fortzog, ging er in die Kirche. Er verharrte darin bis Mitternacht. Daß Thedel trotz seiner großen Ermüdung nicht einschlief, dafür sorgte sein Gevatter, indem er von Zeit zu Zeit mit dem Pfortenring an der Kirchthür klirrte. Aber auch wenn er sich von dem an der Kirche vorüberrauschenden Teufel hätte erschrecken lassen, würde er nimmermehr das Pferd zur Rückkehr erhalten haben.

Thedel blieb also zu seinem Glücke die ganze Nacht munter und folgte ganz dem Rathe seines Gevatters, bis zum dritten male an die Thür geklopft wurde. Der Teufel schrie laut: „O weh, o weh, ich vernehme Dich! Ich hoffte, Du solltest es verschlafen und mich nicht anpochen hören. Dann hätte ich Dir ein ander Lied gesungen. Allein Dein Glaube ist so stark und so beständig in Gefahr, daß weder Berg noch Wasser Dir etwas anhaben kann."

Bald darauf, ehe er vom heiligen Grabe wieder heimreiten wollte, gab ihm der Teufel in der Gestalt des schwarzen Mannes das schwarze Pferd. Er sagte ihm auch: „Als Futter gib dem Rößlein glühende Kohlen und daneben sehr scharfe Dornwellen. Wenn Du dies thust, wirst Du es gebrauchen können, wozu Du es nur haben willst. Bei Turnier, Streit und Kampf brauchst Du auf diesem Pferde Niemand auszuweichen, Alles wird Dir zum Glücke ausschlagen. Doch darf Dein Mund nicht melden, woher Du es genommen hast. Handelst Du gegen dies Verbot, so mußt Du drei Tage danach gewißlich sterben."

Thedel setzte sich auf das Roß und so kam er in derselben Nacht an die Stelle vor dem Appelhorn auf's grüne Gras, wo er am Tage vorher aufgesessen und Abends spät seinen Schreiber beim Hasengarn gelassen hatte. Der Schreiber hatte sich um seinen Herrn sehr bekümmert und war in seiner Abwesenheit ganz grau geworden.

Auch hatte er sich nicht getraut, allein nach dem Hause Lutter hineinzugehen. Er hängte die Lappen und Hasengarne an's Roß. Thedel ritt mit dem Schreiber nach Luther zu seiner Hausfrau und trabte fein auf dem schwarzen Pferde. Sobald als er zu Hause angelangt war, nahm sein Stallknecht das Pferd, welches gar hübsch und wohlgestaltet war. Niemand konnte es selbst mit großer Gewalt zäumen, satteln und anbinden, der nicht sein Wesen kannte.

Der Thedel ging seiner Hausfrau, Frau Anna, entgegen, sie umfing ihn mit ihren Armen und hieß ihn Gottwillkommen sein. Sie sprach: „Viel mal seid Ihr ausgezogen zu ritterlichem Turnier, oft seid Ihr gezogen zur Schlacht, Gott hat Euch noch stets Sieg gegeben. Oefters ist in Städten Euch Leid und Unglück widerfahren. Doch ist mir noch nie so bang gewesen als eben jetzt. Gott sei gelobt, daß Ihr noch frisch und gesund seid!" Da antwortete der Unverfehren: „Anna, meine liebste Hausfrau, mein Leben lang soll mich nicht gereuen, daß ich bin ausgezogen, Hasen zu spüren und zu fangen. Davon soll man singen und sagen, denn wahr ist's, ich bin gewesen während des kurzen Zeitraums zu Jerusalem, welches von hier sehr weit ist. So wunderbar hat Gott mich bewahrt, daß ich nicht einmal Alles erzählen darf, was mir begegnet ist. Wir wollen also der Sache auch nicht mehr nachsinnen, sondern uns lassen einschenken vom allerbesten Bier und Wein und wollen essen und dabei guter Dinge sein." Die Knechte brachten nach aller Herrlichkeit sehr wohl zubereitete Kost. Desgleichen setzten sie ihnen und anderen Gästen vom schönsten Biere vor. Bald ward die Benediction am Tische gesprochen und mit Lust und Wonne saßen sie da.

Nach der Mahlzeit fragte des Thedel Unverfehren ehelich Gemahl ihren Junker zuträglich: „Wo und wie seid Ihr doch an solch schwarzes Pferd gekommen, das sich so ungern läßt angreifen, wenn man es zäumen, satteln und zum Reiten allenthalben gerüstet machen will, das ganz wild ist, strampelt mit den Füßen und reißt jetzt hin, jetzt her, geschweige denn, was es thut mit Rütteln und Schütteln, wenn Jemand

im Reiten darauf sitzt." Der Thedel gab seiner Frau zur Antwort: „Heute habe ich's gekauft auf dem Hahr von einem verschmitzten Kaufmanne aus Niederland, der da nicht wollte melden, wie er mit Namen hieß, und bezahlt mit baarem Gelde, welches ich noch von meinem letzten Solde übrig hatte."

Am anderen Morgen machte Thedel sich wieder auf den Weg und zog nach Braunschweig, allda diejenigen Briefe abzugeben, die er zu Jerusalem empfangen hatte. Er kam vor die Burg, klopfte an und begehrte im Frauenzimmer die Herzogin in eigener Person anzusprechen. Da kam der Hofmeister an und sprach: „Was thut Ihr vor der Thür? Niemand kommt und geht hier hinein, er muß mir erst sein Begehren nennen." Der Unverfehren sprach: „Ich habe, glaubt mir, heimliche Worte zu reden mit der gnädigen Frau. Ich muß sie selbst allein mündlich der Herzogin anzeigen. Solches wollt Ihr nun vortragen, dann werd' ich nicht lange vor der Thür warten müssen und mich bald wieder davon machen können, welches alsbald geschehen wird, wenn ich meine Botschaft wohl ausgerichtet habe."

Auf freundliches Bitten des Thedel trug der Hofmeister dessen Sache der Herzogin vor und sagte, daß der Thedel Unverfehren da sei, welcher aus fremden Landen geritten gekommen wäre und ihrer Gnaden etwas Heimliches anzuzeigen hätte. Die Herzogin befahl dem Hofmeister, daß er den Thedel wolle in den Saal kommen lassen. Auf solchen Befehl wurde der edle Held vor die Herzogin gelassen. Er entblößte sein Haupt, als er vor ihr stand, neigte sich mit den Knieen und erzeigte ihr demüthiglich alle ihr gebührende Ehre. Er sprach: „Gnädige Fürstin zu Braunschweig, Euer Gemahl, der Herzog Heinrich, lebt noch zur Zeit und geht ihm wohl. Er ist auch noch stark, frisch und gesund und liebt Euer Gnaden von Herzen. Ehegestern war ich bei dem Herzoge in Jerusalem, wo er mich im Dome ansprach und mir die Hand gab. Er nahm mich mit in die Herberge und that mir eine gute Ausrichtung von Essen und Trinken. Er entbeut Euer Gnaden so viel Heil und gute Nacht, als manch' rothes Mündlein

lacht im Jahre. Desgleichen auch so viel, als Sandkörner im Meere und in allen Quellen sind. Daneben so viel, als Grasstiele sich finden auf dem Wege von Braunschweig nach Jerusalem."

Die Herzogin sagte anfänglich, daß Thedel unmöglich in so wenig Tagen eine solche Reise gemacht haben könne. Allein er übergab derselben sogleich die Briefe im Beisein der jungen Herrschaft und des ganzen Hofgesindes. Die Herzogin küßte das Siegel und sprach weinend: „Thedel, nun glaube ich Deinem Worte. Diese Briefe sandte über Wasser, Meer und trockenes Land mein Herr und allerliebster Gemahl, welchen ich von Gott wieder haben soll. Du sollst Dich an Speise und Trank erquicken, bis wir gelesen haben. Du sollst nicht von hinnen gehn, ohne daß wir Dir zugesprochen haben. Iß, trink und sei fröhlich." In den Briefen fand man, wie es dem Herzoge ergangen war und was ein Jeder thun solle. Der Herzog aber hatte sie selbst mit seiner Handschrift unterschrieben. „Gott sei nun Lob, Ehr, Preis und Dank", sprach die Herzogin. „Er hat meinen lieben Gemahl bewahrt auf der gefährlichen weiten Reise und wird ihn wohlbehalten nach Hause zurückbringen."

Die Herzogin war sehr guter Dinge und gab dem Thedel Unverfehren zur Verehrung und Botenlohn etliche ehrliche Geschenke, die da nicht zu verachten oder gering zu schätzen waren, als einen neuen Hut, darauf ein Kranz geheftet war, eine hübsche Kette, von ungarischem Golde gemacht und hundert Gulden schwer, desgleichen einen goldenen Ring an seinen Finger zu stecken und dazu ein neu Kleid. Dabei sprach die Fürstin: „Du bist uns nun ein lieber Gast, denn Du gabst Leib und Leben in große Gefahr und Noth. Ein schnelles Pferd mußt Du gehabt haben, daß Du so bald hin- und hergekommen bist ohne Leibesgefahr." — „Ja, ich hatte ein gutes rasches Pferd, sprach Thedel, und die Briefe selber zeigen wörtlich, daß sie vor zwei Tagen fern in Jerusalem gedichtet und geschrieben sind. Diese Briefe sind nun an rechter Statt, darum lobe ich Gott. Er führte mich wieder heim, wiewohl ich Tag und Nacht wandern mußte über Land, da ich

ganz fremd war". Die Fürstin reichte ihm die Hand, ehe denn sie ihn entließ.

Thedel ging in die Herberge und sprach: „Herr Wirt, macht uns die Rechnung und zeigt uns an, was ich und der Knecht sammt den Pferden verzehrt habe." Der Wirt wollte ihm keine Rechnung machen und sprach: „Zieht in Gottes Geleit, wann Ihr wollt. Die Fürstin bezahlt für Euch. Nehmt so fürlieb."

Thedel Unverfehren ritt zum Grafen von Schladen, welcher ihn ehrlich empfangen und ehrlich tractirt hat. Am Abende nahm der Teufel einen Pferdedieb vom Galgen, brachte ihn in's Schloß und suchte den Thedel damit zu schrecken, als er sich zur Ruhe begeben wollte. Thedel aber vermerkte von Stund' an die behende und schalkhafte List des schwarzen Tausendkünstlers, welcher ihn tückisch um die Fichte zu führen suchte. Thedel war auch diesmal ganz unerschrocken und machte kein Kreuz vor dem Bösen, sondern war stark und gewappnet mit Gottes Worte. Sein Schreiber aber wäre vor Schrecken über den todten Pferdedieb fast gestorben. Am anderen Morgen aß Thedel mit dem Grafen von Schladen die Morgensuppe. Als der Graf ihn wegen der nächtlichen Störung bedauerte, sprach er: „Weil ich ein gläubiger Christ bin, so fürchte ich nicht des Teufels List. Der todte Dieb hätte mir kein Haar krümmen können. Treulich befahl ich Leib, Seel' und Leben in Gottes Hand."

Von dem Grafen zu Schladen zog Thedel wiederum heim nach seinem Hause zu Lutter unter dem Barenberge am Walde gelegen. Nach kurzer Zeit begab sich's, daß Gott der Herr einstmals den Durchlauchtigen Fürsten und Herrn, Herrn Heinrich Herzog zu Braunschweig frisch und gesund mit seinem Löwen auf dem sehr weiten Wege glücklich heim brachte. Ehe der Herzog aus dem Lande gewandert war, hatte er seine ungehorsamen Städte gestraft und zerstört. Jetzt war er angethan mit großer Macht und aß und trank ganz friedsam, und ließ sich nur noch angelegen sein, wie er das Beste bekommen konnte für sich, sein Gemahl, sein Hofgesind und seine Gäste. Damit in allen

Landen das Geschrei von seiner Rückkehr möchte erschallen, erklingen und kund werden, ließ der Herzog an andere Fürsten, Grafen, Ritter, Edelleute, Nachbarn und bekannte Herren in den Städten Briefe schreiben, darinnen er sie zu sich berief und bat, daß sie zu Braunschweig auf dem Mooshause erscheinen möchten, da dann in seiner fürstlichen Stadt ein prächtig Bankett mit großem Triumph, sonderlicher Frohlockung und herrlicher Solennität sollte gehalten werden. Zu solchem Wohlleben war neben vielen Anderen der Thedel desgleichen mit eingeladen und gefordert worden, daß er dahin kommen und sich einstellen wolle. Der Thedel kam deswegen allda sammt anderen geladenen Gästen mit seinem Diener zu Hofe mit eingeritten. Da nahm sein Knecht ihm das Pferd ab. Thedel rüstete sich alsbald und zog ein neues Kleid an, das nicht wenig Gulden werth war und mit welchem er ging und den Fürsten in der Burg zu schauen begehrte. Bald sah er ihn in der Burg spazieren gehen. Der Herzog gab ihm die Hand, empfing ihn und hieß ihn willkommen, wie der gemeine Brauch und Gewohnheit ist, wenn fremde Leute zu einander kommen.

Thedel wünschte dem Herzoge Glück zu seiner Heimkehr. Dann sprach der Herzog: „Komm, laß uns in dem Gemache die anderen Gäste empfangen." Der Unverfehren antwortete: „Gnädiger Herr Herzog Heinrich, ein Fürst Wohlgeboren zu Braunschweig! Die Lande an der Weser, am Rhein und an der Elbe gehören einzig Euer Gnaden! Unter den Fürsten des Reiches ist Niemand Euch zu vergleichen. Ich sage es offen, daß ich mich verpflichtet fühle, Euch Dienst zu erzeigen, denn leugnen kann ich nicht, daß ich Euer Unterthan bin, dazu Euer Gnaden Lehnsmann und als der will ich begraben werden mit meinen Kindern und allen Erben."

Da erzeigte ihm der Fürst große Wohlthat, wie gemeiniglich fromme Herren ehrlichen Leuten pflegen. Die fremden Gäste empfingen sie mit einander. Bald ließ der Herzog den Marschall fordern dem er Befehl gab, daß sich die Gäste zu Tische setzten. Das geschah, nachdem die Drommeter zur Tafel geblasen hatten. Hernach fing man

an zu essen, zu trinken und Summa Summarum fröhlich und guter Dinge zu sein. Ueber dem Essen ward einmal von etlichen verordneten Cantoribus auf das allerlieblichste gesungen, das anderemal von den Spielleuten auf mancherlei Instrumenten geschlagen. Nach der Mahlzeit ward getanzt, item ein herrliches Turnier gehalten mit Rennen, mit Stechen, mit Fechten, mit Ringen, mit Springen, mit Singen und allenthalben eine freudenreiche Frohlockung und vielfältige Uebung im Ritterspiele getrieben, dergleichen wohl niemals zuvor gesehen worden. Bei solchem Thun und Fürhaben wurde stets Junker Thedel als der Fürnehmste an der Spitze im Spiele befunden, welcher sich daselbst als ein tapferer edler Held ritterlich mit der That auf mancherlei Weise erzeigte. Stets behielt er den Platz und das Feld. Kohlschwarz war das Leibpferd, welches er in Jerusalem gewonnen hatte. Der Herzog ließ ihn zu sich holen und sprach mit hellen Worten: „Du hast uns heute hoch erfreut, weil Du Dich so ritterlich erwiesen hast. Du bist von Deinem schwarzen Pferde noch nie auf die Nase gefallen. Auch straucheltest Du keinmal. Fürwahr, Du trägst großen Ruhm davon. Wir sind an vielen Höfen gewesen zuvor und auch auf dieser Reise nach dem fernen heiligen Grabe und anderswo zu mancher Zeit, wenn wir nach entfernten ausländischen Orten zogen, da wir manch ehrlich Ritterspiel mit Rennen, Fechten, Stechen und Turnieren gesehen haben. Aber desgleichen, wie nun heute von Dir geschah, haben wir nie gesehen."

Nach dem Ritterspiele ließ der Herzog abermals zu Tische aufblasen. Bald trugen die Tischdiener zum herrlichsten Essen auf von Fischen, Vögeln, Wildpret und anderem Fleisch, desgleichen mancherlei köstliche Getränke von Wein und Bier. Nach dem Essen trat eine hübsche zarte Jungfrau hervor und setzte auf Bestellung des Herzogs dem Thedel einen güldenen Kranz auf's Haupt, daran ein Kleinod von edlem Gesteine in köstlichem Golde hing, vornehmlich weil Thedel bei dem Ritterspiele es Allen zuvorgethan hatte. Thedel bedankte sich dafür und tanzte mit der Jungfrau hervor auf den Platz. Der Herzog lobte ihn auch beim Tanz vor Allen. Thedel aber dankte in seinem

Herzen dabei der heiligen Dreifaltigkeit für alle empfangenen Wohlthaten und bat, daß ihm als einem armen Sünder Gott gnädig sein wolle in seinem letzten Ende.

Als nun der Thedel Unverfehren so hoch gefeiert wurde, fand sich alsbald ein Ritter, welcher ihm das Alles mißgönnte, und erdachte tückische Ränke. Deshalb sprach er zum Herzoge: „Hochgeborner Herzog, von Gottes Gnaden seid Ihr auserkoren ein Fürst der Bayern und Sachsen, dazu habt Ihr noch mehr Land und größere Ehre, weil Ihr ein Herr zu Braunschweig seid. Im ganzen Reiche findet man keinen Fürsten Eurer Gnaden gleich. Nun will ich Euch sagen, daß gar kein Mensch auf Erden ist, wie hoch er auch herfährt und schwebt, den man nicht leicht erschrecken könnte. So ist auch der Thedel Unverfehren wegen seiner Tugend und Unerschrockenheit zu hoch erhoben und gar wohl zu erschrecken. Darum thut, wie ich Euch sage. Wenn Ihr früh in die Kirche reiten wollt, so laßt eine kleine dünne Feder vom Schlafe im Barte stecken und befehlet, mit alleiniger Ausnahme des Thedel Unverfehren, dem Hofgesinde, daß Niemand sich unterstehen solle, sie herauszuziehen. Dann wird der Thedel schwerlich unterlassen, sie Euch aus dem Barte zu ziehen. Alsdann laßt Euch auf dem Pferde nicht merken, daß Ihr wisset, was er will, sondern thut, als meintet Ihr, daß er Euch heimlich etwas in's Ohr sagen wolle. Wenn Ihr ihm nun das Ohr hinhaltet, sollt Ihr ihm nach der Hand schnappen und beißen. Dann kann's nicht fehlen, er wird sich erschrecken".

Solche Rede gefiel dem Herzoge wohl und am nächsten Morgen brach er früh zur Kirche auf. Auch ließ er sein Hofgesinde zusammenfordern, um ihn zu begleiten. Da nun der Thedel unter den Hofräthen fein tapfer daher getreten kam und in des Fürsten Barte eine Feder stecken sah, ging er vor des Herzogs Pferd und wollte sie mit sittsamen Geberden herausholen. Der Fürst neigte sich zum Unverfehren nieder und da dieser nach der Feder griff, biß ihm der Herzog nach der Hand. Der Unverfehren aber entsetzte sich darüber gar nicht, son-

dern gab dem Fürsten einen Backenstreich auf sein Angesicht, daß es klang. Dabei sagte er entrüstet: „Sind Euer Gnaden ein Hund worden? Hättet Ihr nicht gebissen, so hätte ich nicht geschlagen. Dieweil Ihr Ernst ausgegeben habt, müßt Ihr auch wiederum Ernst einnehmen." Da sprach der Fürst: „Thedel, wir schwören bei Jesu Christ, wenn's uns ein Anderer gethan hätte, wollten wir es nicht ungestraft lassen. Weil wir einem Narrenrathe gefolgt sind, haben wir Narrenlohn erhalten." Der falsche Rathgeber kam in große Ungnade und mußte das Herzogthum verlassen. Da er nun sich hinweggemacht hatte, setzte sich der Herzog mit den Gästen zu Tische und ließ Essen und Trinken nach aller Herrlichkeit und Fülle auftragen, damit er solches Leids vergäße. Als er fort war, stand der Tisch gedeckt. Die Diener brachten köstliche Fische, der Koch richtete köstlich Wildbret in der Küche an, gut Bier ward in die Gläser geschenkt und man goß Wein in die Credenz. Die Gäste aßen und tranken und wurden darüber voll Freude. Der Fürst, welcher mit zu Tische saß, vergaß darüber alles Leid. Nach dem Essen ließ er ein braunes Roß dahertraben, das war wohl hundert Gulden werth. Das schenkte er dem Thedel als Lohn der Unerschrockenheit. Thedel nahm das Pferd mit großem Danke an und zog wieder davon.

Er wollte jetzt eine Zeit lang bei den Seinen daheim bleiben. Allein der Bischof von Halberstadt sandte ihm von seiner Burg Langenstein einen Fehdebrief. Thedel brachte nun tausend Mann Fußvolk und dreihundert Reiter zusammen. Sie rannten dem Vieh im Felde nach und trieben's hinweg. Als man's ihnen wieder abjagen wollte, wurde der Bischof selbst, der mit im Zuge war, gefangen genommen. Für tausend Mark kaufte er sich nach einem Jahre wieder los.

Nicht lange danach wurde dem Thedel sein Weib sehr krank und starb. Der tapfere Held Unverfehren ließ den verstorbenen Leib zu Goslar in's Münster bei seiner Voreltern Leiber begraben. Der Leichnam wurde vom Haus Lutter in die kaiserliche freie Reichsstadt

Goslar gebracht. Da begrub man ihn mit köstlichem Gepränge. Eine große Menge Volks folgte im langen Zuge. Alle sangen dabei hell und fein zum Himmel hinan.

Hierauf ließ Thedel all sein Gut seinem Sohne und zog nach Livland zu den Schwertbrüdern. Hier that er Wunderwerke auf seinem schwarzen Pferde und tödtete viele Heiden, die sich nicht bekehren wollten. Der Ordensmeister zog ihn darum allen Schwertbrüdern vor. Da Thedel nun lange Zeit in Livland gewesen war, begehrte einst der Ordensmeister zu wissen, wie er doch an das schwarze Pferd gekommen wäre. Thedel bat, daß er nicht weiter in ihn dringen solle, weil er sterben würde, sobald er das Geheimniß entdeckt. Allein das glaubte der Ordensmeister nicht und wollte als sein Oberer ihm kein Stillschweigen gestatten. Da bat Thedel noch um vierzehn Tage Aufschub, bereitete sich wie ein Christ zum Tode, eröffnete seinem Oberen das Geheimniß und starb.

---

6. Schöppenstedter Streiche.

Die Schöppenstedter wollten einst ihre Kirche auf einen anderen Platz bringen und begannen, daran mit dem Rücken zu schieben. Zum Zeichen, wie weit sie schon hingerückt wäre, legte ein Schöppenstedter seine Jacke nicht weit von der Kirche hin, die nahm aber, während sie schoben, ein Vorübergehender mit sich. Nachdem sie nun eine Weile geschoben, wollten sie zusehen, wie nahe die Kirche schon der Jacke wäre, und als sie diese nicht mehr fanden, waren sie gar fröhlich, denn sie vermeinten, sie läge schon unter den Grundmauern der Kirche.

In Schöppenstedt war die Luft einst sehr schwül, darum verlangten die Schöppenstedter nach einem ordentlichen Gewitter und nach Regen. Einer von ihnen wurde also abgeschickt in eine Gegend, wo viele Gewitter waren, um in der Towelkiepe eins zu holen. Da er nun

dahin kam, so setzten ihm die Bauern einen Bienenschwarm in seinen Kober und sagten, das sei das Gewitter. Unterwegs fingen die Bienen an zu summen, da freute sich der Schöppenstedter und sprach bei sich selbst: „In meiner Towelkiepe donnert es schon.“ Er war noch eine gute Strecke von Schöppenstedt entfernt, da kamen ihm die Anderen schon entgegen und verlangten das Gewitter zu sehen. Als er nun die Towelkiepe öffnete, zog sich der Bienenschwarm nach einer anderen Richtung hin, da meinten die Schöppenstedter, das Gewitter entginge ihnen doch noch, wehrten mit den Händen und riefen: „Ower Schöppenstedt! Ower Schöppenstedt!“ (Ueber Schöppenstedt!)

Die Schöppenstedter ließen einmal ihren Turm bauen, da nahmen die Maurer sich einige Piepwürste, wie man runde Blutwürste nennt, mit hinauf und legten sie in die Schalllöcher. Als sie nun oben waren, entstand durch Unvorsichtigkeit oben Feuer, und als die Schöppenstedter zu löschen kamen, riefen sie: „Der Feind hat den Turm in Brand gesteckt, die feurigen Bomben liegen schon in den Schalllöchern!“

---

7. Die Bergkanne zu Goslar.

An einem Sonntage früh machte sich Steiger Türkmien aus Wildemann mit dreien seiner Leute auf, um die Schätze zu heben, welche sich im Schildberge finden sollen. Der Anführer, ein großer und starker Mann, ging Allen mit Muth und guten Rathschlägen voran. Auf dem Hinwege befahl er, daß ja kein Wörtlein bei der Arbeit gesprochen werde, noch weniger, daß sich einer fürchten dürfe, möge auch geschehen, was da wolle. So kamen sie endlich mit Spitzhammer, Brechstange, Kratze und Trog hin und begannen ihr gewagtes Werk. Man untersuchte die Mauern und den Boden und fand zuletzt eine Stelle,

unter welcher es hohl zu sein schien. Brechstange und Spitzhammer hatten bald ein Loch gemacht und eine eichene Treppe kam zum Vorschein. Nachdem Türkmien untersucht hatte, ob sie auch standhaft genug war, stiegen alle Viere darauf hinunter und kamen in einen großen, aber leeren Keller. Das Fäustel half wieder suchen; sie klopften hie und dort und fanden dann wieder eine Stelle, hinter welcher ein hohler Raum sein mußte. Abermals thaten ihre Werkzeuge ihr Theil und durch das gemachte Loch sah man in einen noch größern Raum. Türkmien drang durch die Oeffnung hinein und jetzt, da das Gewölbe durch das Licht des Steigers erhellt war, sahen die drei zurückgebliebenen Bergleute, daß mitten darin ein großer eichener runder Tisch und darauf eine große silberne Trinkkanne stand. Dahinter aber, auf einer Bank, lag ein großer baumlanger Kerl, der wildlederne Hosen und einen grünen Jägerrock anhatte. Der Steiger, ohne sich lange um den Jäger zu bekümmern, nahm das kostbare Trinkgeschirr und machte sich damit aus dem Staube. Doch kaum hatte er das Loch hinter sich, so kam mit furchtbarer Wuth der Lange nachgestürmt. Die drei Bergleute flohen, der Steiger hatte noch einen harten Kampf mit dem Unholde zu bestehen, ging indes endlich siegreich hervor und kam gerade nach Wildemann, als die Nachmittagskirche aus war. Weil er aber das Schreckensding, die Trinkkanne, nicht länger vor Augen haben wollte, brachte er sie nach Goslar und verkaufte sie daselbst für vieles Geld an einen Goldschmied. Nach Hause zurückgekehrt, ließ er für das Geld seine Küche neu mauern. Kaum aber stand das Mauerwerk und man machte Feuer darin an, so stürzte es wieder ein. So geschah es mehrere male. Da ging Türkmien zum Pfarrer. Der Pfarrer gab ihm den Rath, er möge eine neue Bibel kaufen und die mit einmauern, dann würde der Böse nichts daran machen können. Das that der Steiger und das Mauerwerk ist stehen geblieben. Die Familie Türkmien ist aber ausgestorben.

8. Die Gruben bei Zellerfeld.

Der fleißige Bergmann Fl. arbeitete einst allein auf seinem Gedinge und schoß ein Loch, das ungewöhnlich herauswarf. Beim Wegräumen hörte er eine feine Stimme, wußte aber nicht, woher sie kam. Er horchte und forschte und sah endlich im untersten Theile des geschossenen Loches, das einige Zoll lang sitzen geblieben war, eine Art gläsernes Gefäß stecken, aus dem die Stimme schallte: Hilfe! Hilfe! Rette mich! Er nahm's hervor, besah's und wurde ein kleines menschenähnliches Wesen darin gewahr, das auf- und niedersprang und hüpfte und den Bergmann um Erlösung aus dem Gefängnisse bat und sprach: „Erbarme Dich, es soll Dein Schaden nicht sein!" Endlich nahm der

Bergmann das Fäustel, klopfte leise an das Gefäß und augenblicklich sprang dasselbe auf und das kleine Ding auf die Erde, wuchs und wuchs, bis es der Bergmönch war, der in seiner ganzen Größe und Furchtbarkeit vor seinem verdutzten Erretter dastand und sprach: „Es ist Dein Glück, daß Du mich errettet hast, sonst wäre es Dir schlecht

gegangen. Doch jetzt, da Du meine Bitte erfüllt hast, will ich Dir hier einen Spiegel schenken, der ein Bergspiegel ist, und die wunderbare Eigenschaft hat, reiche Erzlager in der Erde liegen zu sehen; auch kann man dadurch wissen, ob die Arbeiter in der Grube fleißig oder faul sind. Ferner kannst Du, was auf Bergbau Bezug hat, damit verwünschen, und jeder Deiner Wünsche wird augenblicklich erfüllt werden. Brauchst Du ihn aber zu einem anderen Zwecke, so wird Dir nicht allein Dein Spiegel verschwinden, sondern Du wirst auch augenblicklich vernichtet werden. Sage Niemand, von wem Du das Kleinod erhalten. Thue, was ich befohlen, und Du wirst mich segnen. Glückauf!" Damit war der Bergmönch verschwunden. Nach vollbrachter Schicht fuhr unser Bergmann froh und glücklich heraus, verwahrte sein Geschenk wie ein Heiligthum und legte es in ein Kästlein mit Baumwolle verwahrt. Das ist am Freitag Abend gewesen. Am folgenden Morgen, als die Sonne über Berg und Thal schien, ging er, seinen Bergspiegel in der Tasche, nach dem Einersberge hin, dort, wo der Berg vom Innersthale begrenzt wird. Hier angekommen, holte er seinen Wunderspiegel hervor, blickte hinein und sah nicht weit von sich einen mächtigen Erzgang an dem Berge hinstreichen und einen Punkt, wo er tief und breit eine große hellglänzende Silberader, gleich einem großen silbernen Aale, in sich schließt und beinahe zu Tage ausstetzt.

Jetzt war er von der Güte seines Bergspiegels überzeugt. Er richtete auf den Grenzen, wo der Gang am mächtigsten war, große Steine auf, legte Aeste im Kreuze darüber und wollte, im Herzen vergnügt, nach Hause. Als er hinter Zellerfeld bei der damaligen Grube, die „Treu" geheißen, ankam, auf welcher eben das Treiben ging, nahm er seinen Spiegel heraus und wollte sehen, was die Bergleute inwendig begannen. Da erblickte er den Kunstknecht, der auf der Strecke lag und schlief, während die Wasser in den Schacht hineingingen und großen Schaden anrichteten. Die Anschläger — Leute, welche die Tonnen füllen — dagegen arbeiteten tüchtig. Der Gaipelaufseher lag auf der Bank und schnarchte, während der Ausrichter einen Strich nach

dem andern mehr auf das Kerbholz schnitt, als sie Tonnen getrieben hatten. Zugleich ward er gewahr, wie in gerader Richtung abwärts am jenseitigen Bergabhange großartige Ringe von Erzen im Gange lagen, die sich mit der „Treu" durch eine bedeutende Silberschnur verbanden. Auch hier bemerkte er sich die Stelle durch Steine und Kreuze und ging nun seiner Wohnung zu, stärkte sich durch sein kleines Frühstück, eilte dann zum Oberbergmeister und erzählte dem von seiner Entdeckung. Zugleich erbot er sich, die Stelle zum Einschlagen angeben zu wollen, wenn man ihn auf der neuen Grube zum Steiger machen würde. Der Oberbergmeister versprach in alle Bedingungen einzugehen, nur müsse die Grube erst aufgenommen sein und gut einschlagen, „Nein," sagte der Bergmann, „kennt man erst den Fleck, so bleibt das Erz nicht aus, wohl aber kann meine Anstellung ausbleiben und ganz vergessen werden. Entweder oder! Glückauf!" Er wollte fort, aber der Oberbergmeister, dem sehr an dem Erze gelegen war, machte ihn auf der Stelle zum Steiger mit der Bedingung, er müsse wieder zurücktreten, wenn man nicht bald Erze auf der Grube fände. Er sagte herzlichen Dank für die Beförderung, wünschte Glück zum Neubau der Grube und ging. Acht Tage darauf stand schon der Gaipel und man hatte unter dem Rasen das schönste Stufferz gefunden. Die Grube ward silberner Aal genannt und gab die reichste Ausbeute. Jetzt wurde auch das Bergamt auf diesen Bergmann aufmerksam und befragte ihn nach anderen solchen Aufbrüchen. Hierauf wies er den Gang Ring- und Silberschnur an, die jetzt noch im besten Betriebe bei Zellerfeld befindliche Grube, und wurde über beide Werke Geschworener. Er war nun Tag und Nacht thätig und widmete die größte Aufmerksamkeit der Grube im Einersberge. Jedesmal, wenn ein Bergmann gepuscht (ausgerissen) oder nachlässig gewesen ist, wußte es der Geschworene auf's Haar und der Faulenzer wurde bestraft, und Niemand errieth, woher er die Nachricht hatte. Der reichen Ausbeute wegen, glaubten die Leute sich auch eine gute Stunde machen zu dürfen, wurden aber jedesmal dafür belangt und dadurch wurden sie nun wirk-

lich faul. Jetzt half kein Schelten und kein Strafen. Bald merkte man im Bergamte, daß die Grube nicht so viel Erz förderte als sonst und schrieb nun dem Geschworenen eine gewisse Zahl Erz vor, die er liefern solle bei Strafe der Absetzung. Nun legten's die Leute um so mehr darauf an, ihren gestrengen Geschworenen los zu werden. Endlich, da trotz des bergamtlichen Befehls und der angedrohten Strafe die Erze nicht erfolgten, setzte das Bergamt den Geschworenen ab. Kaum hatte er das Absetzungsschreiben erhalten, so steckte er dasselbe mit seinem Bergspiegel zu sich, fuhr vor Groll und Aerger in die Grube hinein, theilte den Bergleuten seine Absetzung mit, worüber sich dieselben nicht wenig freuten, nahm Abschied von ihnen und sprach dabei: „Das wird Euer und der Grube Glück nicht sein! Ihr seht mich nicht wieder." Dann fuhr er hinaus, trat vor den Gaipel, zog seinen Bergspiegel aus der Tasche, sah darauf hin und sprach die verhängnißvollen Worte: „Spiegel, thue deine Wirkung; Grube, von diesem Augenblicke an sei verflucht! Das Erz in dir verwandle sich in Berg! Ort, Strecken, Schacht und Gaipel, ja der Haldensturz verschwinde von der Erde! Alle, die darin arbeiten, sollen in ewiger Nacht begraben sein und kein Mensch sei im Stande, dich Grube wieder aufzunehmen oder zu finden! Ausgenommen davon ist aber der Mann, der das dritte absteigende Glied von mir und am Sonntag unter der Predigt geboren ist; der einen schwarzen Pudel hieher bringt, welcher in der Johannisnacht zwischen 11 und 12 Uhr geboren wurde und kein weißes Haar an sich hat. Liefert der Mann den Pudel hier zur Stelle und spricht:

Hier ist der Hund,
Nun löf' den Bund

dann sollst du Grube wieder in deinen blühenden Zustand zurückkehren. Zuweilen sollst du jedoch Diesem oder Jenem erscheinen und den Menschen von deinem gewesenen Dasein Kunde geben."

Als er diesen Fluch ausgesprochen, stürzte Alles, was zur Grube gehörte, zusammen und ist bis diese Stunde von der Erde verschwun-

den; auch von dem Geschworenen ist nichts wieder zu sehen noch zu hören gewesen.

Lange Zeit nach jenem Vorfalle suchte ein Bergmann im Einersberge nach gelben Schwämmen. Sein Weg mochte ihn gerade auf den Fleck führen, wo die Grube gestanden hatte, auch war sein schwarzer Pudel bei ihm und leckte ihm hier die Hand. Der Mann sprach: „Nun, was willst du denn, gutes Thier"? Kaum hatte er dieses Wort gesagt, so stand über ihm ein Gaipel, neben ihm war ein Schacht, aus welchem Schachtnebel aufstiegen, die ganz widerlich rochen, gleichsam als kämen sie von verwesetten Menschenleichen her. Voll Schreck und Verwunderung lief er aus dem Gebäude, ohne sich nach dem Hunde umzusehen. Dieser aber rannte nach dem Schacht und schaute hinein. Indem der Bergmann jetzt seinen treuen Pudel rufen wollte, sah er, daß zwei furchtbare Gestalten in Geschworenenkleidung, der Bergmönch und jener Geschworene, aus dem Schachte nebelartig aufstiegen, das gute Thier faßten und in zwei Stücke rissen und dann augenblicklich an Tannen aufhängten. Gaipel und Schacht mit Allem, was dazu gehörte, war wieder verschwunden. Der betroffene Bergmann ging voller Trauer über seinen guten Hund nach Hause, erzählte den Vorfall seinen Bekannten und diese machten ihn nun mit der ganzen Sachlage bekannt. Da erst ärgerte er sich, daß er die Geschichte von der verwünschten Grube im Einersberge nicht früher gekannt und nicht durch den Spruch:

Hier ist der Hund,
Nun lös' den Bund

Besitz davon ergriffen hatte.

Seit der Zeit ist die Grube nie wieder gefunden, und es ist auch noch Keiner dagewesen, der sie hätte wieder aufnehmen können.

9.
Der Pochknabe zu Lautenthal.

Ein armer Pochknabe ging vor Jahren, seine zusammengebundenen Schuhe auf der Schulter und seine Strümpfe im Busen, nach vollendeter Arbeit aus Lautenthal hinaus, um zu fischen und sich zu seinem sonst trockenen Brote ein wenig Zukost zu verschaffen. In der Woche war er schon öfter in der Absicht hinausgegangen, hatte aber nimmer etwas gefangen. Diesmal ging er etwas weiter an der Innerste hinunter, um seines Fanges gewiß zu sein. Bei einem Strudel angelangt, legte er seine Schuhe und Strümpfe hinter sich und fing an zu fischen. Kaum hatte er die Schnur in's Wasser geworfen, so ruckte es auch schon und er war so glücklich, eine große Forelle zu fangen. So ging es eine Viertelstunde fort, und er meinte, daß er jetzt so viel habe, um sich diesen Abend mit seiner Mutter recht satt essen und auch noch einige Pfund Fische verkaufen zu können. Nur noch einen Fisch wollte er fangen und das sollte für heute der letzte sein. Er warf deshalb die Angel aus, die Spule schwamm ruhig auf dem Wasser und es zeigte sich nichts. Da hörte der Junge ein leises „Hi! hi! hi!" hinter sich, wandte sich um und ward nun statt seiner alten Schuhe ein Paar neue gewahr, die waren aber nicht von Leder, sondern von Glas und in- und auswendig mit dickem Golde belegt.

Auch seine alten gestopften Strümpfe waren fort, dafür lagen aber ein Paar seidene da mit Gold durchwirkt und geziert mit dicken, goldenen Troddeln. Die Schuhe und Strümpfe waren dem Fischer aber viel zu klein. Als er so dastand, die Bescherung anstaunte und bis auf's kleinste durchmusterte, hörte er abermals nicht weit von sich im Busche ein feines Kichern. Er wollte doch sehen, was das war, bückte sich und ward nun einen Zwerg gewahr, der des Knaben Schuhe und Strümpfe an hatte. Voll Freude über sein neues Fußwerk tanzte und sprang der Kleine auf dem engen Platze herum, was das Zeug halten wollte. Die großen Schuhe, die kaum an seinen Füßen sitzen blieben, die langen Strümpfe, welche ihm bis an den Leib hinaufreichten, stachen aber auf's sonderbarste gegen sein kleines feines rothes Röcklein, sowie gegen seinen Kremphut mit der goldenen Feder ab. „Du Kleiner!" rief ihm der Pochknabe zu, „was thust Du mit meinem Fußwerk?" „Habe Dir neue für Deine alten Schuhe gegeben. Verkaufe sie und Du bist zufrieden," antwortete der Zwerg und verschwand im Buschwerke. Diese Zwergschuhe und Strümpfe hat bald darauf eine Herzogin gekauft und dem Knaben so viel dafür gegeben, daß er sein Lebtag genug hatte.

---

10. Die Moosweiblein von Wildemann.

Vor vielen, vielen Jahren stand bei Wildemann eine kleine Mooshütte, in der mehrere Moosweiblein wohnten. Diese kleideten sich über und über in Moos, das sie wie ein Fell oder eine Decke umgab; sie waren absonderlich liebreiche und ungemein freundliche Wesen und hatten Gänsefüße. Die größte Theilnahme zeigten sie für Fremde und Reisende, die sich verloren hatten oder nichts zu essen bei sich trugen; mitleidig leiteten sie dieselben auf die rechte Straße und theilten ihnen Wurzeln und Kräuter zur Nahrung und Gesund-

heit mit. Dann baten sie aber flehentlich den Wanderer, er möge doch ja dort drei Kreuze in einen der Bäume, die um ihre Hütte ständen, einschneiden oder einhauen, damit sie darunter Schutz vor dem wilden Jäger fänden, der sie beständig jage, aber von ihnen ablassen müsse, so wie sie sich unter's Kreuz geflüchtet hätten. Jeder erfüllte gern ihren Wunsch, und so lebten diese guten Wesen glücklich in ihrer Behausung. Einst kam aber ein tückischer und böser Bergmann des Weges auf die Mooshütte zu und zerstörte frevelhaft nicht allein die kleine ruhige Wohnung der Moosweiblein, sondern schlug auch alle die Bäume nieder, in welche die Schutzkreuze geschnitten oder gehauen waren. Von der Zeit an hat man keine Moosweiblein wieder gesehen. Der verruchte Bösewicht aber, der dies Unheil angerichtet hatte, wurde taubstumm und lahm.

---

11. Der Hahnenklee am Rehberger Graben.

Beim Oberteiche auf dem Harze beginnt der Rehberger Graben, eine Wasserleitung, welche durch einen 400 Lachter langen Kanal sämmtlichen Wasserrädern der Bergstadt Andreasberg die Aufschlagewasser zuführt. Ein ebener schöner Weg windet sich am Rehberge dahin. Aus den düsteren Waldungen dieses Berges heben sich kolossale Felsspitzen empor und scheinen den Wanderer durch ihre gewaltige Höhe und ihren mächtigen Umfang schrecken zu wollen. Darunter hin geht ruhig in dem Graben das Wasser seinem Ziele zu, rechts umflutet im tiefen Thalgrunde die Oder mit Zischen und Brausen die riesigen Felstrümmer. Staunen erregen die zum Himmel emporstrebenden Berge, Bewunderung erwecken die aus ihnen himmelansteigenden Felsmassen. Wohin das Auge blickt, überall neue Gruppen, prächtige Naturbilder, großartige Erscheinungen; hier das tiefe felsige Thal mit seinem tobenden Gewässer, dort die hohen Berge mit ihren

zackigen und wilden Klippen, ihren rauschenden grünen Tannen. Das ganze großartige Naturgemälde beschließt der kühne Felsen Hahnenklee.

Drei junge Mädchen, welche sämmtlich verlobt waren, gingen im Gespräche über ihre Geliebten an einem schönen Sonntag-Nachmittag nach dem Orte, der jetzt noch die drei Jungfern heißt. Unter halbaufgewachsenen Tannen ließen sie sich nieder auf das Moos, plauderten von ihrer Hochzeit und waren, wie die Andreasberger gewöhnlich, frohen Muthes. Da schaute die eine in die Höhe und verstummte, und den anderen ging es nicht besser, denn sie sahen, daß ihnen gegenüber, hinter einer Tanne, ja sogar darüber weg, ein gräuliches Weibsgesicht zum Vorschein kam. Die Augen des Ungethüms glotzten theils gutmüthig, theils zornig und wüthend, bald auf dieses, bald auf jenes Mädchen. Die Haare der Schreckensgestalt wallten in langen zottigen Locken über ihre entblößten Schultern und ihren breiten gelben Nacken herunter. Der übrige Theil des Körpers war hinter der Tanne versteckt, über welche sie wegsah. Mit hohler, gleichsam aus dem Grabe kommender Stimme sprach sie: „Welche von Euch dreien diese Nacht zwischen 11 und 12 Uhr nach dem Hahnenklee kommt und denselben scheuert, die soll bald ihren Bräutigam heiraten." Darauf verschwand sie. Nachdem die Mädchen sich von ihrem Schrecken erholt hatten, gingen sie nach Hause und verabredeten, da alle Drei gern heiraten wollten, daß sie zur befohlenen Stunde an einem Platze über Andreasberg zusammentreffen und thun wollten, was Frau Holle — denn sie ist es gewesen — gesagt hat.

Der Abend rückte heran und die Mädchen waren $10\frac{1}{2}$ Uhr an dem verabredeten Orte. Die Nacht war trübe; die Eulen erhoben ihr schaudererregendes Geschrei; in der Ferne hörte man Donner, sah aber keinen Blitz, auch weder Mond noch Sterne, Alles war so unheimlich und schaurig. Da verfolgten die drei Mädchen, in sich gekehrt und ohne zu reden, ihren Weg nach dem Hahnenklee. Aber an den Ort gekommen, den man Gefehr nennt, sprach das eine Mädchen:

„Nein, ich gehe nicht weiter. Wer weiß, welche Fallbrücke uns das Weib gelegt hat", und — wandte um. Bald darauf machte es das zweite ebenso; das dritte, ein gutes und frommes Mädchen, sprach: „Und wenn es mir das Leben kostete, ich gehe und thue, was mir befohlen ist." Kaum war es nun glücklich auf dem Hahnenklee angekommen und legte Hand an's Werk, so erschien ihm abermals Frau Holle und sprach freundlich und liebreich: „Du hast Wort gehalten; ich halte auch Wort. Du bist also die folgsame und daher auch die bevorzugte unter Euch Dreien. Wisse, bald wird Dich Dein Bräutigam als glückliche Braut zum Altar führen; dagegen sollen die beiden anderen losen Dirnen nie zum Traualtar gelangen." Kaum war das Wort verklungen, so war die Gestalt verschwunden. Die Wolken brachen, der freundliche Mond blickte durch's Gewölk und begleitete das überglückliche Mädchen nach seiner bescheidenen Wohnung. Das Mädchen, welches auf dem Gesehr umgekehrt war, hatte einen Bergmann zum Bräutigam und die Hochzeit war vor der Thür, ja, der Tag schon bestimmt gewesen. Am Montage nach dem verhängnißvollen Sonntage brachte man ihren Bräutigam in Stücken nach Hause; er war in den Schacht gestürzt und gänzlich zerschmettert. Die Braut grämte und härmte sich so ab, daß man nach dreien Tagen sie und ihren Bräutigam in Einem Grabe zur Ruhe bestattete. Des zweiten Mädchens Bräutigam ist im Kriege, von einer Kugel getroffen, todt zur Erde gesunken; nach einigen Wochen kam die Trauerbotschaft. Die Verlobte betrauerte ihren Geliebten viele Jahre und starb als alte verlassene Jungfrau, deren Hoffnungen nicht erfüllt wurden. Das muthige und tapfere Mädchen aber, das dem Rufe des Schicksals folgte und den Hahnenklee scheuerte, bekam bald seinen Bräutigam zum Manne und bei dem frohen Hochzeitsmahle, als nach Tische der gebräuchliche Lobgesang gesungen und das „Danket dem Herrn" gebetet war, guckte abermals Frau Holle über den Ofen herüber und reichte dem nächstsitzenden Gaste für das Brautpaar eine silberne Wiege, die bei näherer Untersuchung ganz voll blanker Andreasberger

Sechsgroschenstücke war, womit das junge Ehepaar seinen Haushalt gut anfing und glücklich, wohlhabend, ja reich beendigte.

Daher stammt auch die Redensart, wenn ein Mädchen auf Andreasberg keinen Bräutigam bekommt, so muß es den Hahnenklee scheuern. Ebenso sagt man da, wo der Ofen zwei hinter einander liegende Stuben heizt und so in der Wand steht, daß man darüber wegsehen kann: „Schprach sachte, de Fra Holle horcht."

---

12. Das Zwergvolk bei Sachsa.

Die Bewohner des kleinen preußischen Städtchens Sachsa mußten einst gar viel Diebstahl erdulden von den naschhaften Zwergen, die im Sachsensteine wohnten und mit Nebelkappen, welche sie unsichtbar machten, in die Erbsenfelder und in die Bäckerläden einfielen. Da gab ihnen ein Scharfrichterknecht den Rath, sie sollten eine Ruthe von einer Goldweide brechen und damit des Nachts um 12 Uhr drei mal durch die Luft schlagen. Wenn dann ein Zwerg in der Nähe sei, so würde ihm die Nebelkappe vom Kopfe fallen und sie könnten ihn greifen. Ein Mann, der Erbsen auf dem Felde hatte, befolgte diesen Rath und alsbald sah er ein Zwerglein vor sich stehen, das sich gar jämmerlich geberdete.

Der Sachsaer machte den Zwerg zu seinem Gefangenen, stellte ihn vor Gericht und klagte ihn des Diebstahles an. Vor Gericht hat das Zwerglein gar erbärmiglich gethan und unter Seufzen ausgesagt, wie die unterirdischen Wasser jetzt so groß wären, daß die Zwerge sich unter der Erde nicht mehr ernähren könnten und durch Hunger getrieben würden, sich an den Vorräthen der Menschen zu vergreifen. Es versprach auch, wenn es ungestraft davongehen dürfte, so würden alle Zwerge abziehen, bat sich ein Rosenblatt aus, stippte lauter kleine Löcher hinein und gab den Leuten auf, in das mittelste Loch zu blasen,

wo dann sogleich auch der Anführer der Zwerge sich vor dem Gerichte stellen würde.

Man blies in das Rosenblatt und augenblicklich erschien vor dem Gericht der König des Zwergvolkes. Er erklärte ebenfalls, daß sein Volk abziehen und keinen Schaden mehr thun sollte, wenn er mit dem gefangenen Zwerge jetzt ungestraft davongehen dürfte.

Dies wurde den Beiden gestattet und am anderen Tage zog wirklich das Zwergvolk mit einer schönen Musik ab, warf auch in Sachsa Geldmünzen aus, die daselbst noch zum ewigen Andenken aufbewahrt werden. Dann ging das Zwergenvolk über eine Brücke und Niemand hat es mehr gesehen.

---

13. Das Heckemännchen.

Es kam einst ein armer Student in ein Wirtshaus und saß mißmuthig am Tische. Da trat ein anderer Fremder zu ihm und fragte: „Warum so traurig, Kamerad? Fehlt's wo? Kann ich helfen?" Dieser Mann war der Teufel. — Der Student erzählte, daß es ihm sehr traurig gehe, er habe wenig Geld, nur zehn Heller. „Ist's nichts weiter", sagte der Teufel, „so kann ich Euch helfen." Er zog aus der Tasche ein kleines Gläschen hervor, darin steckte ein kleines Männchen mit einer gräulichen Fratze. Er sprach: „Dies ist ein Heckemännchen. Ihr braucht das Ding nur in die Tasche zu stecken und es wird in Eurer anderen Tasche so viel Geld sein, als Ihr Euch wünscht." — „Und was habe ich Euch für dies Heckemännchen zu zahlen"? fragte der Student. — „So viel Ihr wollt, und nach Eurem Tode gehört mir Eure Seele, wenn es Euch nicht gelingt, das Heckemännchen an einen Anderen zu verkaufen, in welchem Falle die Seele des Käufers mir anheim fällt. Doch dürft Ihr das Heckemännchen nur für eine geringere Summe verkaufen, als Ihr mir dafür gegeben und jeder

folgende Käufer kann es gleichfalls nur für eine geringere Summe, als er dafür gezahlt, losschlagen". — Hierauf gab der Student dem Teufel seine zehn Heller, lebte in Herrlichkeit und in Freuden und hatte Geld, so viel er wollte. Da er indessen stets an sein Ende dachte, fürchtete er, daß seine Seele dem Teufel in die Krallen falle, und so machte ihm das Geld auch viele Sorgen. Er wollte das Heckemännchen wieder los werden. Einst begegnete er einem anderen Studenten und reiste mit ihm lange Zeit. — „Wünschte wohl so viel Geld zu haben als Ihr," sagte der fremde Student einst zu ihm. — „Da kann Rath werden," antwortete Jener. „Dieses Heckemännchen schafft mir so viel Geld, als ich brauche. Ich will's Euch verkaufen, gebt mir neun Heller dafür". — Lachend zahlte der Student seinem Kameraden neun Heller für das Heckemännchen, nachdem derselbe sich vom Heckemännchen zuvor so viel Geld hatte bescheren lassen, daß er glaubte genug zu haben, so lange er lebte. — Der andere Student lebte nun gleichfalls in Herrlichkeit und in Freuden, allein dem ersten Studenten that es leid, daß er die Seele seines Kameraden dem Teufel auf diese Weise in den Rachen jagte, und er erzählte ihm daher den eigentlichen Zusammenhang der Sache. Der Käufer bat und beschwor seinen Kameraden, ihm das Heckemännchen wieder abzukaufen, denn er wolle nicht in der Hölle braten. Dieser aber wollte nicht und gab ihm den Rath, es anderweitig los zu schlagen. — „Nein", antwortete der andere Student, „ich will nicht einen Anderen betrügen, wie Du mich betrogen hast, Du selbst sollst mir das Heckemännchen wieder abkaufen, Du magst wollen oder nicht". Eines Tages ging der erste Käufer des Heckemännchens spazieren, da kam ihm ein alter Mann mit langem Barte entgegen und hatte einen Teller voll kleiner Brötchen in der Hand. Er bat ihn, ein Brötchen zu kaufen, der Student wollte nicht, aber der Alte ließ nicht nach mit Bitten, bis er endlich ein Brötchen kaufte für einen Heller. Damals konnte man für einen Heller mehr kaufen als jetzt. Der Student brach das Brötchen auseinander, darin lag sein Heckemännchen. Da riß der Alte den Bart ab und der Student erkannte

seinen Kameraden. „Hast's doch wieder", sagte dieser, „Du kannst es nun nicht verkaufen, es kostet nur einen Heller". — Der Student war außer sich, daß er sein Heckemännchen wieder hatte und seine Seele nun verloren war. Er warf das Ding in's Feuer, in's Wasser, schleuderte es in einen Abgrund, aber immer fand er es wieder in seiner Tasche und konnt's nicht los werden. So war er in Verzweiflung und beichtete endlich einem Priester die Sache. Dieser sagte: „Ich bin ein Mann der Kirche und fürchte mich nicht vor dem Teufel; ich will Dir das Heckemännchen abkaufen." Da indessen der Student damals, wie er das Heckemännchen zum zweiten Male von seinem Kameraden gekauft, nur einen Heller dafür bezahlt, wußte der Priester nicht, was er dafür geben sollte, das weniger werth war als ein Heller. Er erinnerte sich endlich, daß ein General in einer belagerten Stadt aus Noth habe Münzen von Leder prägen lassen, die noch $^1/_4$ Heller galten, verschaffte sich so eine Ledermünze und kaufte das Heckemännchen von dem Studenten, der sehr froh war, daß seine Seele nun gerettet war. Der Priester aber wurde sehr reich, ließ sich vom Heckemännchen alle Tage viel Geld bescheren, und dies schickte er nach Rom an den Papst, der ließ davon die Peterskirche bauen.

---

14. Der böse Mann.

Ein Mann hatte eine Frau, die er nicht leiden konnte, und beschloß sogar, sie aus der Welt zu schaffen. Eines Tages sagte er zu ihr, sie möge sich zurecht machen und ihn in den Wald begleiten, woher sie Holz holen wollten. Die Frau zog nun mit ihm fort, und als sie tief in den Wald gekommen waren, ergriff er seine Axt und schlug die Frau todt, nahm dann einen Strick und hängte sie an einen Baum, die Leute glauben zu machen, sie habe sich selbst erhängt. Darauf ging er ruhig nach Hause. Einige Zeit danach hieß es, seine

Frau sei fortgegangen und man wisse nicht wohin. Der Mann nimmt sich nun wieder eine andere Braut und es soll bald Hochzeit sein, da geht er eines Tages wieder durch den Wald und kommt an die Stelle, wo er seine Frau getödtet hat. Er sieht ihre Knochen da liegen, die ganz weiß gebleicht sind, nimmt einen davon mit nach Hause und läßt sich ein Messerheft daraus machen. Die Woche darauf ist die Hochzeit. Bei dem Hochzeitsschmause bekommt die Braut das Messer zum Schneiden und als sie den ersten Schnitt damit thut, kommen helle Blutstropfen aus dem Messerhefte. Die Braut thut einen Schrei vor Entsetzen, man untersucht das Messer und findet wirklich, daß das Blut aus dem Hefte quillt. Dem Manne wurde angst, er bekannte sein Verbrechen, wurde darauf gefangen gesetzt und enthauptet.

---

15. Der Soldat und die Katzen.

Ein Soldat lag in einem Wirtshause im Quartiere, da versammelten sich in seiner Schlafkammer des Nachts immer so viele Katzen. So haut er einmal mit dem Säbel darunter, trifft auch eine, da verschwinden sie alle mit Geschrei. Den anderen Morgen trägt die Wirtin den Arm verbunden, sagt, das sei aber ein alter Schaden; der Soldat weiß nun, daß dies Hexen gewesen sind auf seiner Kammer und daß er seine Wirtin gehauen hat. — Die Wirtin hatte auch ein Buttereisen, das zog dieser Soldat unter dem Butterfasse hinweg und brachte es zur Nachbarin. Die sollte darauf buttern. Anfangs wollte sie nicht; als sie sich endlich bereden ließ, bekam sie so viel Butter, daß sie gar nicht wußte, wohin damit, aber sie sagte, sie möchte die Butter nicht. — Der nämliche Soldat steht auch einmal mit seinem Kameraden vor dem Wirtshause in der Thür, da sprengt ein Reiter heran und hält den Beiden ein Buch hin, darin sollen sie sich unterschreiben. So nimmt sein Kamerad das Buch und schreibt

hinein: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn". Wie der Reiter das sieht, läßt er das Buch im Stiche und sprengt davon. Dazumal haben aber alle diese Teufel, von denen dieser Reiter der Oberste gewesen ist, in Hamburg gresidiert und ein großes Handelshaus gehabt. Dahin ist sein Kamerad gegangen, hat gesagt, daß er etwas zu verkaufen hätte und hat den Gegenstand, welchen er zum Verkaufe mitgenommen, in das Titelblatt des großen Buches eingeschlagen, das der Reiter auf der Flucht zurückgelassen hat. Wie die Leute in dem Hause das rothe Blatt sehen, haben sie ihm viel Geld gegeben, auch gesagt, er möge nur seinen Kram behalten, und das Buch dafür zurückverlangt. Das hat er ihnen auch versprochen, da hat der Teufel ein altes Weib geschickt, das hat das Buch abgeholt.

---

16. Der Fleischer.

Ein Fleischer hatte zwei Söhne. Der eine hatte eine Fleischerstochter, die aber kein Vermögen hatte, zur Braut und die Eltern schickten ihn in die Fremde, um Beide zu trennen. Er dachte aber stets an das Mädchen und träumte immer von ihr. Auch als er zurückgekommen und ihm jeder Umgang mit ihr auf's strengste verboten war, träumte er noch immer: er solle sie nehmen. Aber seine Eltern drohten, wenn er nicht von ihr ließe, solle ihm sein Vermögen entzogen werden. Sie bauten ihrem Hause schräg gegenüber ihm und seinem Bruder auch ein Haus, in dem sie gemeinschaftlich schlachten sollten. Eines Nachts hörte er, daß etwas im Schornsteine mit großem Lärm herniederfuhr und es kam ein Mann auf einem Ziegenbock in's Zimmer geritten und sagte: „Höre 'mal, Franz, ich lasse Dir keine Ruhe, bevor Du nicht die Fleischerstochter heiraten thust." Die Eltern aber sagten immer noch nein, und die zweite und dritte Nacht kam der Reiter wieder. Da heiratete er sie und die Eltern zogen

ihre Hand von ihm ab. Siehe da, nun erschien ein graues Männchen und fragte, ob er nichts kaufen wollte für die Nahrung. Er sagte: ja. Das graue Männchen aber zog ein klein Gläschen heraus, da saß ein rothes Püppchen darin. Dafür gab er einen Thaler und bewahrte es sauber. In der nächsten Nacht kam es mit einem Packen Geld im Schornsteine herunter auf einem Pferde, das hatte nur drei Beine und das vierte Bein trug der Reiter selbst. Auf diese Weise erhielt er alle Nacht Geld und konnte nun sein Geschäft sehr großartig betreiben. Nach Dreivierteljahren kam das Männchen wieder, fragte, ob er das Püppchen behalten wollte, und da er es bejate, sollte er ihm seine Seele verschreiben. Das that er, und nach einem halben Jahre wollte das Männchen ihn holen. Dieses kam auch wirklich zur bestimmten Zeit auf dem Ochsen eingeritten, aber der Fleischer sagte: er müsse erst noch einen Ochsen schlachten, und das Männchen antwortete: wenn er den auf einen Schlag tödtete, so solle er frei sein. Allein der Fleischer tödtete den Ochsen nicht auf den ersten Schlag, darum ergriff ihn das Männchen sogleich und ritt mit ihm zum Schornsteine hinaus.

---

17. Die Danneilshöhle.

Bei Halberstadt liegt ein schön bewaldeter Bergrücken, der Huy. Auf seiner Spitze befindet sich das ehemalige Benedictinerkloster Huysburg und an seinem nördlichen Abhange, zwei Stunden oder weiter von Halberstadt entfernt, die jetzt mit einigen Anlagen versehene Danneilshöhle. Dort wohnte der Räuber Danneil. Auf allen Wegen hatte er verborgene Drähte gelegt. Wenn Jemand diese betrat, so klingelte es in der Höhle und Danneil machte sich auf, um den Wanderer zu berauben. Viele Menschen, die in den Wald kamen, tödtete er. Einem Mädchen schenkte er das Leben nur, als sie ihm

zu dienen und außer ihm mit keinem lebenden Wesen zu reden versprach. Nach vielen, vielen Jahren wußte sie sich vor Gewissensbissen nicht mehr zu bergen. Um indessen ihren Eid nicht zu brechen, indem sie mit einem anderen lebenden Wesen sprach, ging sie nach Halberstadt zum steinernen Roland am Rathhause und erzählte ihm Alles. Auch forderte sie ihn auf, ihr nach einigen Stunden zu folgen, weshalb sie den Weg, den er nehmen solle, mit gelben Erbsen bestreuen werde. Sie streute nun die Erbsen immer mitten im Gebüsche, wo kein Draht gelegt war. Der Räuber Danneil stand auf der Lauer, bis seine Magd zurückkam. Danach ging er mit ihr in die Höhle und aß und trank. Der Bürgermeister aber hatte Alles gehört, was sie zum Roland gesagt hatte, und nach zwei Stunden folgte er ihr mit den Stadtknechten. Da sie den Erbsen nachgingen und keinen Weg betraten, so rührte sich keine Glocke. Auch fanden sie durch die Erbsen die Räuberhöhle, zu welcher damals gar kein Weg führte. Hier fingen sie den Räuber, der eben Mittagsruhe hielt. Er wurde hingerichtet und das Mädchen lebte nach der Zeit wieder unter den Menschen bis an ihr Ende.

---

18. Das Wirtshaus von Kloster Hamersleben und der Teufel.

Vor dem Wirtshause im ehemaligen Kloster Hamersleben, zwei Stunden von Oschersleben über Hornhausen hinaus, liegt ein großer Stein, den soll einst der Teufel nach dem Wirtshause geworfen haben.

Es wird auch erzählt: Im Wirtshause zu Hamersleben saß eine Spielgesellschaft acht Tage lang und spielten, hatten auch mehrmals Streit und Wortwechsel und verschwuren sich dabei, und Einer sagte zum Andern, daß er gleich dem Teufel angehören wolle, wenn er falsch gespielt hätte. Da kam auf einmal noch in der Nacht zwischen eilf und

Zwölf ein Reiter angeritten, zog sein Pferd in den Stall und ließ ihm Haber geben, die Spieler aber achteten nicht darauf. Da kam der Reiter in die Stube und saß bald in seinem rothen Mantel unter ihnen, hatte auch alle Taschen voll Geld und ließ fleißig einschenken. Nun hörte man Flüche, bei denen jedem Christenmenschen die Haare zu Berge stehen. Je mehr aber geflucht wurde, desto mehr schien sich der Reiter zu freuen. Gegen zwölf Uhr ließ ein Spieler eine Karte fallen. Da trat mit dem Krüsel, d. h. mit einer altfränkischen Lampe von Blech, welche angehängt und von Vornehmeren jetzt gewöhnlich nur noch in der Küche gebraucht wird, die geschäftige Krug-Groß-mutter hinzu, welche in der Stube noch ihr Großkind wiegte. Sie leuchtete unter den Tisch und wollte die Karte aufnehmen. Unter dem rothen Mantel des Reiters sah sie einen Pferdefuß und fuhr entsetzt bis an die Wiege zurück. Weil also der Teufel erkannt war, so sagte er, daß er den Spielern ein Räthsel aufgeben wolle, und daß sie ihm gehören sollten, wenn sie es nicht errieth en. Das Räthsel aber hieß:

Dreimal knutt is knutt,
Un doch nich eschört't,

d. h. etwa: Drei Knoten und doch nicht geschürzt. Das konnten die Spieler nicht errathen und schon wollte der Teufel mit ihnen davon fliegen, da sahen sie im Scheine des Krüsels, welchen die Großmutter neben der Wiege hielt, wie das Kindlein in der Wiege einen Strohhalm aus dem Bettstroh zog und in die Höhe hielt. Da sprachen sie: das ist das Räthsel, denn ein Strohhalm hat wohl drei Knoten, aber sie sind doch nicht geschürzt. Sogleich flog der Teufel allein davon. Die Spieler aber dankten Gott, spielten und fluchten auch hinfort nicht mehr.

19. Die Edelmannsgruft bei Oschersleben.

Bei der Stadt Oschersleben liegt das königliche Amt Emmeringen und das Rittergut Schermke. Zwischen Emmeringen und Schermke befindet sich die Edelmannsgruft. Zu ihr hin führt noch jetzt eine Wagenspur, die aber fast mit Gras bewachsen ist. Das ist die Spur von dem Wagen eines Edelmannes, der in Schermke wohnte. Dieser wollte einst ein wenig im Felde umherfahren, wie reiche Leute thun. Der Kutscher verlangte aber zu wissen, wohin er fahren solle. „Meinetwegen fahre zum Teufel!" antwortete ihm der Edelmann. Sie befanden sich aber an einem Berge, der öffnete sich und verschlang das Fuhrwerk. Das ist die Edelmannsgruft.

Einst hütete ein Schäfer an jenem Berge die Schafe. Der war ein wohlhabender Mann gewesen und hatte dem Edelmanne kurz vor dessen Ende eine große Schuld abgezahlt und nicht Schein noch Schrift darüber erhalten. Darum hatten ihn die Erben des Edelmanns auspfänden lassen und seitdem hütete er in großer Bekümmerniß die Schafe. Nun rief ihm eine Stimme aus dem Berge zu, daß der Schein hinter dem Spiegel in einem Zimmer des Schlosses zu finden sei. So wurde er herbeigeschafft. Der Mann erhielt sein Vermögen wieder und lebte noch lange glücklich und in Freuden.

Andere reden besser von dem Edelmanne in der Edelmannsgruft, sagen auch, daß er einst wiederkehren werde. Jetzt sei die sechste Thür an der Pforte des Edelhofes zu Schermke in Gebrauch. Sie sei schon sehr alt und werde nur noch durch starke Eisenbeschläge in Rand und Band erhalten. Komme einst die siebente Thür, dann werde der Edelmann aus der Edelmannsgruft in Haus und Hof zurückkehren.

20. Die Kapelle bei Schwanebeck.

Um das Jahr 1334 hatte ein leichtfertiger Bube sieben gesegnete Hostien aus einer Sacristei gestohlen, die er in seiner Bosheit mißbrauchen wollte. Bald nach geschehener That reute es ihn und er hat auf dem Schwanebeckischen Wege solche mit der Büchse, darinnen sie verwahret, auf dem Acker vergraben und sich davon gemacht. Bald darauf ist ein Ackermann aus Schwanebeck mit seinem Wagen oder Pfluge und Pferden ohngefähr im Ausfahren aus diesem Acker gegen die vergrabene Büchse kommen, da denn die Pferde freiwillig auf ihre Kniee gefallen und mit keinen Schlägen noch Futter von dannen gebracht werden konnten, worauf der Ackermann seine Peitsche zum Zeichen in den Acker gesteckt und es seinen Mitbürgern in Schwanebeck erzählet, die dann alsobald den Peitschenstock in einen blühenden Baum verwandelt fanden und sich alsobald entschlossen, die Stelle durch Graben zu untersuchen, wobei sie die Büchse mit den Hostien gefunden; weil sie aber nicht gewußt, was sie nun machen sollten, haben sie die Sache an den Bischof Albertum berichtet, welcher befohlen, daß die Hostien so lange in die Pfarrkirche gebracht werden sollten, bis er an den Ort, wo sie gefunden worden, eine neue Kapelle erbauet; als er dieses vollzogen, ist er mit der ganzen Halberstädtischen Clerisei in Procession dahin gegangen und hat die Hostien in solcher öffentlich getragen, dabei es geschehen, daß viel Kranke und Gebrechliche gesund worden; nachdem er auch die neue Kapelle eingesegnet, hat er denjenigen, die sie besuchen und die Hostien anbeten würden, viel tausend Tage Ablaß versprochen. Die Kapelle liegt gar lieblich mitten im Felde mit ihrem grünen Baume.

21. Die steinernen Bauermeister und die Trappen.

Auf der Höhe der jetzo wüsten Dorfstätten Klein-Wulferstedt und Harmsdorf (nördlich von der Nienburg, zwischen Wulferstedt und Eilenstedt) standen bis zum Jahre 1838 zwei große Steine, genannt: der große und kleine Bauermeister. Davon weiß die Sage Wunderliches zu berichten.

Zwischen den Bewohnern der beiden Dörfer hatte ein heftiger Streit wegen eines Fahrweges, der über die Harmsdorfer Aecker nach Nienburg und weiterhin nach Halberstadt führte, sich entsponnen. Denn die Klein-Wulferstedter behaupteten, es sei dieser Weg seit undenklichen Zeiten vorhanden und befahren gewesen; die Harmsdorfer dagegen wollten ihn als einen verbotenen auf den Anger daneben verlegt wissen, pflügten den Weg um und versperrten ihn durch aufgeworfene Gräben.

Die Klein-Wulferstedter aber warfen die Gräben wieder zu, befuhren den Weg wie vorher und richteten obenein aus Muthwillen manchen Schaden in dem Kornfelde an. Da ergrimmten die Harmsdorfer, lauerten in der Nacht den Klein-Wulferstedtern auf, erschlugen zwei Fuhrleute und verscharrten die Leichname an der Stätte, wo nachmals die zwei Steine zu sehen waren. Der Mord blieb aber nicht verborgen. Das Gericht erhielt durch seine überall umherschleichenden und horchenden Freischöffen Nachricht von der Unthat und ließ nun die Dorfschaften sammt den erforderlichen Zeugen zum 1. Juni vor seinen Richterstuhl laden. Unterdessen hatten die Harmsdorfer einen der Freischöffen kennen gelernt und für ein gut Stück Geld von ihm den Rath erhalten, den ihnen gefährlichsten Zeugen, einen 80jährigen Greis, aus der Luft zu schaffen und nachher Alles abzuschwören. Der gottlose Rath ward befolgt, der Greis heimlich erschlagen und gleichfalls bei jenen zwei Steinen verscharrt. Als der letzte Mai herbeigekommen war, erschienen die Herren des Freistuhls, der Graf von Anhalt als Freigraf, die Ritter Conrad v. Dalum und Werner v. Bodendiek als Beisitzer, nebst noch 30 Schöffen im Kloster Huyseburg.

Da die Verrätherei des bösen Rathgebers bereits entdeckt worden war, befahl der Graf, den Sünder 7 Fuß höher als andere Verbrecher am höchsten Baume aufzuhenken und zum Zeichen, daß solches nach Urtheil der heiligen Vehme geschehen, ihm das Messer des Gerichts in's Herz zu bohren und stecken zu lassen. — Welch' ein Schreck in Harmsdorf, als die Bauern am Morgen des 1. Juni den Sünder, mit dem Messer im Herzen, am höchsten Baume vor dem Dorfe hangen sahen! Dennoch blieben die beiden Bauermeister verstockt bei dem Vorsatze, durch einen falschen Eid sich vom Morde und dem Wege loszuschwören. — Mit Aufgang der Sonne gab ein dreimaliger Schlag der großen Huyseburger Klosterglocke das Zeichen, daß jetzo das Freiding werde gehegt und gehalten werden. Der Freistuhl wurde auf der Stätte des Verbrechens aufgerichtet, die beiden vorgeladenen Gemeinden, eine zur Rechten, die andere zur Linken gestellt, die beiden Bauermeister in die Mitte des Kreises, an den Ort, wo die Erschlagenen verscharrt worden waren. Als der Freigraf, dem ein Mönch das heilige Kreuz vortrug, den Stuhl des Gerichts eingenommen hatte, verlas ein Schöffe die Verbrechen, welche an dieser Stätte verübt worden. Danach wurde den beiden Bauermeistern geboten, auf der Stelle, wo die Erschlagenen verscharrt waren, niederzuknieen und einen Eid abzulegen, daß sie sich keiner Theilnahme an dem Morde schuldig wüßten, auch daß die Harmsdorfer ihres Wissens nicht verpflichtet wären, den Weg über ihre Aecker zu verstatten. Und ringsum knieten, nach Befehl des Gerichts, Männer und Weiber. Der entscheidende Augenblick erschien. Noch immer entschlossen, durch einen Meineid die Schuld abzuwälzen, erhoben die zwei Bauermeister ihre rechte Hand, um den falschen Schwur auszusprechen, als sie plötzlich in die zwei Steine verwandelt wurden, und in demselben Augenblicke flog die ganze mitschuldige Gemeinde, in ungestaltete Trappen verwandelt, mit erbärmlichem Geschrei in die Luft und davon.

Der Freigraf aber sprach: „Wo Gott richtet, darf der Mensch nicht richten! — Geht! das Freiding ist aus!"

22. Das Grundlos am Hakel.

An der nördlichen Spitze des Hakels liegt ein großer Erdfall, der zum Theil mit Wasser ausgefüllt und am Rande mit hohem Schilfe überwachsen ist. Dieses Wasser heißt das Grundlos.

Hier stand einst ein Raubschloß, da ging es gar hoch her, und die Schädel der Erschlagenen lagen rings auf dem Boden umher. Auf der Mitte des Hofes stand eine Rolandssäule, das Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit, mit ausgebreiteten Armen. Und einstmals um Mitternacht stiegen drei große Hähne herab von dem runden Dache des Burgverließes, und wandelten langsam über den Hof, dem geharnischten Roland zu. Dann hoben sie sich zugleich im Fluge, der größte Hahn, höher und stärker befiedert als ein Adler, setzte sich auf den Kopf der Rolands-Säule, die anderen nahmen Platz auf seinen Ellenbogen. Und nun krähten sie, alle drei zugleich dreimal, daß der Hof und der nahe Wald wiederhallten. Anfangs war Alles still. Dann erscholl aus dumpfer Ferne: „Wehe! Wehe! Wehe!" — Siebenmal krähten nun die Hähne noch lauter, und das: „Wehe! Wehe! Wehe!" erscholl zum zweiten Male. — Neunmal krähten die Hähne noch lauter; und nun erhob sich der große Hahn hoch in die Lüfte und schrie: „Wehe! Wehe! Wehe! Heute noch versinkt die Raubburg!"

Bald darauf, noch vor Tagesanbruch, war da, wo vorher die Raubburg stand, das Grundlos. Als die Sonne die Mitte des Himmels erreicht hatte, war noch das Dach der immer tiefer einsinkenden Burg zu sehen. Es war ganz mit Menschen bedeckt, die in ihrer Herzensangst immer höher nach der Spitze des Daches hinanklommen, je näher ihnen das Wasser des immer steigenden See's kam. Ein Mann, welchen das Geschick schon in der Nacht zum Zeugen dieses Vorfalles gemacht hatte, unterschied deutlich an der Kleidung etwa acht Ritter und zwölf Knappen.

23. Die Zwerge im Holtberge bei Sargstedt.

Vor langen Jahren lebten im Holtberge Zwerge, die sich durch Freundlichkeit und Gutmüthigkeit das Zutrauen der Bewohner Sargstedts erworben hatten. Wenn sie sich irgendwo zeigten, wurden sie von allen, besonders aber von den Armen, gern gesehen, denn jede bescheidene Bitte wurde ihnen von den Zwergen erfüllt. Reiche und Arme wandten sich bei Hochzeits- und Kindtaufschmausereien an die Zwerge, damit sie ihnen das schöne blitzende zinnerne Geschirr liehen. Wenn die Zwerge ihr Geschirr wiederholten, dann ließ man einige gefüllte Schüsseln und Teller für sie stehen, womit die Leute ihre Dankbarkeit abtrugen. So lange nun der einfache Sinn den Bewohnern von Sargstedt blieb, weilten auch die Zwerge dort gern. Als man aber anfing, solche häuslichen Feste dort pomphafter zu feiern, blieben sie fort und man hat sie nie wieder gesehen.

---

24. Der reiche Mann von Halberstadt.

Zu Halberstadt war ein sehr reicher Mann, der lebte alle Tage in Wollust und in Freuden, kümmerte sich auch nicht um Gott und die ewige Seligkeit und sagte: Wenn er solch' Leben auf dieser Welt für und für haben könnte, so wollte er unserem Herrgott gern seinen Himmel lassen. Nicht lange darauf ist er plötzlich gestorben. Da sind nach seinem sehr prächtig gebauten Hause jeden Abend viele Geister gekommen, so daß das Haus Niemand hat bewohnen können, und ist der reiche Mann Tag für Tag mit seinen Gästen in der Gaststube erschienen, in welcher er zu seinen Lebzeiten die Fremden zu empfangen pflegte. Vor den Gästen sind Diener mit brennenden Fackeln hergegangen. Die anderen Diener haben die Tische gedeckt, güldne Becher und Credenzer gesetzt und Alles auf den Tisch gestellt,

was darauf gehört, danach auch das köstliche Essen aufgetragen. Da sind auch Pfeifer und Geiger gewesen und allerlei Saitenspiel hörte man; Clavicymbel, Violen, Flöten und ander Spielwerk klangen, und ist Alles gewesen, wie es bei des reichen Mannes Lebzeiten zuzugehen pflegte. Endlich verschwanden die Gespenster allemal mit einer Feuerflamme, die viele Funken von sich warf.

---

25. Der Wetterhahn von Harsleben.

In Harsleben, einem Dorfe zwischen Halberstadt und Quedlinburg, steht auf dem Kirchthurme ein Wetterhahn. Davon wird Folgendes erzählt:

Das Hähnchen und das Hühnchen gingen zusammen in den Wald, sich Nüsse zu suchen. Sie sagten, sie wollten sich den Kern einer jeden Nuß theilen. Das Hähnchen fand Nüsse und theilte sie redlich mit seiner Henne. Nach langem Suchen fand die Henne auch eine Nuß. Sie war aber neidisch sie zu theilen, da mußte das Hähnchen ihr die Nuß aufknacken und ihr den ganzen Kern geben. Sie schluckte ihn so ganz über und wollte daran sticken. Da sagte die Henne, das Hähnchen sollte ihr Wasser holen, sonst müßte sie sticken. Da lief das Hähnchen eilend hin und wollte Wasser holen. Der Brunnen sagte: er sollte nach der Braut gehn und den Kranz holen, dann könnte er Wasser bekommen. Da ging er hin zur Braut und die Braut sagte: er solle in den Wald gehen, auf dem Dornenbusche wäre ein Kranz mit Dornen geflochten. Da holte er den Kranz, brachte ihn der Braut, die Braut gab ihn mit zu dem Brunnen. Da bekam er Wasser vom Brunnen und eilte damit zur Henne. Die war aber schon gestickt. Da machte er sich einen Wagen und spannte sechs Mäuse vor, legte seine Henne darauf und wollte sie beerdigen. Unterwegs begegnete ihm ein Bär und fragte, wo er hin wolle. Er sagte: er wolle seine

Henne beerdigen. Der Bär fragte, ob er mit könne. Da sagte er: o ja, er solle sich aber hinten hin setzen, vorn könnten seine Pferde es nicht vertragen. Da kam ein Wolf und fragte, wo er hin wolle. Er sagte: er wolle seine Henne begraben. Der Wolf fragte, ob er sich könnte aufsetzen. Da antwortete er:

Ja, aber setz' Dich hinten auf den Wagen,
Vorn können's meine Pferdchen nicht vertragen.

Danach kam ein Fuchs und es ging ebenso. Zuletzt kam ein Floh und fragte, wo er hin wolle, der setzte sich auch auf. Da aber die Last schon schwer genug war, brachte der Floh das Uebergewicht, der Wagen kippte und ging unter im Sumpfe bei Harsleben. Da flog das Hähnchen davon und die andern mußten alle ertrinken. Es flog aber auf den Kirchthurm und da sieht es noch immer zu, ob's bald trockne Witterung wird und hofft immer, die Sonne soll den Sumpf austrocknen, damit es seine Henne wieder bekommt und begraben kann.

---

26. Die Teufelsmauer und der Königsstein bei Westerhausen.

Zwischen Quedlinburg, Westerhausen und dem Harze zieht die Teufelsmauer. Da wollte einst der Teufel die Welt zwischen dem Teufel und dem lieben Gotte theilen. Er wurde verjagt, kommt aber nach siebenhundert Jahren wieder und will sein Reich antreten.

Auch eine Viertelstunde nordwärts vom Dorfe Westerhausen, nach Halberstadt zu, liegt ein merkwürdiger, steiler Felsen, der Königsstein, auf dem der Teufel wohnen soll. In das Wirthshaus am Fuße des Königssteins, welches jetzt das Schützenhaus ist, kam er einst und trank ein Glas Bier, verschluckte zuletzt auch noch das Glas und flog dann durch's Fenster wieder nach dem Königssteine hinauf.

---

27. Der Stein bei Wasserleben.

Dicht vor Wasserleben steht in einem Ackerstücke ein großer Stein eingegraben. Darauf ist ein Ring abgebildet, der ein Brot anzudeuten scheint. Hieran knüpft sich folgende Sage. Einst kaufte sich ein Mädchen aus Wasserleben in Wernigerode Schuhe und nahm zugleich ein Brot aus der Stadt mit. Nahe vor Wasserleben wollte sie sich die neuen Schuhe anziehen. Um nun mit dem Einen bloßen Fuße nicht auf den schmutzigen Boden zu treten, legte sie das Brot hin und trat mit dem Einen Fuße darauf, während sie sich an dem anderen Fuße den Schuh anzog. Als sie aber den Einen Fuß von dem Brote zurückziehen wollte, stand sie wie festgebannt und ist auf der Stelle gestorben.

---

28. Gero.

Auf seiner Väter Burg Gersdorf weilte der gewaltige Bekämpfer der Wenden, Gero, wenn er ausruhte von den Mühen des Krieges. In ihren Hallen oder in der Nähe der Burg ist der Schauplatz eines furchtbaren Ereignisses. Als in der Zeit, da Kaiser Otto am fernen Rheine 939 kämpfte, wendische Völkerschaften im Norden und Osten die westliche Landschaft des Reichs bedrängten, und besonders im Harz- und Nord-Thüringgau die Fesseln abzuschütteln strebten, zog ihnen Markgraf Gero entgegen. Mit starker gewaffneter Hand hatte er bald die Feinde des Vaterlandes gedemüthigt und viele Aufstände mit Umsicht und Kraft niedergedrückt. Die Fürsten der Wenden waren aber nach der Demüthigung, die ihnen geworden, von innerer Rache entbrannt gegen den Markgrafen und trachteten darnach, dieselbe bei gelegener Zeit zu kühlen. Viele Versuche, ihm meuchlings das Leben zu rauben, verunglückten, denn das blitzende Auge Gero's und sein

stets gewaffneter Arm hatten jede Hinterlist frecher Gesellen zurückzuweisen gewußt. Aus jeder Gefahr rettete Gero sein Leben durch persönlichen Muth und männliche Entschlossenheit.

Alles Schaffen und Wirken zum Wohle der eroberten Länder vermochte doch nicht, die Herzen der Wendenfürsten ihm zuzuführen und ihren alten Haß in Liebe zu verwandeln. Gero merkte wohl aus dem heuchlerischen Wesen der Fürsten, wie sehr sein Leben in Gefahr schwebe und vermied Alles, was diese Gefahr erhöhen konnte. Die Fürsten aber drängten sich immer mehr in seine Nähe und wurden ihm von Tage zu Tage gehässiger. Endlich beschloß Gero, all diesem Treiben ein Ende zu machen.

Er lud dreißig Wendenfürsten zu einer Rathsversammlung und bewirtete sie wahrhaft fürstlich. Das üppige Mahl und der köstliche Wein mundete ihnen und bald wirkten die Getränke auf die Sinne der Fürsten. Von Stunde zu Stunde stieg ihnen der Wein mehr und mehr zu Kopfe und diesen Zeitpunkt hatte Gero herbeigesehnt. Plötzlich entspann sich ein Streit und die Schwerter der Freunde Gero's blitzten über den Köpfen der Wenden. Unfähig sich zu schützen, sanken sie vom wuchtigen Schwerte getroffen röchelnd zu Boden und färbten den Saal mit ihrem Blute. Nur ein Fürst entrann dem fürchterlichen Gemetzel und brachte die Trauerkunde in die Wohnungen der Wittwen und Waisen heim. Eine weite Gruft nahm Gero's Feinde auf, die nun hier vereint ausruheten vom Kampfe des Lebens.

Alljährlich an ihrem Todestage öffnet sich um Mitternacht das große, breite Grab und heraus steigen bleichen Angesichts und hohlen Auges die Geister der Fürsten. Blutige Schwerter blitzen im Mondenscheine und dumpfes Getön wie: Wehe! und: Rache! tönt durch die Luft, bis die Geisterstunde den Schall der Klosterglocken verweht im kühlen Morgenhauche, der den neuen Tag verkündet. Dann kehren auch die schaurigen Gestalten der erschlagenen Wendenfürsten zurück in ihre große, kühle Gruft und ruhen auf's neue, bis der Todestag sie wieder hervorruft. An demselben Tage soll es um Mitternacht auf

dem Chore der alten Kirche in Gernrode nicht geheuer sein und manches Sonntagskind will den greisen Wendenbändiger geschauet haben, wie er dem Grabe entstiegen und nach seiner Stammburg gewandelt ist.

29. Die Teufelsmühle auf dem Ramberge.

Vor grauen Jahren wohnte unten am Ramberge ein armer Müller, dessen Windmühle von jeher baufällig und schlecht war und zuletzt gar nicht mehr gehen wollte. Dadurch wurde der Mann immer dürftiger und je mehr die Noth wuchs, desto schneller nahm auch sein Gottvertrauen ab. In solcher verzweifelnden Herzensangst erstieg er einst den Ramberg, über welchen der Wind mit lustiger Kraft wegstrich; da meinte der Unglückliche, daß es doch gar schön sein müßte, hier oben auf freier Bergeshöhe eine neue Windmühle zu besitzen, die immer gut im Gange wäre. Wie er bis zur Abenddämmerung so dasaß und statt des Gebetes nur Flüche ausstieß und wünschte, daß der Teufel ihn holen möchte, trat ein kräftiger Bursch zu ihm, gab sich durch seine Priamel und sein Müllersprüchlein als Handwerksgenoß zu erkennen, und versprach vor dem ersten Hahnenschrei am nächsten Morgen die schönste Mühle just hieher zu setzen, wofern nur der Müller ihm, dem Bauherrn, sich mit seinem Blute verschreiben und nach dreißig Jahren mit Leib und Seele ausliefern wolle. Der böse Pact wurde abgeschlossen und alsbald erhob sich auf dem Ramberge ein hölliſches Spektakel von tausend geschäftigen schwarzen Gesellen, die mit gräßlicher Eile den Bau angriffen. Aber je höher die Mühle ward, desto ängstlicher wurde es dem Müller; schon fing der Morgen an zu dämmern, aber die Mühle stand auch vollendet da; nur der eine Mühlstein fehlte noch, der jetzt oben hinaufgerollt wurde. Da stieß der Müller in seiner Todesangst den letzten Stein von den Rollhölzern hinunter, daß der den weiten Berg hinabrannte; mit

fürchterlichem Zorne stürzte der Böse dem rollenden Mühlsteine nach, um ihn einzuholen; — aber schon krähte der Hahn in der alten Thalmühle und der Teufel hatte also sein Versprechen nicht gehalten; da ergriff er den ungeheuren Granitblock, schwang sich damit hoch in die Lüfte, ließ ihn fallen und zerschmetterte damit den Müller und die Mühle.

---

30. Die Tanzwuth.

Eine Stunde von Bernburg liegt das jetzt zu Anhalt-Köthen gehörende Vorwerk Kölbick. Nach Christi Geburt im Jahr 1021 bei des Kaisers Heinrichs Zeiten, im anderen Jahre seines Regiments, hat sich begeben dies Miracul, daß sich in dieser Kirchen, die geweiht ist worden in die Ehren Gottes und St. Magnus, etliche Bauersleute zusammengethan, auf das Fest der heiligen Christ-Nacht, und allda gesungen und gesprungen auf dem Kirchhofe zu Kolbig, dermaßen, daß der Priester sein Amt nicht vor ihnen hat vollbringen können, hat sie aber höchlichen vermahnet, um Gottes Willen von solchem Fürnehmen abzustehen, jedoch hat Alles nichts helfen wollen. Der Bauern aber sind gewesen funfzehn, zwo Frauen und eine Jungfrau, ist gewesen des Kirchners Schwester. Als nun des Priesters Vermahnen an ihnen nichts verfährt, hat er gesaget: ey nun gebe Gott und St. Magnus, daß ihr ein ganzes Jahr also singen und tanzen müßt. Also hat der Kirchner seine Schwester von Tanze wollen reißen bei einem Arm, da ist ihr der Arm schändlicher Weise von ihrem Leibe losgegangen. So haben sie danach ein ganz Jahr all umgetanzet und bis unter ihre Gürtel in die Erde Culen (Gruben) getanzet, und ihre Kleider, ihre Schuhe sind nicht zerrissen, Haar und Bart unversehrt blieben, auch weder Regen noch Schnee auf sie gefallen. Als das Jahr um war, sind kommen gen Kölbick die heiligen zween Bischöfe der von Köln und Hildesheim, mit anderen andächtigen Vätern,

und haben Gott mit Ernst angerufen und gebeten, daß Gott der Allmächtige dies Wunder von diesen geplagten, armen Menschen wollte gnädig abwenden. Also hat sie Gott durch dieser heiligen Väter Gebet entledigt von solcher Strafe und erschrecklicher Plage, sodann nach ihrer Entledigung sind sie kommen vor den hohen Altar, haben nieder geknieet und sind alle entschlafen, drei Tage und drei Nächte, und sind ihrer vier von ihnen gestorben, die anderen sind aufgestanden, und haben Gott den Allmächtigen gepreiset, und Danksagung gethan.

Bei dem zerstörten Dorfe Hohenneindorf im Halberstädtischen befand sich der Mädelberg, ein kleiner runder Hügel. Als einst der Gutsherr das Tanzen nur unter der Bedingung ferner gestatten wollte, daß die Mädchen in ihren Schürzen einen Hügel zusammentrügen, auf dem sie mit den Burschen tanzen könnten, sah er alsbald, wie die Burschen Erde losmachten und die Mädchen in ihren Schürzen sie zusammentrugen. Als der Hügel fertig war, wurde fortgetanzt.

---

31. Der Ring zu Dessau.

Man erzählet, daß vor vielen Jahren eine Fürstin zu Anhalt, in der Fürstlichen Residenz zu Dessau, als sie ihrer Entbindung nahe gewesen, zu Zeiten in ihrem Gemache allein gespeiset und nach gethaner Mahlzeit die auf der Serviette gesammelten Brocken aus dem Fenster schütten lassen; es hätte sich dabei aber allezeit eine ziemlich große Kröte unter dem Fenster gefunden und diese Brocken verzehret; einige Zeit hernach aber wäre eine unbekannte Frauensperson mit einer Laterne in der Hand zu ihr vor das Bette gekommen und hätte zu ihr gesagt: Ihre Frau Kröte dankte sehr fleißig für die Brocken Brot's, so sie unter ihrem, der Fürstin, Fenster genossen, und schickte ihr diesen Ring zur dankbaren Erkenntniß, welchen sie wohl bewahren und Sorge tragen möchte, daß er alle Zeit in diesem fürstlichen Hause

bleibe, so würde es denen darin wohnenden von dem fürstlichen Hause Anhalt wohl gehen und der Stamm nicht aussterben; man sollte auch alle Christnacht in diesem Schlosse fleißige Aufsicht auf das Feuer haben, weil dasselbe in solcher Nacht leichtlich in Brand gerathen und ganz und gar abbrennen würde.

Eine andere und noch mehr verbreitete Erzählung ist folgende: Eine Fürstin von Anhalt lag Nachts zu Dessau in ihrer Ruhe. Da kam ein Weib mit einer Laterne vor ihr Bett und bat sie höchlich, ihrer Frau, welche ohne sie nicht könne entbunden werden, zu Hilfe zu kommen, mit Versicherung, daß sie sicher und ohne alle Gefahr dahin und wieder zurück gebracht werden solle, welches die Fürstin endlich nach vielem Bitten bewilligte. Sie wurde darauf durch einen unbekannten Gang weggeführet, der unter dem Muldeflusse und dem Mühlenwasser ging, so daß sie deutlich das Rauschen des Wassers und der Räder hörte, und schritt das Weib mit der Laterne voran, bis sie zu der Frau kamen. Die Fürstin war ihr in ihrer Entbindung behilflich und wurde nach dem in gleichmäßiger Begleitung wieder zu ihrem Zimmer gebracht. Demnächst kam das Weib in einer von den folgenden Nächten nochmals zu der Fürstin, bedankte sich Namens ihrer Frauen und offerirte ihr zu dankbarer Erkenntniß einen Ring, welchen sie wohl bewahren und Sorge tragen möchte, daß er alle Zeit in diesem fürstlichen Hause bleibe. So würde es denen vom fürstlichen Hause Anhalt, die darin wohnen, wohl gehen und der Stamm nicht aussterben. Auch sollte man alle Christnacht in diesem Schlosse fleißige Aufsicht auf das Feuer haben, weil dasselbe in solcher Nacht leichtlich in Brand gerathen und ganz und gar abbrennen könne. Der Ring ist von Golde, unten schmal und offen, oben aber breit, allwo auch drei Diamanten eingefasset sind, die alt und nicht allzuwohl poliret sind, und zwar die beiden auswendigen dreieckig, die mittlere aber länglich viereckig.

Noch um's Jahr 1757 wurde alle Christabende das Feuer auf dem Schlosse in den Gemächern der Bedienten mit anbrechender Däm-

merung, in den fürstlichen aber gegen acht Uhr ausgelöschet, und mußte der Hausvoigt in Begleitung unterschiedener anderer niedrigen Hofbedienten bis nach Mitternacht gegen drei Uhr durch alle Gemächer gehen.

---

32. Die Hasenkirchmeß bei Wittenberg.

Um Wittenberg hatten die Edeln eine Hasenkirmesse oder Hasenjagd. Sie jagten und schreckten, bis weder ein Häslein noch ein Eichhörnchen mehr zu sehen war. Dabei ritten sie über die zugefrorne Elbe. Vor ihnen auf dem Eise und auf dem Schnee lief nämlich noch ein Hase und die Edeln setzten ihm nach, aber der Herr und Wächter, der die Frommen behütet, brachte sie alle über die Elbe. Als sie nun herüber waren, erschraken die Leute und die Edeln wußten nicht, daß sie auf der Elbe mit ihren schweren Rossen diesem Hasen nachgejagt. Als sie dem Herrn für seinen gnädigen Schirm und Schutz gedankt hatten, ging das Eis auseinander, und ward ein solch Gekrach und Geprassel, daß sie alle hätten sterben und verderben müssen, wenn sie noch darauf gewesen wären.

---

33. Luther und der Mönch.

Vor Luthers Thür kam einst ein Mönch und klopfte heftig an. Der Diener that auf und fragte, was er wolle; da antwortete er, ob der Luther daheim wäre. Da Luther, der lange keinen Mönch gesehen hatte, das erfuhr, hieß er ihn hereinkommen. Da der Mönch nun eingetreten war, legte er ihm etliche Syllogismen und Schulreden vor. Weil Luther diese ohne Mühe auflösete, brachte er andere, die nicht so leicht aufzulösen waren, daher Luther, etwas bewegt, sprach: „Du

machst mir viel zu schaffen, und ich hätte doch jetzt wohl mehr zu thun." Danach erklärte er ihm doch die Stelle, die der Mönch vorgelegt hatte, und als er in dem Gespräch bemerkte, daß des Mönchs Hände nicht ungleich waren Vogelklauen, sprach er: „Bist Du nicht der? Halt! höre zu! Dies Urtheil ist wider Dich gefällt." Damit zeigte er ihm den Spruch in der Genesis: „Des Weibes Same wird der Schlange den Kopf zertreten", und fügte noch hinzu: „Du wirst nicht alle verschlingen." Mit diesem Spruche war der Teufel überwunden. Er ward zornig, warf das Schreibzeug hinter den Ofen und verschwand.

34. Kurfürst Friedrich der Weise.

Kurfürst Friedrich der Weise soll in der Nacht, ehe Luther seine neuen Lehrsätze anschlug, alle die Ereignisse, die der römischen Kirche den Umsturz drohten, im Traume vorausgesehen und diese Vision nebst seinen Betrachtungen darüber aufgezeichnet haben. Derselbe stieg auch einstmals aus einem berstenden Schiffe. Da sagte er zu seinem Bruder: „Ich fürchte, daß nach unserem Tode das Schiff unseres Hauses großen Schiffbruch erleiden dürfte." Die Schlacht bei Mühlberg bestätigte leider diese Prophezeiung über eine edle und mit der Reformation auf's engste verwachsene fürstliche Linie.

35. Sophia von der Asseburg und das weiße Roß auf dem Breiten Wege zu Magdeburg.

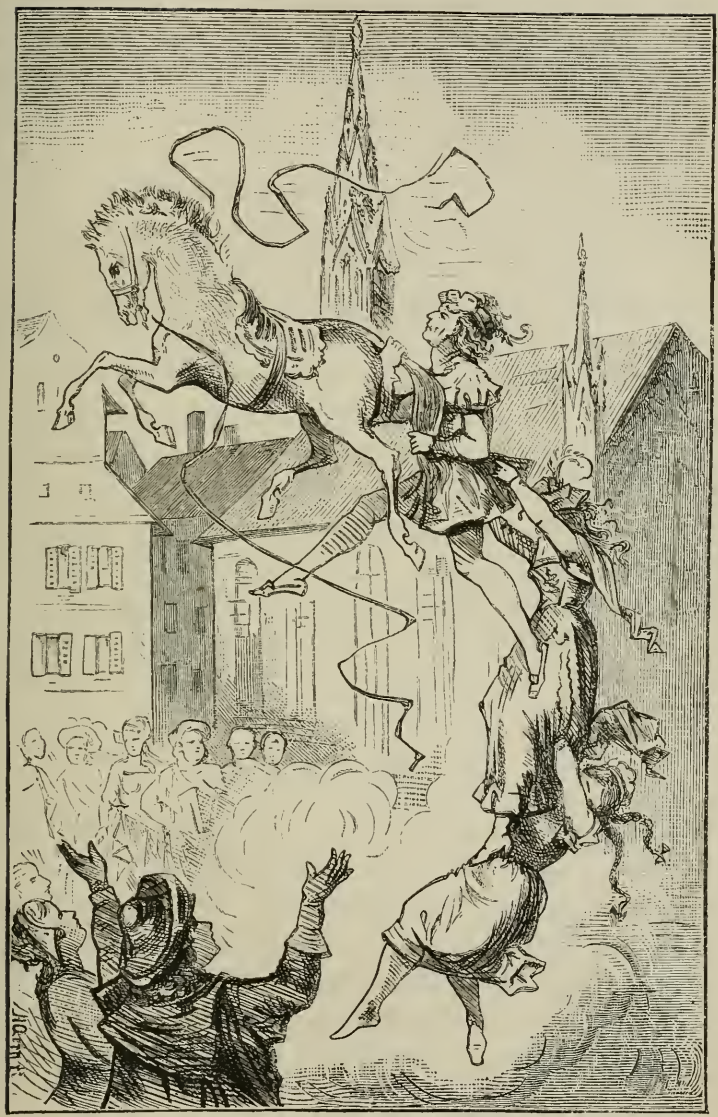
Die Herren von der Asseburg stammen von dem Reichstruchsessen Gunzelin von Wolfenbüttel ab. Heinrich von Asseburg, welcher 1576 geboren wurde und 1611 starb, war Domherr von Magdeburg

und vermählte sich mit Sophia von Hahn. Seine Gemahlin wurde in einem Gewölbe der Domkirche scheintodt begraben. Als der diebische Küster ihr in der Nacht einen Ring vom Finger ziehen wollte, erwachte sie von der Berührung und richtete sich auf. Erschreckt lief der Küster davon und ließ die Laterne stehen. Sie ergriff dieselbe und ging in das Haus ihres Mannes auf dem Breiten Wege zurück, an welchem sich das asseburgische Wappen befindet. Die Bewohner des Hauses riefen sich einander zu, daß die Edelfrau als Geist zurückgekehrt sei. Da sprach Jemand: „Sie ist so gewiß nicht wieder unter uns erschienen, als unser alter Schimmel nicht oben vom Giebel des Hauses herunterschaut!" Aber der Schimmel war aus dem Stalle gegangen, die Treppe hinaufgestiegen und schaute im selbigen Augenblicke zur Bodenluke heraus auf den Breiten Weg herunter. So ist er noch jetzt oben auf dem Hause Breiter Weg Nr. 19 dargestellt. Sophia von der Asseburg bekam nachher noch mehrere Kinder. In der Domkirche zu Magdeburg aber befindet sich das Grabmal Heinrichs von der Asseburg, auf welchem er und sie, so wie seine Töchter abgebildet sind. Solches ist nach der damals üblichen Weise mit den Stammbäumen beider Ehegenossen geziert.

---

36. Die Gaukler in Magdeburg.

Joh. Faust von Knütlingen saß zu Magdeburg im Wirtshause mit Anderen und trank einer dem Andern halb und ganz aus zu, wie der Sachsen und auch anderer Deutschen Gewohnheit war. Da ihm nun des Wirtes Junge seine Kanne oder seinen Becher zu voll schenkte, schalt er ihn und drohte, er wolle ihn fressen, wenn er es wieder thäte. Der spottete seiner und schenkte ihm abermals zu voll. Da sperrte Faust sein Maul auf und fraß ihn. Danach ergriff er den Kübel mit dem Kühlwasser, sprach: „Auf einen guten Bissen gehört



Die Gaukler in Magdeburg.

ein guter Trunk" und trank das auch aus. Der Wirt redete dem Gaste ernstlich zu, er solle ihm seinen Diener wieder verschaffen, oder er wolle sehen, was er mit ihm anfinge. Faust hieß ihn zufrieden sein und hinter den Ofen schauen. Da lag der Junge, war ganz naß und bebte vor Schrecken.

In derselben Stadt gaukelte Einer auf dem Markte. Er hatte ein klein Pferdlein, das unter vielem Volk durch einen Reif sprang. Da es vollbracht war und er wenig Geld von den Leuten bekommen hatte, beklagte er sich sehr, sagte, er wolle nicht länger auf Erden bei den undankbaren Leuten bleiben, sondern gen Himmel fahren. Damit warf er seines Rößleins Zügel in die Höhe: das fuhr in die Luft*), er hielt sich an des Rößleins Schwanz, sein Weib sich an seinen Rock, die Magd hängte sich an's Weib und fuhren also in einer Koppel dahin. Das Volk machte ein Getümmel und Geschrei, wie zu erachten. Indem kam ein feiner Bürger gegangen und fragte, was da sei. Man berichtete ihm, was geschehen. „Ei", sprach er, „der Mann ist mir eben dort auf der Gasse begegnet und zieht in die Herberge ein."

37. Widikinds Taufe.

Als Carolus Magnus an der Ohre, bei Wolfmirstedt im Stifte Magdeburg gelegen (nach Anderen geschah Widikinds Taufe an der Oker), hat sich König Widikind wie ein Bettler gekleidet, sich in ein Schifflein gesetzt, ist die Ohre hinuntergefahren und am stillen Freitage in Caroli Lager als ein Bettler gekommen, zu erspähen und zu erforschen, wie es in dem Lager Caroli stünde, was er für Kriegsleute und für Rüstung hätte und wie stark er wäre. Und daselbst

*) Sonst wird berichtet, er habe ein Seil in die Höhe gerichtet, darauf sei das Pferdlein hinaufgestiegen.

hat sich Widikind unter die Bettler gesetzt und unter ihnen die Almosen erwartet, wie denn Carolus seiner Gewohnheit nach, wenn er aus der Kirche gegangen, selbst den Armen mildiglich gereicht und gegeben hat. Nachdem nun daselbst am heiligen Ostertage Carolus und Andere mit ihm zum hochwürdigen Sacrament gegangen, und Widikind in Gestalt eines Bettlers hinzugedrungen und solches, auch wie Carolus eigentlich in der Gestalt wäre, gesehen, hat er sich geschwind wieder zu den Bettlern gesetzt und die Almosen erwartet. Wie nun Carolus aus der Kirche gegangen und seiner Gewohnheit nach den Armen die Almosen gereicht und Widikind seine Hand dargereicht, das Almosen anzunehmen, ist er an dem krummen Finger seiner rechten Hand erkannt worden, auch sobald ergriffen und als Gefangener Carolo nachgeführt. Carolus aber hat ihn ernstlich angeredet und gefraget, warum und aus was für Ursachen er als ein Bettler in sein Lager gekommen wäre. Widikind antwortete: „Darum, daß ich mich in Deinem Lager erkunden und dasselbe besehen wolle". Carolus fragte weiter: „Lieber, was hast Du denn gesehen"? Widikind antwortet: „Vorgestern sah ich Dich betrübt und traurig zur Kirche gehen. Heute aber habe ich Dich fröhlich und mit köstlichen Kleidern angethan gesehen, und in der Mitte stund einer im Purpurkleide vor einem Tische, der hub ein kleines und säuberliches Kindlein auf und steckte es Dir in Deinen Mund und also auch den Anderen. Etlichen aber stieg es mit Freuden in den Mund, etlichen mit Trauern". Darauf antwortete Carolus und sprach: „Wahrlich, Du hast mehr gesehen als ich und alle meine Priester". Und erklärte ihm alle Dinge, sagte auch, daß ihm der Leib des Herrn vom Priester gereicht sei, und lehrte ihn den christlichen Glauben, daß sich König Widikind mit seiner Gemahlin und vielem Volke taufen ließ, und sind Christen geworden und nachher nimmermehr vom Glauben abgefallen.

38. Der Rohkuchen.

In der Feldmark des Dorfes Dreileben bei Seehausen im Magdeburgischen liegt der Hochberg. Von da hat ein unterirdischer Gang nach dem Milchkeller des Amtshofes zu Dreileben geführt, darin sind immer Zwerge vom Hochberge gegangen und haben die Milch in dem Milchkeller ausgegessen.

Einst pflügte ein Bauer um den Hochberg herum, da hörte er, wie in der Erde geknetet wurde und merkte, daß die Zwerge backen wollten. Darum rief er: „Mir auch einen Rohkuchen!" (Brotkuchen, Wasserkuchen.) Als er wieder auf dieselbe Stelle kam mit seinem Pfluge, stand da ein Rohkuchen für ihn und ein Krug Bier dabei. Da hat der Bauer seine Mahlzeit gehalten, ist aber undankbar gewesen und hat nachher den Zwergenkrug verunreinigt. Seitdem hat er sich am Hochberge nicht mehr sehen lassen dürfen.

---

39. Marienborn im Magdeburgischen.

Eines der am schönsten gelegenen Dörfer in der großen norddeutschen Ebene ist der ehemalige Klosterort Marienborn, unfern der Wasserscheide zwischen Elbe und Weser. In dem großen grünen Klostergarten, der jetzt ein kunstloser Park ist, leitet uns eine malerische Vertiefung im Erdboden nach einer Grotte, aus welcher der Marienborn entspringt. Fast das ganze Thal, dessen einfachen Mittelpunkt jene Vertiefung bildet, schließt der Klostergarten ein. Die Enge und Abgeschiedenheit des Thales machte dasselbe in alten Zeiten den Bewohnern der Ebene furchtbar als einen Aufenthaltsort von Räubern und es erhielt den Namen des Mordthales. Erst ein Wunder machte, daß die Lieblichkeit des Ortes im milden Glanze hervorstrahlte.

Einst nämlich weidete Conrad, ein frommer alter Hirte, im Mord-

thale seine Herde. Da kam es ihm vor, als wenn ein Chor von Jungfrauen, mit Fackeln in den Händen, feierlich gegen die Quelle oder den Born heranwandelte und sich gegen einen über ihm befindlichen Baum verneigte. Ein andermal glaubte er in einer Entzückung die Offenbarung zu vernehmen, daß sich die heilige Jungfrau Maria von ihrem göttlichen Sohne diese Stätte ausgebeten habe, und selbige ihr auch übergeben worden sei zur Stiftung eines Altares und Gotteshauses, die bis an das Ende der Welt bleiben sollten. Der alte Conrad aber erkrankte endlich und offenbarete seinem Beichtvater die Erscheinung. Er fügte dabei noch hinzu: er habe auch gesehen, daß sich ein Bildniß der heiligen Jungfrau aus den Wolken des Himmels in den Born des Mordthales bis auf den Grund niedergelassen habe, und daß zwei Engel dabei das heilige Kreuz darüber gehalten hätten. Diese Aussage des sterbenden, sehr geachteten Mannes machte großes Aufsehen in der ganzen Gegend. Alles eilte, den heiligen Born zu schauen, man trank sein klares Wasser mit Andacht und Wohlgefallen und brachte auch davon den Kranken einen Labetrunk mit nach Hause, deren viele Erleichterung und selbst Genesung von ihren Uebeln wollten verspüren. Erst der zahlreiche Besuch von Menschen und das Gerücht von der Heiligkeit des Ortes vertrieben die Räuber aus der Gegend. Als nun auch einst einige Hirten erzählten, daß ihr Vieh, wenn es noch so durstig sei, nicht mehr aus dem heiligen Born trinken wollte, sondern vielmehr vor demselben niedersänke auf die Kniee: so veranstaltete die Geistlichkeit der Umgegend einst an einem feierlichen Tage eine glänzende Procession ihrer Gemeinden mit Kreuz und Fahnen zu dieser heiligen Stätte, hielt bei derselben eine stille Andacht und untersuchte dann den Grund des Wassers der Quelle. Und siehe da! man fand im Verborgenen ein kleines niedliches, aus Holz geschnitztes Bildniß der Maria, hob es mit Ehrfurcht empor, zeigte es dem erstaunten Volke und legte es unter frohen Lob- und Dankliedern bei dem erwähnten Baume nieder.

In den Zeiten des Mittelalters benutzten andächtige Bauern-

töchter, welche in keinem Kloster Aufnahme finden konnten, die Gewohnheit, sich in dunkle Waldungen auf hohe Felsenspitzen und Bergschluchten zu begeben und in stiller Abgeschiedenheit sich religiösen Gebeten und Betrachtungen zu widmen, wozu sie jedoch einer abteilichen Einwilligung bedurften. Diese Clausnerinnen vereinigten sich oft, wie auch bei dem Born der Maria geschah, und errichteten auf gemeinschaftliche Kosten eine kleine Hütte (Clause), wo sie dann von ihrer Hände Arbeit und von Wohlthaten, mit der Strenge und Enthaltsamkeit frommer Einsiedler, lebten. Sie hatten sich übrigens in der Regel nicht durch ewige Gelübde gebunden und konnten daher ihren Stand und Clause wieder verlassen. So lange sie bei einer bloßen Capelle lebten, die keine eigene Geistlichen hatte, besuchten sie den Gottesdienst ihrer Pfarrkirche und erhielten dort ihr Begräbniß. Oft wurden aus solchen Clausen Klöster. So auch zu Marienborn.

---

40. Die Heidenkrippe im Magdeburgischen.

Ein Stein unweit Eimersleben in dem sogenannten Alt-Haldensleber Holze wird die Heidenkrippe genannt. Er liegt allein und hat eine tiefe, stets mit Wasser gefüllte Höhlung, welche einer Pferdetrappe gleicht. Hier war einst ein christlicher Feldherr im Begriffe, den in großer Ueberzahl versammelten heidnischen Wenden eine Schlacht zu liefern. Seine Krieger ermuthigte er mit den Worten: „Wir werden siegen, so gewiß als ich mein Pferd noch aus diesem Steine tränken werde.“ Damit spornte er sein Pferd, das bäumte sich und schlug eine solche Vertiefung in den Stein, daß Wasser hineingeschüttet werden konnte und der Regen sich darin sammelte. Da goß der Feldherr Wasser in den Stein, tränkte sein Schlachtroß daraus wie aus einer Krippe, und Alle, die es sahen, griffen den Feind

muthig an. Weil aber danach die heidnischen Wenden geschlagen sind, ist diese Krippe die Heidenkrippe genannt worden.

41. Der Spring im Riesen und die Wasserfrauen.

Bei Weferlingen liegt auf einer mäßigen Höhe ein schöner Wald, der Riesen. Gleichen Namen führt auch ein Wald zwischen Erxleben und Bartensleben. Darin ist ein gar anmuthiger Spring mit herrlichem Wasser, und um die Quelle her lagern sich gern die Hirten mit ihren Herden, und kamen eine Zeit lang auch viele Menschen lustwandelnd an die schöne Waldstelle. Da erschienen aber zwei Frauen auf dem Wasserspiegel, schauten den ganzen Tag über aus der Quelle hervor, verjagten durch ihr schreckliches Aussehen Menschen und Vieh und litten nicht mehr, daß sie dem Springe sich nahten.

42. Die Rothfötschen.

Auf Diesdorfer Feldmark ist eine Stelle, wo ein Wendenfürst in einem goldenen Sarge begraben liegen soll. Um Diesdorf herum sind auch viele Alterthümer aufgefunden, z. B. steinerne Waffen und ein weiter Kreis von Urnen unter der Erde, über dem eine Pyramide von größeren Steinen aufgehäuft sein soll. — Die Wenden von Lüchow und Wustrow, die meist barfuß gehen und rothe Füße haben, auch wenig mit Anderen verkehren, werden spottweise „Rothfötschen" genannt.

43. Steine und Felder.

In der Altmark steht nahe an der preußisch-hannöverschen Grenze, unweit Wittingen, der Glockenstein. Er sieht aus wie eine Scheibe, wonach geschossen wird. Ein Glockengießer sollte eine Glocke gießen und befahl seinem Lehrlinge, ihn zu wecken, wenn es Zeit sei. Der Lehrling aber goß die Glocke selbst und darum tödtete ihn der Meister. Zum Andenken an diese Begebenheit soll der Glockenstein dastehen.

Zwischen Tielsen und Salzwedel liegt ein Feld, das Herzgelag genannt wird, und darauf ein rother Kieselstein, wie eine große Trommel. In dem Steine ist eine Kerbe, und von ihm wird erzählt, Herzog Heinrich der Löwe habe eine Fehde mit der Stadt Salzwedel gehabt und mit dem Schwerte in den Stein gehauen, dadurch sei die Kerbe entstanden. Das Feld Herzgelag soll eigentlich Herzogslager bedeuten.

Drei Stunden von Celle liegt ein einzelner Hof, genannt Miele. Dort hat eine Herzogin ein Kind geboren und aus Dankbarkeit dem Hofbesitzer eine Miele Landes um seinen Hof her geschenkt. Davon heißt das Grundstück jetzt noch die Miele, und der frühere Besitzer, der es von seinen Vorfahren ererbt hatte, hieß Mielmann. — Ein anderer Bauernhof in jener Gegend heißt Lutherloh. Dort soll Kaiser Lothar geboren sein.

---

44. Sachsen und Wenden.

Als einst die Sachsen und Wenden sich mit bewaffneter Hand gegenüber standen, haben diese zu oberst auf einem Berge einen Teufel grausamer Gestalt gesehen. Sie achteten dies für ein gutes Zeichen, faßten ein Herz, fielen die Sachsen unversehens an und erschlugen sie, nicht anders, als wenn ihr oberster Feldherr gekommen wäre und das Zeichen gegeben hätte.

---

45. Der Ueberfall zu Calbe an der Milde.

Um die Ruinen der alten Burg zu Calbe an der Milde, jetzt schlechthin die Burg genannt, erstreckt sich noch jetzt ein, an den Rändern mit Schilf zugewachsener sehr breiter Graben, der zum Schutze der ganz in der Ebene liegenden Burg zu den Zeiten des Raubritterthums gedient hat und jetzt kaum noch halb so breit wie früher ist, so weit erstreckt sich schon seine Trockenlegung. Die Burg, früher ein Tummelplatz der Raubritter und wegen ihrer Festigkeit und guten Lage im Bruch und Moor von den Kaufleuten und Reisenden weithin gemieden, ist jetzt verfallen, nur einzelne Mauern stehen noch und geben Zeugniß von der festen Bauart. Ein Haus, welches jetzt zur Wohnung dient, war früher ein Gefängniß. Noch um 1850 sah man auf dem einzigen Eingangswege die Stumpfe der Balken, die einst die Zugbrücke trugen, und um 1800 konnte man die bunten Glasscheiben in einzelnen noch bewohnbaren, aber verfallenen Gemächern finden, wie sich einzelne alte Leute des Ortes noch ganz wohl erinnerten.

Mit dem Verfalle der Burg hatte es folgende Bewandtniß. Von denen von Alvensleben, die noch jetzt auf dem Gute zu Calbe an der Milde wohnen, hatte der letzte, der den Fall der Burg hervorrief, mit mehreren Rittern der Umgegend in Fehde gelegen. Es wurde ein Vergleich bei der Tauffeier eines der Alvensleben'schen Kinder verabredet. Die Ritter kamen und ritten auf dem engen Wege nach der Burg vor, passirten ganz friedlich die Zugbrücke und im selben Augenblicke ihre im Hinterhalte gelegenen Knappen und Reisigen hinterdrein, überwältigten die Burgmannschaft und ließen sie über die Klinge springen. Dem Herrn hieben sie die Hände halb ab, der Frau die Daumen, das Kind, dessen Tauffeier die Veranlassung zu dem Anschlage bot, soll mit der Amme über den breiten Burggraben im Nachen entkommen, die goldene Wiege des Kindes in den Burggraben gefallen sein und noch jetzt des glücklichen Finders harren. In der

Kirche zu Calbe, unterhalb des Orgelchores, sieht man den Burgherrn und die Burgfrau mit den abgehauenen Gliedern beinahe in Lebensgröße in Stein ausgehauen, die abgehauenen Finger liegen lose im Helme, der vor dem Burgherrn steht. Seitdem ist die Burg verfallen, sie soll im 30jährigen Kriege noch von den Franzosen als fester Punkt besetzt gewesen sein und bietet ihre alten Mauern jetzt zu Wohnungen der Gutstagelöhner und als Material zu Neubauten dar, wozu viele der alten Feldsteine verwendet werden. Die Burg hatte so viel Land innerhalb des Grabens und im Bereiche der Schießwaffen der Besatzung, daß diese ohne Proviant, bloß vom Ertrage dieser Ländereien, sich halten konnte.

---

46. Schlacht bei Fehrbellin 1675.

Von Berlin schrieb man unter dem 8. Januar 1675, daß sich daselbst in der Stadt und um dieselbe herum, während der Nacht bis an den lichten Morgen, eine Reiterei von vielen Regimentern in der Luft sehen lasse, die so augenscheinlich gegen einander stritten, daß man deutlich das Handgemenge erkenne, die Degen klingen höre und das Feuer der gelösten Karabiner und Pistolen deutlich sehe, wenn man auch keinen Knall vernehme. Dabei ward berichtet, es wäre solcher Spuk zuletzt gar bis an die Vorwachten gekommen und dreien Reitern auf den Leib gedrungen, hätte auch dieselben gar angerührt. Anfangs hätte man es nicht glauben wollen. Dies dauerte acht Tage. Als man aber nachmals nicht allein verschiedene Reiter, welche die Wache gehabt, sondern auch ihre Offiziere, die es mit angesehen und bezeugt, gesprochen, habe man nicht mehr an der Sache gezweifelt. Es waren dies aber Vorzeichen der Schlacht bei Fehrbellin, die am 18. Juni 1675 stattfand.

Man hat, wenn auch mit Unrecht, an dem Denkmale, welches dem großen Kurfürsten in Berlin gesetzt ist, die Verherrlichung folgender Sage gesehen. Als der Kurfürst vor der Schlacht durch ein Dorf ritt, das in der Nacht zuvor von den flüchtigen Bewohnern verlassen war, soll er bemerkt haben, wie vor einem der verödeten Häuser ein Kind saß, das die Eltern in der Eile der Flucht vergessen hatten. Der Kurfürst befahl, daß es vor ihn auf das Pferd gehoben würde, und mit diesem Kinde vor sich schlug er die siegreiche Schlacht.

47. Owers Krog in der Gegend von Brandenburg.

Nicht gar weit von Brandenburg an der Havel lag zwischen Rietz und Prützke ein jetzt ausgetrockneter Sumpf, den gelbe Lilien umstanden. Da war früher der Owers Krog, wo dicht bei der alten heidnischen Begräbnißstätte auf dem Holzberge ein hoch gelegenes Gasthaus stand. Dort versammelten sich am Sonntage viele Gäste und fingen während des Gottesdienstes einen Tanz an. Da ballten sich im Süden schwere Wolken zusammen und immer mächtigere Donnerschläge ertönten. Der Wirt mahnte zum Aufhören, da wollten sich aber die Tänzer wenigstens noch durch den Gesang eines gottlosen Liedes belustigen. Da fuhr ein starker Blitzstrahl vom Himmel herab und schmetterte das ganze Gebäude mit Mann und Maus in die Tiefe hinab.

48. Der Hünenstieg im Beetzsee bei Brandenburg an der Havel.

Im Beetzsee nicht weit von Brandenburg befindet sich merkwürdiger Weise da, wo der See am tiefsten ist, eine ziemlich lange Landzunge. Nach der Südseite hin dacht sie sich so schnell ab, daß man mit einem langen Schifferruder sehr bald keinen Grund mehr findet. Wenn das Wasser im Frühjahre ansteigt, so verschwindet sie unter den Spiegel des See's. Diesen schmalen Einschnitt nennen die Fischer den Hünenstieg. Auf der entgegengesetzten Seite des See's liegen die Fosberge (Fuchsberge), deren Fortsetzung und Schluß die Klein-Kreutzer Weinberge bilden. Auf dieser Hügelkette wohnte in der Frühzeit eine Riesenfamilie, die eine Tochter hatte. Da nun die Eltern auch auf der anderen Seite des See's zu thun hatten, dieser aber so breit war, daß die Tochter beim Ueberschreiten immer nasse Füße bekam, so ging sie nach dem Marienberge, nahm eine Schürze voll Sand und schüttete sie dort, wo jetzt der Hünenstieg sich befindet, in den See, welcher dadurch so viel schmaler wurde, daß sie von da an trockenen Fußes hinüberkam. Die Stelle aber, wo sie die Schürze voll Sand genommen, ist der Mariengrund am Fuße des Marienberges.

---

49. Der Schöneberg in der Nähe von Lindow.

Beim Dorfe Schöneberg in der Grafschaft Ruppin hauste ein Riese, welcher eine Tochter hatte. Diese ging eines Tages spazieren. Da fiel es ihr ein, den in der nahen Heide gelegenen See zuzuschütten. Deshalb füllte sie ihre Schürze mit Sand. Als sie aber an die Stelle kam, da der Schöneberg sich jetzt befindet, riß ein Band ihrer Schürze und der darin befindliche Sand fiel zur Erde. Dies ist der sogenannte Schöneberg. Der See, welchen das Riesenmädchen zuschütten wollte, heißt der Werbelin.

---

50. Junker Hansens Kehle bei Buckow.

Das Dorf Pritzhagen bei Buckow in der sogenannten märkischen Schweiz war früher im Besitze derer von Rutze. Es waren gewaltige Jäger und ließen nicht vom Waidwerke ab, obwohl ihnen prophezeit war, durch die Jagd werde ihr Geschlecht untergehen. So war denn auch Junker Hannes von Rutze ein gewaltiger Jäger. Einstmals jagte er nun auch hoch zu Rosse, die Peitsche in der Hand, hinter einem mächtigen Hirsche her, den die Hunde aufgespürt hatten. Zuletzt stürzte sich das verfolgte Thier in eine der vielen Kehlen oder Schluchten, an welchen die Gegend so reich ist, und der Jäger in die grauenvolle Tiefe ihm nach. Das Pferd brach unter ihm zusammen, aber zu Fuße setzte er die Verfolgung fort. Als der geängstigte Hirsch keinen Ausgang mehr sah, kehrte er sich um und spießte den kühnen Verfolger auf sein Geweihe. So starb der letzte Rutze, denn da er noch jung war, hinterließ er keine Erben. Noch aber durchtobt er im wilden Spuk „Junker Hansens Kehle". Wenn die Turmuhr eins schlägt, so versinkt er mit dem wimmernden Rufe: „helpt! helpt!"

---

51. Das Rittergut Tobelhof bei Berlinchen.

Ein Kurfürst von Brandenburg fand einst ein Kind am Wege, das in einer Tobelkiepe, d. h. in einem Kober, ausgesetzt war. Da rief er aus: „Das ist der Junker vom Tobel, und die Gegend, wo wir ihn gefunden haben, soll sein Wohnsitz sein." So schenkte er dem Kinde das Gut, welches von dem Tobel der Tobelhof heißt.

---

52. Schildhorn.

Der letzte Wendenfürst in der Mark, Jaczko, wurde nach einer verlorenen Schlacht durch Albrecht den Bären hart bedrängt. Da kam er an die Havel bei Spandau, an den sogenannten Sack, einen Theil des Flusses, der fast eine Stunde breit ist. Hier gelobte er in seiner Noth, er wolle Christ werden, wenn ihm der Christengott hinüberhelfen würde. Dann sprengte er mit voller Rüstung in die Fluten und gelangte glücklich auf eine mit Hügeln bekrönte Landzunge des jenseitigen Ufers. Da ließ er sich taufen und hängte zum Zeichen seiner Errettung an einer Eiche sein Schild und Horn auf. Danach heißt noch heutigen Tages die Landzunge, die jetzt durch eine Steinsäule mit angehängtem ehernen Schilde geschmückt ist, das Schildhorn.

---

53. Die Männer in der Haberernte.

Im Jahre 1559 hat sich in der Mark eine wunderbarliche Geschichte zugetragen, wie solches viele vornehme und glaubwürdige Leute, so es mit ihren Augen selbst gesehen, ausgesagt und bezeugt haben. Es sind in der Haberernte unversehens etliche Männer erschienen, zuerst fünfzehn, zuletzt aber zwölf, welche alle ungewöhnlicher Größe und von Gestalt schrecklich anzusehen gewesen. Die ersten und die letzten haben kleine Hörner gehabt und stets hintereinander am Habern gehauen und gemähet, also, daß man es ganz laut hat hören rauschen, und ist doch kein Haber niedergelegt oder abgehauen worden. Von solchen ungeheuren Dingen kam alsbald Bericht gen Hofe, derwegen dann ihrer viele, beides von Hofe und aus der Stadt, sind hinausgegangen, solche Dinge zu sehen. Es sind auch etliche etwas näher hingetreten und haben sie gefraget, wer und von wannen sie wären und was sie begehrten. Darauf haben sie aber nicht geantwortet, sondern in ihrer

Arbeit und Mähen immer stracks fortgefahren. Etliche haben auch nach ihnen gegriffen, als wollten sie sie haschen und fangen, aber sie sind geschwind aus ihren Händen entwichen und haben doch nichtsdestoweniger beim Laufen im Habern immer fort gestrichen und gemäht. Der Marggraf aber hat nachher alle seine vornehmen Theologen zusammenfordern lassen und sich bei ihnen erkundiget, was sie von dieser ungeheuren Erscheinung hielten. Diese sind dann fast allesammt der Meinung gewesen, es würde dadurch eine große Pestilenz bedeutet und angezeiget.

---

54. Die wilde Jagd bei Königs-Wusterhausen.

Eine Bauerschaft holte zur Nachtzeit fünf Klafter Holz bei Mondenschein für ihre Herrschaft aus dem Forste bei Wusterhausen. Um zwölf Uhr Mitternachts standen die Schlitten zum Aufladen bereit. Als die Bauern sich eben eine Pfeife stopften, glaubte der Schulze einen Jagdhund anschlagen zu hören: Hauhau! Andere meinten, ein Fuchs locke andere Füchse zu einem Hasenbaue, weil die Füchse gern gemeinschaftlich Jagd auf Wildpret machen. Aber das Bellen kam immer näher und scholl von verschiedenen Punkten. Da hörte man ein Hifthorn, und ein Hase, weiß wie Mondenschein, wurde von Jägern und Hunden gerade auf Jürgens Schlitten zu gehetzt. Jürgen wurde bange für sein Gespann, darum ergriff er den Hasen und warf ihn vor die Hunde. Diese zerfleischten den Hasen. Der wilde Jäger aber reichte Jürgen die Hand, dankte ihm und sprach: „Dreihundert Jahre jagte ich den Hasen, nun bin ich durch Dich von der wilden Jagd befreit.“

---

55. Nieder-Finow.

Mit Nieder-Finow ist es eine eigene Sache. Früher war es eine Stadt und hieß Ninifih, auch findet man noch manchmal in den Bergen altes Mauerwerk. Jetzt heißt der Ort aber Nieder-Finow von der Finow. Früher hatte es auch drei Märkte, die haben sie aber einschlafen lassen; der eine ist dann nach Oderberg, einer nach Freienwalde und der dritte nach Neustadt gekommen, deshalb haben diese vier.

Ueberhaupt gab es in Nieder-Finow mancherlei, was jetzt nicht mehr vorkommt. Eine Frau hatte z. B. einen dreibeinigen Hasen im Keller sitzen, der butterte ihr immer des Nachts. Der Nachtwächter hat es oft gesehen, wenn er zum Kellerfenster hineingeguckt. Der Hase hat sich aber nicht stören lassen, sondern nur gerufen: „et kuckt, et kuckt!" Der Frau ging auch nie das Geld aus. Sie hatte aber auch immer einen dicken Fuß. Als der dünner wurde, da war es auch mit ihr zu Ende; sie starb. Da hat ihr Knecht aber gesehen, wie der Geist als ein feuriger Streifen zum Schornstein hinaus geflogen und zu ihrer Tochter in das Haus gezogen ist. Das war der Drak oder Kobold, wie man ihn auch nannte.

Manchmal hat sich übrigens auch der dreibeinige Hase in der Dorfstraße gezeigt. Einst kamen Mädchen aus der Spinnstube, es war so recht heller Mondschein. Da kam der dreibeinige Hase auf sie zu gehuppelt, daß sie alle Hals über Kopf in's Haus stürzten. Einer hat er aber noch die Zwickel in den Strümpfen zerrissen. Wie aber Jemand mit einer Laterne gekommen, ist er wieder so weggehuppelt, wie er gekommen war.

56. Der Küselwind.

So ein Küselwind kann furchtbaren Schaden anrichten. Einst hat er Einem z. B. ein ganzes Fuder Erbsen aufgehoben und der Bauer hat nichts wieder davon zu sehen bekommen. Da waren nun mal die Leute von Stolzenhagen bei der Ernte beschäftigt und die Aehren lagen schon in Schwat, kommt auch so ein Küselwind. Der soll uns schon nichts thun, sagt Einer. Nimmt ein Messer und wie der Küselwind dicht heran ist, wirft er es mit der Spitze hinein. Richtig ist auch Alles verschwunden gewesen. Von dem Messer aber ist keine Spur zu finden gewesen. Wie die Stolzenhagener nun im Winter mit Weizen nach Oderberg fahren, ist es dem Bauern wunderbar ergangen. Er hat beim Bäcker also schon abgeladen und geht in die Stube, wo der Meister ihm ein Frühstück hingesetzt hatte, wie das so Sitte ist. Da sieht er auf dem Tisch sein Messer liegen, der Bäcker aber hinkte. „Kennst Du das Messer"? fragt ihn der Bäcker. „Ja wohl", sagt Jener. „Nun, diesmal mag es Dir so hingehen", sagte der Meister, „Du hast es mir hier in's Bein geworfen, laß es Dir aber nicht wieder beikommen, so etwas zu thun".

---

57. Der See am Döllenkruge.

An der Heerstraße, welche von Berlin in nördlicher Richtung nach Prenzlau führt, liegt etwa acht Meilen von Berlin das einsame Gehöft: der Döllenkrug. Meilenweit erstreckt sich von jenem Gehöfte aus hoher Kiefernwald fast nach allen Richtungen hin, nur an vereinzelten Stellen zeigen sich Lichtungen, die mit kleinen Seen oder Morästen ausgefüllt sind. An einem dieser Seen liegt der Döllenkrug und neben demselben ein Chausseehaus. Unmittelbar hinter den Gebäuden liegt ein See.

Ein Schäfer pflegte die sparsame Weide, welche die Feuchtigkeit der Seeufer aus sonst trockenem Boden hervorlockte, mit seiner Herde aufzusuchen. Gerade in der Mitte des Seeufers wuchs das beste Gras; die beiden lang ausgestreckten Flügel des See's waren arm und ausgedörrt. So seufzte denn der arme Hirt an heißen Sommertagen gar häufig und grübelte, warum in der Mitte des See's nicht eine Furt den Durchgang gestattete zur Erleichterung von Hirt und Herde. In solcher Stimmung versuchte ihn der Böse. Die Sonne brannte herab, der Schweiß stand dem Schäfer auf der Stirn und der Weg um den See war weit. Die Schafe gingen langsam und der Hund war gegen seine Gewohnheit lässig. Da versprach der Teufel, bis zum anderen Morgen in der Frühe sollte ein Damm durch den See geführt sein, wogegen der Schäfer nicht nur seine eigene Seele, sondern auch die Seele seines Hundes verschrieb. Nach Sonnenuntergang sollte die Arbeit beginnen.

Schon zeigte sich der erste graue Schimmer der Dämmerung, da krähte der Hahn früher als sonst. Auch die Frau des Schäfers erwachte und erstaunte über den frühen Ruf. Schlaftrunken erinnerte sie sich, die Thüre des Hühnerstalles offen gelassen zu haben. Sie fanden denn auch, als sie untersuchten, daß der Hund durch die offene Thür gedrungen und den Hahn geweckt hatte. Am 'anderen Morgen trieb der Schäfer wie gewöhnlich an den See, mehr todt als lebendig. Und siehe — die Arbeit des Satans war fast vollendet. Eine Landzunge schoß mitten durch das Wasser und näherte sich dem anderen Ufer bis auf wenige Schritte. Aber dieser schmale Raum war so tief, daß er kaum ergründet werden konnte. Ein Stück Papier lag in der Nähe des Ufers im Wasser und erwies sich als der verhängnißvolle Vertrag, den die Krallen des Teufels zerrissen hatten. Der Hahnenruf hatte den Teufel verjagt und der treue Hund den Schäfer gerettet.

58. Die Kirchenglocke zu Hardenbeck in der Uckermark.

Etwa eine halbe Meile von Boitzenburg liegt der Ort Krewitz. Er hat kein Gotteshaus und seine Bewohner gehen nach Boitzenburg in die Kirche.

Vor dem dreißigjährigen Kriege soll Krewitz ein ansehnliches Dorf gewesen sein und auch eine Kirche nebst Turm besessen haben. Während des Krieges ist Dorf und Kirche zerstört worden. Die wenigen übrig gebliebenen Bewohner siedelten sich in einiger Entfernung von dem alten Dorfe wieder an. Sie waren aber zu arm, um sich auch eine eigene Kirche zu bauen.

Etwa tausend Schritte von dem jetzigen Dorfe Krewitz liegt die noch wohl erhaltene Ruine einer zerstörten Kirche mit der Kirchhofsmauer. Auf dem Kirchhofe wuchern Dornen und Haselsträuche. Diese Ruinen und der verwilderte Kirchhof zeigen an, wo das frühere Dorf Krewitz gestanden hat.

Nicht weit von dieser Stelle liegt ein Kolk (Pfuhl). In diesem Kolke fand man der Sage nach vor vielen Jahren eine große Kirchenglocke. Sie mochte in dem Kolke während des dreißigjährigen Krieges versenkt sein, weil damals die Kaiserlichen ebensowohl als die Schweden aus den Glocken Kanonen gossen. Mit vieler Mühe wurde die Glocke an's Tageslicht gefördert. Nun zerbrach man sich zwar den Kopf darüber, welcher Gemeinde dieselbe gehören möchte, doch fiel die Glocke zunächst dem Orte zu, auf dessen Feldmark sie gefunden war, nämlich Krewitz. Da die Krewitzer keinen Turm hatten, so erbauten sie ein Glockenhaus. Darin brachten sie die Glocke unter und der Schullehrer sollte jeden Morgen und Abend läuten. Als nun die Glocke zum erstenmale geläutet wurde, war der etwas dünne Glockenriemen zu lang eingeschnallt. Darum schlug der Klöpfel immer auf der einen Seite zweimal, auf der anderen aber nur einmal gegen die Glocke. Die Glocke rief daher fortwährend: „Harden—beck! Harden—beck!"

Jedermann im Dorfe wußte, was die Glocke damit sagen wollte. Man wollte zwar von der Sache schweigen. Aber die Bewohner von Hardenbeck, einem nahe bei Krewitz gelegenen Dorfe, hörten ja selbst die redende Glocke. Darum suchten die Hardenbecker in den alten Schriften und führten den Beweis, daß die Glocke ihnen gehöre. Sie durften sie auch im Triumphe abholen. Die Glocke wurde nun wieder auf einen ordentlichen Kirchturm in Hardenbeck gebracht. Nun rief sie nicht mehr „Harden—beck", denn der Glockenriemen war jetzt kürzer geschnallt.

---

59. Die große Glocke zu Warthe in der Uckermark.

In der Nähe des Fleckens Boitzenburg liegt das Dörfchen Warthe. Auf dem Kirchturme des Dorfes befindet sich eine auffallend große Glocke von so schönem Klange, wie sie kein zweites Dorf aufzuweisen hat. Sie kam auf folgende Weise an Warthe.

In uralten Zeiten hielten sich in dem waldumkränzten See, der nahe bei dem Dorfe liegt, Geister auf, durch welche den Bewohnern der Gegend viel Gutes erwiesen wurde. Im Grunde des See's stand eine Kirche, in der sie Gottesdienst hielten. Das herrliche Glockengeläute scholl aus der Tiefe herauf und wurde von den Menschen am Ufer des See's gehört. Die Fischer, deren Kahn in stillen Sommernächten auf dem See dahin gleitet, vernehmen noch jetzt zuweilen die aus großer Tiefe heraufdringenden Töne.

Vor vielen, vielen Jahren war eine Bäuerin aus Warthe mit der Wäsche von Kinderzeug beschäftigt. In ihrer Nähe ragte an drei Stellen etwas aus dem Wasser hervor, das sie für die knorrigen Wurzeln abgestorbener Erlenstämme hielt. Auf einen dieser Stämme legte sie die gespülte Wäsche. Ueber die beiden anderen deckte sie ein Brett, auf welchem sie mit einem Waschholze das Zeug ausklopfen wollte.

Kaum hatte sie indessen einige kräftige Schläge auf ein Stück Wäsche gethan, als die scheinbaren Erlenstämme sich mit dem Brette senkten und ein Gesumme von Glocken ertönte. Erst jetzt gewahrte die Frau, daß das Brett auf den Hauben zweier mächtigen Glocken gelegen hatte, welche allmählig immer tiefer und tiefer in den See sanken. Auch der dritte Erlenstamm, auf welchem die gespülte Wäsche lag, war die Haube einer Glocke, die jedoch kleiner sein mußte, als die beiden versunkenen Glockenhauben.

Eiligst lief die Frau in das Dorf, um zu berichten, was sie erlebt hatte. In der Hast vergaß sie sogar, ihre Wäsche mitzunehmen. Als nun die Dorfbewohner an den See kamen, fanden sie die Wäsche und sahen ebenda eine große Glocke im Wasser stehen. Sie hatten nichts Eiligeres zu thun, als die Glocke mit zwölf Pferden an's Land zu bringen. Später wurde sie auf den Kirchturm geschafft. Von dort ruft sie nun schon seit Jahrhunderten die Gläubigen zur Andacht. Die Fischer, welche während des Läutens dieser Glocke auf dem See beschäftigt waren, sagten, daß gleichzeitig auch tief unten im Wasser der Ton zweier Glocken vernehmbar sei, und daß das so traurig klinge, als klagten sie über den Verlust ihrer durch die Kinderwäsche am Wasserspiegel festgebannten Gefährtin.

---

60. Das Banket in der Silbergrube.

Beim Dorfe Höckendorf in der Nähe von Dippoldiswalde im Kreisdirektionsbezirk Dresden gab es im 15. Jahrhundert so reiche Silbergruben, daß ihre Besitzer, die reichen Herren von Theler, sogar die Pferde mit Silber beschlagen ließen. In ihrem Uebermuthe gaben diese einst in vier der reichsten Gruben ein Banket und Gastmahl von hundert Gedecken, und die edlen Weine flossen stromweise in den erleuchteten Schachten. Als aber die Zecher alle berauscht waren,

brach ein Gewitter los, und ein Wolkenbruch stürzte in die Tiefen eines lusterfüllten Schachtes. Kaum die Hälfte der Gäste vermochte sich zu retten, die andere fand ihr Grab inmitten der funkelnden Silberstufen.

---

61. Die Rauenschen Steine.

Bei Fürstenwalde liegen die Rauenschen Berge, welche von dem Dorfe Rauen ihren Namen haben. In denselben befinden sich zwei gewaltige Steine, die etwa fünfundzwanzig Schritte von einander entfernt liegen und in Fürstenwalde die Rauenschen Steine genannt werden.

In uralter Zeit stand an der Stelle der Steine ein prächtiges Schloß, umgeben von schönen Gärten. In dem Schlosse wohnte ein reicher Ritter mit seiner einzigen sehr schönen Tochter. Alle Freier wies sie zurück, weil sie bereits einen Anderen in's Herz geschlossen hatte. In der Nachbarschaft wohnte ein mächtiger Zauberer und Riese. Auch er bewarb sich um die Hand des Ritterfräuleins, erhielt aber gleich den Anderen einen Korb. Racheschnaubend verließ er das Schloß. Auf sein Zauberwort verwandelten sich die blühenden Gärten in öde Wüsteneien und das Schloß in zwei mächtige Steine. In dem einen, dem großen Rauenschen Steine, schläft das Fräulein verzaubert. Ein Vorsprung an dem Steine gilt als das Kopfende ihrer Lagerstatt. Nur dann kann sie erlöst werden, wenn ein unbescholtener Jüngling am Johannistage früh um 7 Uhr sich am Steine einfindet und dort einem mitgebrachten gelben Specht und rothen Kranich den Kopf abschlägt. Dann erstehen Gärten und Schloß in alter Herrlichkeit. Die entzauberte Rittertochter reicht, durch traurige Erfahrungen klug geworden, dem Erretter ohne Zaudern die Hand zum Ehebunde.

Einige erzählen auch, daß der Erlöser der Prinzessin dreimal um

den Stein laufen müsse, ohne Athem zu holen, was bei dem großen Umfange des Steines noch Keinem gelungen sei.

Von dem großen Rauenschen Steine wurde vor nun gerade fünfzig Jahren die Hälfte abgesprengt und zu der Granitschale verarbeitet, welche jetzt im Lustgarten zu Berlin liegt. Um diese Hälfte fortbringen zu können, wurde durchforstet und eine bedeutende Strecke von dem Hauptforstwege ausgegraben, auf welchem die Granitschale dann weiter vermittelst Walzen zur Spree befördert wurde. Ein Theil der Ausgrabung wird noch jetzt als Schießstand für das in Fürstenwalde garnisonirende Kaiser-Ulanen-Regiment benutzt, wobei die zurückgebliebene Hälfte des Steines als Kugelfang dient.

62. Das Irrlicht bei Raddusch.

Auf dem Wege vom Spreewalde nach Raddusch wurde ein Mann von der Finsterniß überrascht und verfehlte den rechten Weg. Da sah er in der Ferne ein Licht und ging darauf zu, aber dieses Licht blendete sehr und verführte ihn ganz. Da erkannte der Mann, daß es ein Irrlicht war und sprach: „Führe mich nach Hause, ich will dich dafür bezahlen.“ Da ging das Irrlicht mit und brachte ihn nach seiner Wohnung. Der Mann aber trat in sein Haus, machte die Thür zu und gab dem Irrlicht kein Geld. Da klopfte es bald an diesem, bald an jenem Fenster und ließ den Bewohnern keine Ruhe. Da öffnete der Mann ein Fenster, nahm eine Holzkelle, legte einen Dreier darauf und reichte ihn zum Fenster hinaus. Als der Mann seine Kelle zurückzog und sie bei Lichte besah, war sie ganz versengt. Der Dreier war in einen kleinen Holzhaufen gefallen. Das Irrlicht aber wühlte in dem Holzhaufen herum, daß der Mann es in der Stube hörte. Erst als es den Dreier gefunden hatte, wurde Alles still.

63. Der wendische Bauernkönig.

Der große Kurfürst von Brandenburg hatte das Schwiebuser Gebiet, welches gegenwärtig dem Züllichauer Kreise einverleibt ist, von dem Kaiser Leopold, wenn auch nicht unter der aufrichtigen Absicht dauernder Ueberweisung, abgetreten erhalten; er wollte diesen und einige andere Theile seines Landes persönlich in Augenschein nehmen. Wie er selbst dem Duisburger Jacob Tollius in Potsdam erzählt haben soll, interessirte ihn unter seinen neuen Unterthanen deren König, von welchem er wußte, daß die Wenden ihn noch immer fortwählten, indem ein wendischer Bauer in der gewöhnlichen Tracht einherging und doch in seinem Bauernhause die Abzeichen der wendischen Königswürde verwahrte. Wirklich stand dann auch im Volkshaufen ein Bauernjüngling von auffallender Gestalt, welcher fast als Wendenkönig erkannt worden wäre. Aber ein alter Wende sah in dieser Entdeckung Gefahr und verhütete sie dadurch, daß er dem Jünglinge einen heftigen Stockschlag gab und ihn wie einen unbefugt dastehenden Müßiggänger davonjagte.

---

64. Der Schlangenkönig von Lübbenau.

Das Schloß von Lübbenau gehört den Grafen Lynar, welche aus Toscana in Italien stammen. Auf dem Schlosse findet sich noch das Bild eines alten Ritters, zu dessen Häupten die Worte stehen: „mit deme Grave Roch in Deutschland kommen". Die gräfliche Familie führt im Schilde eine gekrönte Schlange mit einer Mauer, und wußte Niemand weswegen und auch nicht, woher die Grafen so reich sind, da sie doch ganz arm nach Deutschland gekommen sind, wenn es nicht das gemeine Volk der dortigen Gegend aus dem Munde seiner Vorfahren

hätte und weiter erzählte von Kind zu Kindeskind. Es sind aber um Lübbenau in den vielen hundert Armen der Spree viele Wasserschlangen, thun den Menschen nichts, nur daß sie manchmal den Kühen die Milch aussaugen, wovon sie in Lehda und Leipa zu erzählen wissen. Früher soll es dort sogar geflügelte Schlangen gegeben haben; die hat aber seit Menschengedenken keiner mehr gesehen. Aber das ist gewiß, daß ihrer in jedes Haus ein Paar gehört, ein Männlein und ein Weiblein, die sich aber nicht eher sehen lassen, als bis der Hausvater oder die Hausmutter stirbt, und ein alter Mann hat es selber gesehen, als seine Mutter gestorben war, wie Tags darauf früh eine lange todte Schlange auf dem breiten Steine vor dem Hause gelegen hat. Diese Schlangen hatten früher einen Schlangenkönig, eine sehr große starke Schlange, die hatte auf dem Kopfe zwei gebogene Haken, damit trug sie eine elfenbeinerne Krone. Diese Krone war aber von unschätzbarem Werthe und war in ihrer Art einzig und erbte immer von einem Schlangenkönig auf den andern. Als nun der erste Lynar nach Deutschland kam — denn er war aus Italien ausgewandert wegen eines Bürgerkrieges — da hörte er das Alles, und weil er ein kühner und schlauer Mann war, beschloß er, sich der Krone des Schlangenkönigs zu bemächtigen. Er wußte aber, daß der Schlangenkönig, wenn er mit seinen Genossen im Sonnenschein spielen wollte, die Krone ablegte und zwar gern auf reinliche und weiße Sachen, breitete daher an einem schönen Maitage auf einem grünen Platze, da wo jetzt das Schloß steht, ein feines weißes großes Tuch aus, und versteckte sich nicht weit davon hinter einem Erlengebüsch zu Pferde, wenn ja die Gefahr groß sein sollte. Und da kam richtig der Schlangenkönig und mit ihm ein großes Gefolge von Schlangen, und da legte richtig der Schlangenkönig seine Krone auf das weiße Tuch, schlängelte sich dann hinauf auf den Berg, wo jetzt die Eisgrube ist, und alle seine Gesellen mit ihm und begannen zu züngeln und zu spielen im Sonnenschein, daß es gar lustig anzusehen war. Der Ritter aber reitet sachte herbei, faßt das Tuch mit der Krone an

allen vier Zipfeln zusammen und gibt dem Rosse die Sporen. Augenblicklich hört er ein helles Pfeifen und da schießen die Schlangen vom Berge herab und rechts und links aus dem Wasser in unzähliger Menge, und alle hinter ihm her wie feurige Blitze und kommen ganz dicht an ihn. Da gelangt der Ritter an eine große Mauer, die ist quer vor ihm und kann nicht weiter und die Schlangen immer auf seinen Fersen. Aber da macht das treue Thier einen verzweifelten Sprung und der Ritter kommt glücklich hinüber und in's Freie. Es sind aber unermeßliche Schätze gewesen, die er mit der Krone davon getragen hat, und davon ist die Herrschaft Lübbenau gekauft und nicht weit von der Stelle, wo er den Schatz erobert, das Schloß erbaut. Den Schlangenkönig aber und jene Mauer nahm er in sein Wappen auf. Auch die Vorderfront des neuen Schlosses, der es an Ornamentik fehlt, zeigt als einzigen Punkt, worauf das Auge ausruhen kann, das Lynarsche Wappen, zwei Felder mit blühendem Lein, zwei andere mit einer gewundenen Schlange. Die Sage vom Einfangen des Schlangenkönigs wird jedoch auch so erzählt: Einst lebte ein Kaufmann in Lübbenau, den es Tag und Nacht quälte, wie er recht reich werden könnte. Aber es wollte nicht vorwärts mit ihm. Da hörte er von dem Schlangenkönige sprechen, der täglich im Parkgarten erscheine und auf dem schönen Rasen desselben sich zu sonnen liebe. Wer dessen Krone habe, der werde unermeßlich reich. Das ging dem Kaufmanne zu Herzen. Er beschloß die Krone zu rauben, es koste was es wolle. Oft schlich er sich in den Garten und sah das schöne Thier im Grase liegen; aber der Schlangenkönig, als ahne er die Gefahr, duckte sich in das Grün des Rasens nieder, so oft er des Kaufmannes ansichtig wurde. Da bat dieser um die Erlaubniß, auf dem Schloß-Rasen ein Stück Leinwand bleichen zu dürfen und breitete nun das weiße Gespinnst auf dem sonnigen Platze aus. Als der Schlangenkönig mit seinem Gefolge wieder erschien, um an alter Stelle seinen Hof zu halten, war auch der Kaufmann da. Er saß auf einem kleinen schwarzen Pferde, verborgen hinter dem Busch- und Baumwerk des

Parks. Die Sonne schien hell auf das weiße Linnen und der König glitzerte darauf in seiner ganzen Pracht. In diesem Augenblick brach der Kaufmann aus seinem Verstecke hervor und den Hals des Pferdes mit seinem linken Arm umklammernd, während seine rechte Hand dicht über den Erdboden hinfuhr, riß er jetzt, wie ein plötzlicher Windstoß, dem Schlangenkönig die Krone ab. Im nächsten Augenblicke war er verschwunden. Der Kaufmann wurde reich, aber Lübbenau wurde arm. Der Schlangenkönig und sein Gefolge kamen nicht mehr in den Park. Sie rächten sich nicht, aber sie blieben aus. Im Schlosse fragte man ängstlich hin und her, „wo sind unsere Schlangen?" Endlich erfuhr man, was geschehen. Seitdem mühen sich die Lynar's wieder gut zu machen, was die Habsucht jenes Kaufmanns verbrochen hat. Man schont den Rasen und pflegt mit Vorliebe jene sonnige Stelle. Und siehe da, die dauernd ausgestreckte Hand scheint endlich zur Versöhnung geführt zu haben. Die Schlangen sind wieder da. Sie sonnen sich auf dem Rasen; besonders aber — als wollten sie zeigen, sie kämen um der Lynar's und nicht um der Stadt willen, — lagern sie auf den Steintreppen des Schlosses und ringeln sich um seine Thürklinken und Klingelgriffe.

---

65. Bestrafte Völlerei.

Es ist ein Dorf in der Lausitz gelegen, das ein groß Kirchspiel hatte, in welches auch viele Dörfer eingepfarrt waren. Es waren in dem Dorfe auch zwei Edelhöfe, darauf wohnten zwei junge Edelleute bei ihren Eltern. Zu denselbigen sind 1556 am Sonntage Judica, welchen man den schwarzen Sonntag nennet, früh Morgens etliche andere junge Edelleute, neun oder zehn, aus den eingepfarrten Dörfern gekommen, unter dem Vorgeben, daß sie Predigt hören wollten, welches sie auch gethan. Aber nach der Predigt hat der Eine der beiden Edel-

leute die anderen Junker alle in seine Behausung geladen; da sie ihnen dann Speise und Trank vorgesetzt und alsbald angefangen haben, um die Fremden fröhlich zu machen, ihnen zu Halben und Ganzen zuzutrinken. Dies hat den ganzen Tag über bis an den Abend gewährt, wo dann unversehens unter Zweien der Gäste um ein Glas Bier, worauf Einer dem Anderen nicht hat Bescheid thun wollen, ein Zank erwachsen ist, dermaßen, daß sie sich nach den Köpfen geworfen haben und das Blut herausgeflossen ist. Der Streit ist aber durch die Wirte mit guten Worten gestillet und beigelegt worden.

Bald danach ging der Eine von den Einheimischen nach seines Vaters Hause und nahm den, welcher nicht hatte Bescheid thun wollen, mit sich, daß er bei ihm übernachtete. Der Vater hieß sie willkommen sein, bat seines Sohnes Gast, sich niederzusetzen, und ließ das Beste zu trinken vor ihm auftragen.

Als sie nun völlig berauscht gewesen, ging der Vater mit des Sohnes Gaste zu Bette sammt dem ganzen Hausgesinde. Weil aber der Sohn den ganzen Tag über gezecht, blieb er allein auf den Armen auf dem Tische liegen, wie er zuvor mehr gethan, weshalb auch sein Vater es nicht groß achtete, sondern ihn liegen ließ. Als aber Alles im festesten Schlafe lag, kamen Gespenster zum Stubenfenster hereingekrochen. Durch ihr Rauschen und Rasseln wurde der Jüngling erweckt, sah sie an und merkte zuletzt, daß es kleine schwarze Männlein waren, etwa eine Spanne lang oder länger, so daß sie den geschnitzten Bildlein in der Kirche ähnlich sahen. Sie umschwärmten ihn, krabbelten und krochen unter, neben und auf dem Tische, auch kam ein Licht in die Stube. Der Junker war heftig erschrocken, wollte eilends zur Thür hinaus, erblickte aber jetzt bei der Stubenthür einen großen schwarzen Mann mit einem großen schwarzen Barte und neben ihm auf einem Leuchter ein großes Licht, wodurch ihm der Ausgang gewehrt wurde. Wie er so weder aus noch ein konnte, setzten sich die kleinen schwarzen Männlein, aus welchen große Männer wurden, alle rings um den Tisch und brachten behend unter dem Tische hervor

Licht und Leuchter. Deren standen ihrer bald vier auf dem Tische, auch Kannen und Gläser voll Bier, und nun sah er auch den Tisch rings mit großen schwarzen Männern in langen schwarzen Bärten besetzt, die hatten schwarze Mäntel an, auch zerschnittene weiße Wämmser, lange braunschweigische schwarze Hüte auf mit schwarzen und weißen langen Hahnenfedern, goldenen und silbernen Schnüren, daran lange Troddeln hingen. Es däuchte ihm auch, daß etliche seinen Mitgesellen, mit welchen er den ganzen Tag über gezecht, ähnlich und gleich gesehen. Von diesen aber sagte Einer nach dem Andern zu ihm: „Hans, es gilt Dir! Hans, es gilt Dir! Hans, thue mir Bescheid! Hans, Du mußt Bescheid thun! Hast Du heute den Tag über können saufen, so mußt Du jetzt auch saufen, oder wir drehen Dir den Hals um!" Da bebte der Junker vor Schrecken, faltete die Hände und wollte beten. Alsbald aber fand sich zu ihm ein Mann in einem weißen Kittel mit schönen Haaren und sehr lieblichem und freundlichem Angesichte als einer schönen Jungfrauen, er hat aber nicht gesehen, wo derselbe hereingekommen. Dieser sprach: „Hans, trinke nicht mit ihnen, denn sobald Du mit ihnen trinkest, werden sie Dir den Hals brechen. Bete und rufe Gott im Namen Jesu Christi, der wird Dich aus der gegenwärtigen Noth erretten und von dieser bösen Gesellschaft los und ledig machen, daß sie Dir nichts anhaben können." Also hat der Junker angefangen zu beten, aber in solchem Schrecken sich nicht wohl besinnen können. Da hat ihm der Mann im weißen Kleide beten helfen und gesagt, daß er diesen Abend einen Todtschlag verhindert habe, weil er seinen Gast nicht auf dem anderen Edelhofe gelassen, sondern ihn mit sich heimgeführt. Und das sei auch zum Theil eine Ursache, warum die Gesellschaft ihn vor Anderen anfechte und ihm so hart zusetze. Da er aber von ihm hat wollen scheiden, hat er ihm zuvor gesagt, wie sie übel mit ihm umgehen, ihn schlagen und martern würden; er solle seines Gebetes warten, mit demselben fleißig anhalten, mit ihnen nicht trinken, sich auch nicht nach ihnen umsehen bei Verlust seines Lebens. Sobald der Hahn zum ersten male

krähe, würden sie ihn verlassen und sich von ihm verlieren. Weiter hat er ihn auch zur Buße vermahnt und Besserung des Lebens anzufangen, insonderheit aber, daß er sich hinfürder vor dem viehischen und unmenschlichen Laster des Fressens und Vollsaufens, auch vor Fluchen und Schwören bei Gottes Marter und Wunden hüten solle. Zuletzt hat er ernstlich befohlen, daß er den anderen Tag zur Beichte gehen solle und solle dieses Alles, wie es ihm ergangen, seinen Zechgesellen vermelden und sagen, daß sie in Zeiten von ihrem rohen und gottlosen Wesen abstehen, Buße thun und sich bekehren sollten. Damit verschwand er. Kaum war er fort, da traten zwei schwarze Männer auf ihn zu, gestaltet wie die am Tische, nur daß sie nicht so lange, bis auf die Erde reichende Pluderhosen trugen wie jene. Sie hatten sehr große Augen, wie Käsenäpfe, verlangten wieder, daß er ihnen Bescheid thun solle, worauf dann alle ihn marterten, bis der Hahn krähte. Da aber sind sie mit großem Ungestüm und Allem, was sie mitgebracht, mit Lichtern und Leuchtern und was sonst auf dem Tische zu sehen war, verschwunden. Der Junker hat nachher Alles gethan, wie ihm der Mann im weißen Kittel befohlen hatte, und hat sich auch von seinem gottlosen Wandel bekehrt, auch die Geschichte durch den Pfarrherrn desselbigen Ortes öffentlich von der Kanzel verkündigen lassen.

---

66. Die Geister auf dem Knoblauchsbanket.

Im Jahre 1617 nöthigte ein Edelmann, der auf einem Schlosse ungefähr drei Meilen von Danzig wohnte, etliche seiner Freunde, mit denen er im Streite gewesen war, auf einen Sonntag zum Mittagsessen. Er hatte Alles auf's Herrlichste zubereiten lassen, aber die von ihm eingeladenen Gäste erschienen nicht. Darüber erzürnte er sich so sehr, daß er in die Worte ausbrach: „Wollen meine Freunde nicht zu

mir kommen, so komme der Teufel mit seinen Freunden. Darauf ging er in die Kirche und hörte den Prediger. Unterdessen kamen viele Reuter mit großem Ungestüm nach dem Schlosse geritten, brachten ihre Pferde in den Stall, liefen auf's Schloß und fragten, wo der Junker wäre, droheten auch, dasselbe in Brand zu stecken, wenn er nicht käme und der Koch nicht lustig auftrüge. Bald jauchzten sie, bald schrieen sie, steckten bald die Köpfe, bald die Füße zum Fenster hinaus. Alle, die im Schlosse waren, liefen fort, und blieb Niemand da, als ein Kind in der Wiege. Das nahm der Teufel in den Arm und wollte damit zur Hölle fahren, ein alter treuer Diener des Junkers aber drang unerschrocken wieder in das Schloß, forderte es in Gottes Namen vom Teufel zurück und rettete es.

Auch von einem Junker, dreizehn Meilen von Görlitz gesessen, wird erzählt, er habe ein köstlich Knoblauchsbanket angerichtet und seine Freunde zu Gaste geladen. Diese hätten ihm auch zugesagt gehabt, aber vor Tische wegen vorfallender Geschäfts-Hindernisse absagen lassen. Da sprach der Edelmann im Zorn: „Wohlan, wollen die Gäste, die ich mir geladen habe, nicht kommen, so mögen alle Teufel kommen". Alsbald kam einer seiner Knechte und meldete: „Junker, es sind etliche Gäste kommen." Diese Gäste, darunter einer in Sammet und Seide, goldenen Ringen und Ketten, stellten dem Kinde des Edelmannes nach, der aber trug es selbst in der Wiege auf dem Rücken zum Hause hinaus.

Diese Sage wird wieder an anderen Orten so erzählt, daß der Edelmann sich, während die Teufel erscheinen, in der Kirche befindet; dort hört er mit zornigem Herzen die Predigt, und unterdes kommen große und schwarze Reuter. Sie begannen zu schlemmen und zu schreien, sahen zum Fenster hinaus in Gestalt von Bären, Wölfen, Katzen und Menschen, zeigten die Becher voll Wein, und Gebratenes und Fische, auch das Kind des Edelmannes, liefen mit Windbrausen in den Zimmern umher und riefen: Hui! Hui! Erst nach mehreren Tagen räumten sie dem Edelmanne wieder das Schloß ein.

67. Der Kamswikusberg in Ostpreußen.

An der Angerapp, eine Meile von Insterburg entfernt, erhebt sich zwischen den Dörfern Tammowischken und Pieragienen über die Hochufer des Flusses der Berg Kamswikus. Sein Gipfel ist eine sandige Platte und auch die Wege hinauf führen durch leichten, wenig fruchtbaren Boden. Desto ergiebiger ist derselbe für Alterthumsforscher und Sammler. Gerüststücke aus der deutschen Ritterzeit, Münzen, Gefäße und Geräthschaften aus vorchristlicher Zeit lohnen sicher die Nachgrabungen, die der Vermuthung Raum geben, daß hier ein besonders geweihter Ort, eine Grabstätte, belegen gewesen. Der Name des Berges wird auf einen hier Begrabenen zurückgeführt. Am Fuße desselben, unter einem gewaltigen Steine, ruht Kamswikus, ein Königssohn. Seine Eltern lebten so unter sich in Feindschaft, wie sie ihr Volk bedrückten und knechteten. Ihrem Unwesen zu entgehen, flüchtete sich der gutgeartete Sohn nach dem von jenem Berge aus nicht zu übersehenden Thalkessel und redete Muth und Vertrauen den arg Bedrückten ein. Sein Wort war Trost und sein Andenken wird treu bewahrt. Der Berg, in dem er ruht, ist nach ihm geheißen und in jenem Thalkessel war das jetzt in Schmutz verfallende, übel berüchtigte Dorf Kamswiken erbaut.

---

68. Wehrwölfe.

In Preußen, Liefland und Littau ist eine große Menge und Anzahl solcher Zauberer, welche in der Christnacht an einem gewissen Orte ihre menschliche Gestalt ablegen und eines Wolfes Gestalt annehmen, da sie dann in der Wildniß auf den Dörfern den Bauern in die Häuser fallen, Bier und Wein in den Kellern aus den Fässern

saufen und das Vieh erwürgen. Die Orte halten nachher die Einwohner für göttlich und heilig, und wenn Jemand an einem solchen Orte ein Unfall begegnete und er „gleich wie ein Wagen umgestürzt und auf den Schnee geworfen wurde", glaubten sie fest, daß er im selben Jahre sterben würde.

Es steht zwischen der Littau, Samogetia und Curonia ein alt Stück Mauer von einem verheerten Schloß. Dahin kommen auch zu einer bestimmten Zeit im Jahre etliche tausend Wölfe, versuchen sich allda, wie hurtig sie im Tanzen sind, und die dicken, welche nicht über die Mauer springen können, werden von ihrem Obersten mit Geißeln geschlagen.

Ein frommer, ehrlicher, gelehrter Mann zu Rigauw in Liefland besuchte einen Gefangenen, der ein Wolfsmensch war. Der erzählte ihm, daß er am Ostertage aus dem Gefängnisse seine viele Meilen entfernt wohnenden Verwandten zu Hause besucht habe. Er fragte darauf: „Lieber, wie bist Du aus dem Gefängniß kommen"? „Gar leichtlich," antwortete der Wolfsmensch. „Du hast aber große Wasser auf dem Wege, wie bist Du drüber kommen"? Antwortete er: „Ich bin über solche Wasser geflogen". „Lieber, was sagst Du zu Deinem Hausgesinde"? „Ich ging um sie her wie ein Wolf, reckte die Schnauze aus, rührte und sah sie an, und erfuhr, was sie vorhatten." „Warum bist Du denn wieder in das Gefängniß kommen, da Du einmal desselben entledigt gewesen"? „Ich habe müssen wieder hinein," antwortete der Wolfsmensch.

Ein Bauer kam in eines Schulzen Haus und hielt bei ihm seine Abendmahlzeit. Als er nun gut gegessen und getrunken hatte, fiel er plötzlich hinterrücks von der Bank, als wenn er vom Schlage gerührt wäre. Der Schulze ließ ihn so liegen, ohne ihn anzurühren, und befahl seinem Hausgesinde, zu Bette zu gehen. Des Morgens fand man auf der Weide vor der Stadt ein Pferd todt liegen, das mit einer Sense, welche neben dem Pferde lag, mitten durchgehauen war. Hierauf hörte der Schulze von seinem Gaste, daß er dies als Wehrwolf gethan habe.

Es sei eine Hexe in Gestalt eines Lichtes da umhergeflogen. Weil nun die Wehrwölfe deren Feinde seien, so habe er ihr folgen müssen und mit der Sense einen Schlag nach ihr gethan. Da sie sich aber unter ein Pferd begeben, das gerade auf der Weide war, so wäre der Hieb durch das Pferd hindurch gegangen.

Im siebenzehnten Jahrhundert nach Christi Geburt ist in einer deutschen Stadt nach seinem Begräbnisse ein Mann erschienen, der Pupill- und Almosengelder unredlich verwaltet hatte. Man bestellte einen Teufelsbanner, der ihn aus seinem Hause weisen sollte. Dieser trug ihn in einem Sacke nach dem nächsten Walde, da dann der Geist den Teufelsbanner gebeten, daß er in einen eben vorbeilaufenden Wolf fahren dürfe, was der Teufelsbeschwörer bewilligt. Sogleich verwilderte der Wolf sehr, strich herum durch Dörfer, Felder und Wälder, biß und beschädigte viele Leute und zerriß insonderheit viel Kinder. Wildschützen und Bauern stellten ihm gar eifrig nach; aber sobald auf ihn gezielt ward, wurde er unsichtbar oder war aus dem Schusse, ob er gleich hart vor ihren Augen gestanden hatte. Bald hielt man diesen Wolf daher für einen Wehrwolf.

Der Wolf kehrte endlich in einem Flecken ein und setzte auf ein Kind an. Dieses entsprang, kam in ein Haus und schlug die Gattern geschwind nach sich zu. Von einer Magd bedroht, eilte der Wolf einem Hahne nach. Der Hahn flog über einen Brunnen und der nachspringende Wolf fiel hinein, da ihn der böse Geist wieder verlassen hatte. Nachher hat man ihn an einem Galgen am Eck eines Waldes auf Befehl aufgehängt, ihm eine Perrücke aufgesetzt und die Larve eines menschlichen Antlitzes vorgebunden. Wiewohl nun der Galgen sehr hoch war, ist die Wolfsscheuche doch nach einigen Tagen verschwunden und sowohl der Geist in dem Hause, als der Wolf in den Wäldern, begann sich wieder zu zeigen.

69. Die Jungfrau von Baldenburg.

Die Tochter eines Polenfürsten hatte ihre Hand demjenigen ihrer Bewerber zugesagt, welcher sie im Ballspiel besiegen würde. Nachdem viele tapfere Helden diesen Kampf vergeblich versucht hatten, gewann endlich ein deutscher Ritter den Preis. Zur Erinnerung an diesen Sieg erbaute er das Städtchen Baldenburg, auf dessen Kirchturmsfahne das Bild der Jungfrau mit dem Balle angebracht wurde, wie noch jetzt zu sehen ist.

Der deutsche Ritter wurde von dem alten Fürsten, den ein Priester aufgestachelt hatte, noch vor der Hochzeit ermordet. Doch der zum Himmel emporgeschleuderte Rachefluch der eigenen Tochter rief die verdiente Strafe auf den unmenschlichen Vater herab, indem donnernde Fluthen ihn und seine Begleiter hinabrissen in die tosende Tiefe. Auch die Jungfrau stürzte sich hinab in den Tod und über der Stätte bildete sich ein tiefer blauer See.

Wenn die Kirchenglocken des Städtchens am heiligen Feierabend über's Wasser daher hallen, dann antworten ihnen andere tief unten in der klaren Fluth. Das sind die Glocken der Jungfrau von Baldenburg, welche in dem zu Krystall verwandelten Schlosse ihren schlafenden Geliebten bewacht.

Alljährlich in jeder Johannisnacht steigt sie empor und wandelt im weißen Gewande um das Gebiet der Stadt. Sie harrt dann eines reinen kräftigen Mannes, ohne Furcht und ohne Fehl, welcher sie zu erlösen vermag.

---

70. Gustav Adolf.

Zu Danzig und auf der Ostsee sah man ein Schiff in den Wolken. Von Mitternacht gekommen, segelte es nach Mittag und gab öfters

Feuer, also, daß man unzählige feurige Kugeln herausfliegen sah. Bald darauf langte Gustav Adolf mit seinem Heere in Preußen an und begann mit der Krone Polen einen schweren und harten Krieg. Mit diesem stand nachmals seine Theilnahme am dreißigjährigen Kriege im Zusammenhange. Am vierten Tage nach Pfingsten 1629 gingen etliche Fischer am Abende aus, auf dem See bei einem Landgute, das im Gebiete der Grafen von Wisingsburg liegt, zu fischen. Indem sie nun damit beschäftigt waren, sahen sie vom Norden her etliche schwarze und dicke Regenwolken aufsteigen, die auch wirklich bald einen starken Regen gaben. Aber unter den Regentropfen war eine Menge funkelnder Feuertropfen, so weit man den See mit dem Gesichte abmessen konnte. Was von dem Feuer in den See fiel, das erlosch. Was aber die Kleider der Fischer berührte, brannte sie in so kleine Stücken, wie wenn man die Baumblätter mit Feuer verbrennet. Im folgenden Jahre kam Gustav Adolf den deutschen Protestanten zu Hilfe.

Als Gustav Adolf bei Lützen gestorben war, sah man bei Nacht zu Stockholm in der Luft über dem Schlosse eine Jungfrau, die in der einen Hand ein brennendes Licht oder eine Fackel, in der anderen aber ein Schnupftuch trug. Alle Thüren auf dem Schlosse, wie fest sie auch verriegelt waren, thaten sich dreimal auf und zu. Ein starker Wasserstrom stand den ganzen Tag über still, so daß man trockenen Fußes hindurchgehen konnte. In der Nacht vor dem Kampfe bei Lützen waren mehrere Männer auf der Reise nicht weit von dem upländischen Dorfe Rasbokil entfernt. Sie hörten hier den Donner des Geschützes und das ganze Schlachtgetümmel. Am anderen Morgen erst gewahrten sie mit Erstaunen, daß in den Gefilden, wo sie wandelten, gar nichts geschehen war. Durch dies Gesicht auf den heimischen Fluren hatten sie schaudernd Alles erlebt, was ihrem Vaterlande Verhängnißvolles in der Fremde begegnen sollte.

71. Der gerechte König.

Ein König der Schweden und Gothen hat streng und ernst auf Gerechtigkeit gehalten und sich dadurch unter den Großen seines Landes viele Feinde zugezogen. Darum haben diese einen bezauberten Ochsen auf die Straße gestellt, wo der König vorüberkommen mußte, und dieser hat den König also mit den Hörnern gestoßen, daß er sein Leben hat aufgeben und das Scepter lassen müssen.

---

72. Die Hirtin von Rugard auf der Insel Rügen.

Auf der östlichen Seite von Rügen steigt der Rugard zu 340 Fuß auf. Er bietet eine herrliche Aussicht dar. Hat man ihn erstiegen, so bilden nach Süden den reizenden Vordergrund ergiebige Getreidefelder, auf kleinen Flächen reifender Roggen und

grünende Gerste, blühende Erbsen- und Kartoffelfelder im bunten blühenden Gemisch. Fernhin erhebt sich der hohe, mit Tannen bewachsene sogenannte Schloßhof von Putbus. Aus waldigen Umgebungen schimmern anmuthig die Gebäude zu Putbus. Eine Insel wechselt mit einem dunkelbemoosten Kirchturm. Oestlich scheint ein schmales glänzendes Land Rügen mit Jasmund zu verbinden. Zwischen Rügen und Jasmund liegt ein wunderliches einziges Gemisch von Inseln, waldigen Vorgebirgen und Meereswindungen. Ueber Jasmund hinaus ziehn die weißen Segel der Kauffahrer auf der unermeßlichen Ostsee.

Am Abhange eines Hohlweges nahe bei Rugard liegt ein Stein, dem ein Peitschenhieb und die Fußspur eines Mädchens eingedrückt sein soll. Ein wollüstiger Höfling der Fürstenburg traf einst eine schöne Hirtin an, die ihre Herde in der Einsamkeit nahe am Rugard weidete. Das Mädchen mußte vor ihm fliehen. Als sie eben im Begriffe war, über den Hohlweg auf einen an der entgegengesetzten Seite liegenden Stein zu springen, rief ihr der nahe Verfolger zu: so wenig als die Spur ihres Fußes sich dem Steine eindrücken und so wenig als sie mit ihrer Peitsche eine Vertiefung in den Stein hauen könne, ebensowenig werde sie ihm entkommen. Das Mädchen sprang, hieb im Sprunge mit der Peitsche auf den Stein, und siehe! ihre Fußspur war dem Steine eingedrückt, der Peitschenhieb hatte eine Vertiefung im Steine hervorgebracht und sie selbst war gerettet.

Andere erzählen fast entgegengesetzt: am Rugard habe täglich ein junges und schönes Schäfermädchen ihre Herde geweidet, das sei auf Gottes Erdboden so verlassen gewesen, daß sie auf der ganzen Welt keine treue Seele gehabt habe, außer ihren klugen Schäferhund. Bald aber fand sich ein junger und reicher Ritter ein, verliebte sich in sie und wollte sie freien. Sie meinte, er habe sie nur zum besten, allein er wollte sich nicht abweisen lassen. Endlich sprach sie: „Ein Zeichen muß über unser Schicksal das erste und letzte Urtheil fällen“ und ließ sich versprechen, daß er es in jedem Falle durch die That anerkennen wolle. Da sprach das Mädchen weiter: „Wenn ich an die Redlichkeit

Eurer Absichten glauben soll, Herr Ritter, so muß mein Fußstapfen und die Pfoten meines Hundes sich als Merkmal und Zeuge für immer in diesen Stein eindrücken." Damit sprang sie auf den Stein und der treue Schäferhund sprang ungerufen ihr nach. Aber das Alles begleitete der Ritter mit so heißen und treuen Gedanken, daß von Stund' an das verlangte Zeichen an dem Steine zu sehen war und noch heute von der nachmals durch einen Ritter und ein Schäfermädchen abgeschlossenen glücklichen Ehe Zeugniß ablegt.

---

73. Der Schäfer auf Rügen.

Ein Schäfer hütete auf Rügen; da entstand ein Wirbelwind, aus welchem ein Siebrand auf ihn zufuhr. Als der Hirte den Rand gefaßt hatte, stand im Nu ein Mädchen vor ihm, das rief klagend:

„Mien Sevenrand, mien Sevenrand!
Wo röpt mine Moder in Engelland!"

Da reichte der Schäfer ihr den Siebrand, und sogleich war das Mädchen verschwunden.

---

74. Die Unterirdischen auf Rügen.

Vor Zeiten ist das ganze Rügenland voll Unterirdischer gewesen. Die haben in Hügeln, Hünengräbern und Ufer-Abhängen gewohnt. Es gab ihrer vier verschiedene Arten, griese (graue), schwarze, grüne und weiße. Die griesen waren den Menschen am gefährlichsten, demnächst die schwarzen. Beide haben Mädchen nachgestellt, Säuglinge vertauscht und den Menschen manchen Schabernack gethan. Die weißen aber waren fromm und gutthätig. Jede Partei hatte ihren eige-

nen König und ihre abgesonderten Wohnstätten. Der Hauptsitz der schwarzen war im Wallberge bei Garz; bei Bergelave und in den neuen Bergen beim Dorfe Rothenkirchen wohnten die griesen, bei Patzig die weißen und die grünen in der Granitz.

Auf dem Zudar ist ein Hügel, in welchem früher Unterirdische gehaust haben. Dort ritt einst spät Einer vorbei, der traf die Unterirdischen, wie sie draußen am Hügel schmausen und zechen. Da bat er sich im Uebermuthe auch einen guten Trunk aus, und sogleich brachte ihm einer vom kleinen Volke einen gefüllten goldenen Becher. Der Reiter aber schüttete das Getränk über seinen Kopf weg, gab dem Pferde die Sporen und jagte mit dem Becher als Beute davon. Da rief es hinter ihm: „Vierbeen lop, Eenbeen krigt di!" und die Unterirdischen, die nur ein Bein hatten, waren flugs hinter ihm drein, ja einer war schon nahe daran, das Pferd am Schweife zu fassen, als er die Zudar'sche Kirche erreichte und gerettet war. Dort in der Kirche ist noch heute der Becher zu sehen.

Später haben die Unterirdischen das Land verlassen. Sie sind durch ganz Rügen gezogen und haben sich vom Goldberge aus, der hinter Poseritz liegt, vom Glewitzer Fährmann übersetzen lassen. Dieser ist dadurch zu großem Reichthume gelangt und seine Nachkommen sind noch bis auf den heutigen Tag vermögende Leute. Zu ihm also kam eines Abends ein kleiner Mann und bestellte ihn zum Ueberfähren. Da hat er denn die ganze Nacht fähren müssen und doch nichts gesehen, was er überbrachte, sondern nur die Last in der Fähre gefühlt, daß das Boot tief hineinsank. Als das letzte Boot voll hinüberfuhr, fragte ihn der kleine Mann, ob er einen Scheffel Geld haben oder kopfweise für seine Arbeit bezahlt sein wolle. Der Fährmann wählte den Scheffel Geld. Dann fragte ihn der Kleine wieder, ob er auch wohl wissen möge, was er gefahren, und als er das bejat, setzte der Mann ihm seine Mütze auf. Da sah der Fährmann das ganze pommersche Ufer wimmelnd von Unterirdischen und erfuhr von seinem Begleiter, daß sie alle Rügen verlassen, da für sie kein Segen

mehr im Lande sei, seit die Menschen angefangen, Brot und Getreide zu kreuzen und den Besen aufrecht hinzustellen, mit dem Stiel nach unten. Es ist nämlich gebräuchlich, die Getreidehaufen mit dem Besen zu bekreuzen und diesen dann mit dem Stiele hineinzustellen.

Von da an haben die Unterirdischen nicht mehr daran kommen können. Einige erzählen, daß es allein die grünen gewesen sind, welche sich mit ihrem Könige bei Goldberg haben übersetzen lassen.

---

75. Die Soldaten im Burgwall (Herthaburg).

Früher wohnten im Dorfe Schwierenz auf Jasmund Bauern; nun ist das Dorf verschwunden und es stehen nur noch einige Kathen dort. Eines Morgens vor Aufgang der Sonne wollte ein Bauer von dort Hafer nach Bergen zum Verkaufe fahren, und als er in den Weg kam, der von Stubbenkammern nach Nipmerow führt, stand da ein Mann, der fragte, ob er ihm seinen Hafer nicht verkaufen wolle. Der Bauer ging auf den Handel ein und mußte dem Fremden folgen. Der fuhr ihn, so dünkte es dem Bauer, den Weg nach dem „Burgwall" (Herthaburg); da es aber immer noch finster blieb, war nichts zu erkennen. So gelangten sie über Zugbrücken und durch Thore vor ein großes Gebäude, nach der Rechnung des Bauern mußte es im Burgwalle sein. Da wurden die Pferde abgeschirrt, der Hafer ward abgeladen und der Bauer von seinem Begleiter in einen Saal geführt. Dort sah er viele wie Soldaten bewaffnete Männer an langen Tischen sitzen, die hatten alle das Haupt auf den Arm gestützt und schliefen. Als er hereintrat, erwachten sie und fragten, was es Neues in der Welt gäbe. Er antwortete: „Nichts Neues!" und da schliefen sie wieder weiter. Dann führte ihn der Mann in ein zweites Gemach. Da standen an Krippen viele Pferde. Und bei jedem Pferde stand ein gerüsteter Mann. Ueberall waren die gleichen Husa-

ren, den einen Arm hatten sie auf den Rücken der Pferde gelehnt und schliefen ebenfalls. Als der Bauer hineintrat, wachten die Männer auf und thaten dieselbe Frage, was es draußen Neues gäbe. Auf die wiederholte Antwort „Nichts Neues" aber schliefen auch sie weiter. Nachdem der Mann ihn dann aus dem Gebäude geleitet, ihm das bedungene Geld für den Hafer gegeben, auch ihn und seine Pferde mit reichlicher Nahrung gesättigt hatte, fuhr der Bauer ab, und da er hinaus kam, war es noch immer finster; als er aber die Stelle wieder erreichte, wo er am Morgen den Fremden angetroffen hatte, ging eben die Sonne unter.

76. Die Quelle an der Kirche von Treptow an der Rega.

Außerhalb Treptow an einer Kirche fließt eine kleine heilige Quelle. Die Gichtbrüchigen, welche sich darin wuschen, wurden gesund. Danach warfen sie ihre Krücken zum Andenken in die Kirche. So sollen jetzt zwei Fuder Krücken in der Kirche liegen.

Der Ruf der Quelle verbreitete sich in der ganzen Gegend. Da kam ein kleines eigennütziges Bäuerlein daher, das führte eine lahme Kuh und wusch diese in der Quelle. Sie wurde gesund, aber nachher hat das Wasser Niemand wieder geholfen. Des Bäuerleins Selbstsucht hatte den Born entweiht zum Schaden vieler Armen und Kranken.

77. Die Polen in Pommerland.

König Wladislaus I. von Polen belagerte ein festes Schloß im Pommerland und lag mit den Seinen in Hütten, die mit Stroh und Rohr gedeckt waren, darum her. Da haben diejenigen, welche im

Felde die Schildwacht gehalten, öfters gesehen ein Heer von gerüstetem Kriegsvolk in offenem freien Felde nach der Polen Lager hinzureiten. Weil aber solches etliche Male geschahe, wurden die Polen zornig, daß sie also verunruhigt und von den Feinden vexirt würden, welche sich doch sonst zu keinem öffentlichen Streite oder Schlacht in's Feld begaben. Als aber in einer anderen Nacht abermals von der Wache angezeigt wurde, die Feinde wären da, kamen die Polen haufenweise aus dem Lager und weil die Feinde die Flucht nahmen, sind sie ihnen lange Zeit nachgejagt. Als die Belagerten aber den Tumult der Polen gehört und gemerkt, daß sie das Lager verlassen, haben sie schnell einen Ausfall gemacht und Feuer nach den Hütten der Polen geworfen, das hat sich rasch durch die Strohdächer ausgebreitet und weil ihrer gar wenig noch im Lager waren, welche dem Feuer wehrten, ist der Polen ganzes Lager und was sie darin gehabt, verbrannt und verdorben. Da mußten die Polen unverrichteter Sache abziehen, denn der Winter war vor der Thür und sie konnten die Nächte ohne ihre Hütten nicht ertragen.

---

78. Der Hollerbusch.

Der Flecken Feldberg in Mecklenburg-Strelitz ist in schöner Gegend belegen. Das klare Wasser des von Bergen umgebenen Haussee's bietet die herrlichste Fernsicht, während in der Fortsetzung desselben, dem See Luzin, der beschränkte Blick sich überreich ergeht. Es ist die Farbe des Königssee's, die aus dem Luzin verlockend anzieht. Steile Bergesufer sind nach der einen Seite mit hohen Buchen und üppigem Unterholz bestanden, nach der Feldberger Seite zu theils felsig, theils mit Aehrenfeldern überzogen. Die bewaldete Seite wird „der Hollerbusch" genannt. Der Boden des ganzen Holzes ist mit

Steinen übersäet, theils mit mächtigen Blöcken, theils mit winzigen Steinchen.

Es heißt, ein Besitzer des Holzes habe dem Satan seine Seele verpfändet, wenn dieser in einem Tage eine steinerne Brücke über den Luzin errichten würde. Der Satan machte sich an's Werk und trug aus Nah und Fern die Steine zusammen. Eben als er zu bauen beginnen wollte, waren die vierundzwanzig Stunden verflossen. Der Bauer hatte seine Seele gerettet, aber die Steine blieben zur Strafe auf seinem Grunde, eine Mahnung an das frevelhafte Spiel.

---

79. Dieb erkennen.

Im sechszehnten Jahrhundert erkannte man Diebe am ausgestochenen Auge. Zuerst wurden, wenn man den Dieb erkennen wollte, Psalmen gelesen mit der Litanei, darauf erfolgte, wie ein gleichzeitiger Bericht sagt, ein erschrecklich Gebet an Gott den Vater und an Christum, und eine Beschwörung des Diebes. Darauf wurde mitten im Fußstapfen des Diebes ein kleiner Cirkel gleich einem Auge, mit barbarischem, undeutlichem Namen zugerichtet und ward ein dreieckter Namen von Erz hineingestellt, der eigens auf vorgeschriebene Weise dazu geweiht und gesegnet war. Dann schlug man mit einem Cypressen-Hämmerlein darauf und sprach: „Du bist gerecht, Herr, und recht sind Deine Gerichte.“ Danach ward der Dieb offenbar.

Einst hatte Einer zu Rostock Geld nachlässig an einen Ort gelegt und diesen vergessen. Nachher suchte er es am unrechten Orte, und da er es dort nicht fand, sprach er einen Schmied an und begehrte von ihm, er solle dem Diebe ein Auge ausstechen. Da machte sich der Schmied an's Werk und der Herr selbst verlor dadurch ein Auge.

Zu Gystorf hatte Einer einen silbernen Löffel verloren, ging zum Schmiede und begehrte, daß er mit seiner Zauberkunst dem Diebe ein

Auge ausstechen solle. Da verlor das Söhnchen des grausamen Mannes, der den Löffel verloren, ein Auge, denn es hatte ihn fortgeworfen.

Einige Schmiede verschmiedeten spät Abends etliche Glieder von einer Kette, daran ein Dieb gehangen. Mittlerweile begann Einer etliche Male an die Thür zu klopfen, bis sie aufsprang. Da trat der Gehängte herein und drohte den Schmieden den Hals umzudrehen, wenn sie redeten. Darauf ergriff er den Hammer, that damit drei Schläge auf den Ambos und verschwand, wie er gekommen war.

80. Die Kirche zu Dobberan.

Dobberan, ein mecklenburgischer Flecken, liegt zwischen Wismar und Rostock, eine gute halbe Meile von der Ostsee entfernt. Im Jahre 1793 gründete dort der Großherzog Friedrich Franz Deutschlands erstes Seebad. Richtiger könnte man das Bad „am heiligen Damm" nennen, weil eben Dobberan eine halbe Meile von der See entfernt liegt und ein großer Theil der Badegäste in den prächtigen Häusern am heiligen Damme wohnt. In Dobberan wohnt der andere Theil der Gäste und es dient als Sammelplatz aller das Bad Besuchenden. Wer Dobberan besucht, unterläßt es gewiß nicht, die dortige ehrwürdige Kirche in Augenschein zu nehmen.

In der Kirche von Dobberan hängt ein mächtiges Hirschgeweihe. Daran knüpft sich die Sage von der Entstehung dieser Kirche. Mehrere Herren dieser Gegend waren zu deren gemeinschaftlichem Bau entschlossen. Sie konnten aber nicht einig werden, wo die Kirche stehen solle. Sie veranstalteten eine große Hirschjagd und machten aus, wo der erste Hirsch geschossen werde, da solle die Kirche stehen. Der erste Hirsch wurde geschossen, und als man zusprang, um ihn und die Stelle zu besichtigen, flog auch noch ein Schwan auf und kreiste mit seinem Rufe: „dobber, dobber!" über dem Orte. „Dobber" heißt auf Wen-

disch gut. So baute man denn hier die Kirche und nannte die Stadt, welche neben ihr entstand, Dobberan.

Ursprünglich stand dicht neben der Kirche ein großes Cisterzienser-Kloster, von welchem noch heute einige Gebäude übrig geblieben sind, die nun weltlichen Zwecken dienen.

81. Der heilige Damm.

Zu Dobberan, unfern dem Ostsee-Strande, stand ein durch die Frömmigkeit seiner Priester weit berühmtes Kloster. Der Satan hatte schon lange die Vernichtung desselben beschlossen und dachte dieselbe während eines Sturmes auszuführen. Die Meerwellen peitschten gegen das Land und mit ihrer Hilfe vermeinte er unerhörte Massen von Steinen über das Kloster zu schleudern und mit eins das Gotteshaus und seine Bewohner mit der steinernen Wucht zu erdrücken. Von dem Toben des Sturmes erwachten die Priester. Die schäumenden Wellen liefen weit in das Land hinein. Das entfesselte Element raste in grimmer Wuth. Schon nahte das vernichtende Unwetter dem Kloster, als alle seine Bewohner Hilfe vom Himmel erflehend zum Gebete niederknieten. Wie sie das Zeichen des Kreuzes machten und Gottes Namen inbrünstig anriefen, da war des Satans Macht gebrochen. Ihm entfielen die Steine alle, die das Kloster hatten zerstören sollen.

Diese Steine bedecken heute noch den Strand des herrlich gelegenen Seebades, reichen in weiter Ausdehnung wie eine unterirdische Insel in die See hinein und werden der heilige Damm genannt.

82. Empfehlung des Kirchenbesuches.

Anno 1567 kam ein Wandersmann zu einem Weibe in einem Dorfe eine Meile von Schwerin und fragte, ob nicht gepredigt werde. Da es nun während der Kirche war, so antwortete das Weib: ja. Der Wandersmann fragte weiter, warum sie selbst denn nicht in die Kirche ginge. Das Weib sprach: „was sollt' ich in der Kirche machen? Ich müßte vielmal zur Kirche gehen, ehe ich einmal satt würde." Der Wandersmann sprach: „„Frau, Ihr redet lästerlich; fürchtet Ihr auch Gott? Gehet Ihr auch zum Nachtmahl des Herrn?" " — „Was Nachtmahl des Herrn," sprach das Weib, „eine Schüssel voll Kraut ist besser als des Herrn Nachtmahl." Da kam bald der Teufel wie eine große Maus, lief dem Weibe unter die Kleider und verbrannte sie so, daß die Haut ihres Leibes an etlichen Stellen gar schwarz wurde, und führte sie hernach mit sich in die Luft. Als aber für das Weib das gemeine Gebet geschah, brachte sie der Teufel nach wenigen Tagen wieder in ihr Haus.

---

83. Vicelinus.

Im Anfange der Regierung Kaiser Konrads des Dritten (1138—1152) lebte ein gottesfürchtiger Lehrer und eifriger Heidenbekehrer, Namens Vicelinus, vornehmlich in der Gegend von Lübeck. Durch sein gläubiges Gebet wurden nicht wenige Kranke geheilt. Auch trieb er böse Geister aus.

Einstmals brachte man eine Jungfrau, mit Namen Ymme, zu ihm, welche der böse Feind plagte. Der Heidenbekehrer fragte den unreinen Geist, warum er sich unterstanden habe, in diese Jungfrau, die doch ein Gefäß und Tempel des heiligen Geistes wäre, zu fahren. Der Geist antwortete: „Darum habe ich es gethan, weil sie mich zum drit-

ten male beleidiget hat." „Womit hat sie Dich denn beleidiget?" fragte der Heidenbekehrer weiter. „Dadurch," antwortete der Teufel, „daß sie mich in meinem Geschäfte behindert hat. Ich habe zweimal einige Diebe abgefertigt, in ein Haus zu brechen. Da saß sie am Feuerherde, machte gleich allerlei Geschrei und schreckte sie zurück. Und jetzt, da ich unseres Fürsten wegen eine Gesandtschaft in Dänemark zu verrichten hatte, fand ich sie unterwegs und sie war meinem Vorhaben hinderlich. Da beschloß ich, mich an ihr zu rächen."

Als nun Vicelinus viele Beschwörungen gegen ihn häufte, sprach er: „Was treibst Du mich viel, da ich doch ohnehin bereit bin, freiwillig auszufahren? Bald werde ich nach dem nächsten Städtchen wandern und meine Kameraden besuchen, die sich allda heimlich aufhalten. Denn das ist mir befohlen zu thun, ehe denn ich nach Dänemark reise."

Vicelinus fragte: „Wie ist Dein Name? Wer sind Deine Gesellen? und bei was für Leuten halten sie sich auf?"

Er sprach: „Ich heiße Rufinus. Zwei Kameraden habe ich hier, einer beim Rothesto, der andere bei einem Weibe eben in dieser Stadt. Dieselbigen will ich heute besuchen. Morgen, ehe denn die Kirche den ersten Glockenstreich geben läßt, werde ich wieder herkommen, Abschied zu nehmen, und alsdann nach Dänemark gehen."

Damit wich er von der Jungfrau. Vicelinus befahl, man solle sie mit Speise und Trank laben und den anderen Morgen vor ein Uhr wiederum zur Kirche führen.

Indem aber die Eltern sie am anderen Morgen zur Kirche begleiteten, fing der Geist wieder an, sie zu plagen, ehe sie die Schwelle der Kirchthür betraten, und als eben der erste Glockenstreich geschehen sollte. Aber Vicelinus hörte nicht auf, ihn zu bestreiten, bis er durch die Macht und Kraft des großen Gottes getrieben ward zu weichen.

Was er aber von dem Rothesto gemeldet hatte, bestätigte sich. Von dem bösen Feinde besessen, erhängte er bald darauf sich selbst. In Dänemark aber erhob sich eine schreckliche Verwirrung.

84. Der Teufel zu Kuxhafen.

„Den soll der Teufel holen!" fluchte Jemand im Wirtshause zu Bützfleth, Landes Kedingen. „De haalt ken mehr," antwortete der Wirt, „de liggt in Kuxhaam vör Anker." Denn einst verdang sich der Teufel als Schiffsjunge zu Kuxhaven; als aber der Schiffer merkte, welchen Gesellen er an Bord habe, und der Junge gerade am Anker zu thun hatte, ließ der Schiffer die Spille fahren, mit welcher der Anker aufgewunden wird. Da fuhr der Anker mit der Kette zu Grunde, und der Teufel mit. Seit der Zeit liegt der Teufel zu Kuxhaven verankert.

---

85. Der Kirchenbau zu Bliedersdorf.

In Bliedersdorf bei Horenburg im Bremischen ist eine alte, aus Feldsteinen (Granitfündlingen) erbaute Kirche. Als sie gebaut wurde; war Nachts immer mächtig weiter gearbeitet und die Steine herangebracht. Man wußte nicht, wer es that; man sah aber deutlich, daß sie mit Ochsen herangebracht waren. Einer wollte sehen, wie das zuging und versteckte sich im Bau. Als am Morgen die Mauerleute kamen, war weiter gearbeitet, der Neugierige aber ganz eingemauert, und nur seine Arme waren frei.

---

86. Das Crucifix und die Häringe bei Helgoland.

Vor Zeiten war auf der Insel Helgoland ein Crucifix, welchem der Glaube einen besonderen Einfluß auf den Häringsfang beimaß. Es ward daher alljährlich in großer Processión um die Insel getragen.

Einst erscholl während des Umzugs plötzlich die Nachricht, es hätten sich Häringe gezeigt. Da eilte die ganze Mannschaft zu den Böten. Der Träger des Crucifixes ließ dies in der Verwirrung fallen; es zerbrach. Zwar sammelten einige Weiber, die noch an dem alten Glauben hingen, die Stücke und trugen sie in die Kirche; aber die Häringe entfernten sich doch von der Insel.

87. Die Bridsiarhügel auf Sylt.

Eine Jungfrau aus Eidum oder Alt-Westerland hatte sich einst einem Jüngling verlobt. Sie hatte ihm mit dem Schwur, daß sie eher ein Stein, als die Gattin eines Anderen sein würde, die Ehe versprochen. Der Jüngling fuhr in dem Glauben an die Treue seiner Braut wieder zur See hinaus. Doch leichtsinnig vergaß die Jungfrau ihres Bräutigams, als er Jahre lang wegblieb, und versprach sich einem Schlächter oder Todtschläger aus Keitum. Die Hochzeit mit diesem wurde festgesetzt. Der Brautzug hatte sich nach alter Weise, den Vormann an der Spitze, von Eidum aus nach Keitum in Bewegung gesetzt, als auf der Mitte des Weges ein altes Weib der Hochzeitsgesellschaft begegnete. Es rief der Gesellschaft die warnenden Worte zu: „Eidemböör, Keidemböör, juu Brid es en Hex!" (Eidumer, Keidumer, Eure Braut ist eine Hexe, Falsche oder Ungetreue.) Der Vormann oder Anführer des Zuges vermaß sich, darauf folgende Antwort zu geben: „Es üüs Brid en Hex, da wild' ick, dat wü jir altemdal dialsonk' en wedder apwugset üs grä Stiin!" (Ist unsere Braut eine Hexe, dann wollte ich, daß wir hier allesammt niedersänken und wieder aufwüchsen als graue Steine.) — Kaum waren diese Worte gesprochen, da sanken Braut und Bräutigam sammt der ganzen Hochzeitsgesellschaft in die Erde und wuchsen, in graue Steine verwandelt, wieder halb aus der Erde hervor, zur Warnung für alle falsch

und leichtsinnig Schwörenden. Die alten Sylter warfen zum Andenken an dieses Wunder die zwei „Bridfiarhügel", d. i. Hügel der Hochzeitsgesellschaft, auf und zeigten diese sammt den grauen Steinen noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Dann aber haben die jetzigen Tinnumer, auf deren Feldmark sie einst lagen, dieselben weggeräumt.

---

88. Warnung vor Untreue.

In Tinnum lebte einst ein junger lebenslustiger Seefahrer Namens Jens Andersen. Er war geboren den 30. Juni 1716. Es gab damals keinen schöneren Jüngling und keinen flinkeren Seefahrer auf Sylt als Jens von Tinnum. Er hatte seine Navigation leicht und gut gelernt, war schnell als Seefahrer avancirt, noch nicht 20 Jahre alt und bereits Steuermann auf einem großen Handelsschiffe. Alle ledigen, heiratslustigen Insulanerinnen warfen ihre Netze aus, um diesen Seefahrer zu fangen. Die übrigen Freier beneideten ihn und lauerten ihm auf, wenn er Abends ausging. Die Hexen und boshaften Weiber aber, die er verschmähte, neckten und verfolgten ihn überall und suchten ihn zu hindern. Er hatte, noch sehr jung, bereits seiner schönen Nachbarin, Marie Mannis, die Ehe versprochen.

Einst aber hatte er eine schöne Jungfrau aus Keitum gesehen und sich in sie verliebt. Am folgenden Abend ging er heimlich von seinem Heimatsdorfe ostwärts nach Keitum, um ihr seine Huldigung darzubringen. Er war eben voller leichtsinniger Gedanken, als ihm auf halbem Wege ein Abenteuer begegnete. Hinter einem Dornenbusche traten plötzlich zwei in weiße Gewänder gehüllte Gestalten hervor, die sich ihm vertraulich näherten. Sie faßten ihn ohne zu sprechen unter die Arme und zogen ihn seitwärts vom Wege ab nach Norden zu. Der Jüngling sträubte sich anfangs gegen die heimliche Entführung, denn das Abenteuer kam ihm sehr ungelegen. Allein er fügte sich

bald den schönen weißen Damen und ging, wohin sie wollten. Nach mehrstündiger, schweigender Wanderung über Acker und Haiden näherten sie sich wieder dem in die düstere Nachtluft deutlich emporragenden Kirchturme zu Keitum. Die Gespenster öffneten die Kirchhofspforte und zogen, wie widerwillig sich der junge Seefahrer auch geberdete, ihn mit leichter Mühe auf den Kirchhof bis zu einem frischgeöffneten Grabe. Hier verschwanden sie plötzlich hinter Grabsteinen und ließen den Freier allein.

Es war um Mitternacht, als er bei den Bramhügeln, wo der Tinnumer Kirchweg eine Biegung hat, anlangte. Da traf ihn ein zweites Abenteuer. Jens Andersen sah sich plötzlich von einer Schaar unheimlicher Wesen, von Hexen, welche Katzengestalten angenommen

hatten, umringt. Sie hüpften und rannten in sinnberauschendem Wirbel rings um ihn her. Einige sprangen ihm sogar auf den Nacken und liebkoseten und kratzten ihn wechselweise.

Der Seemann stieß schreckliche Flüche und Verwünschungen aus und suchte die unheimliche Gesellschaft auf alle nur mögliche Weise zu verscheuchen, jedoch umsonst. Die höllischen Wesen wurden immer zudringlicher. Da ergriff er die letzte Waffe des Matrosen, sein Messer, stieß es nach den Unholden und schleuderte es in der Hitze des Kampfes mit dem Ausrufe:

Aus meinen Händen,
In des Teufels Lenden!

mitten unter sie.

Es entstand ein großes Jammergeschrei, und die Katzen oder Hexen verließen ihn jetzt. Sein Messer fand er aber, alles späteren Suchens und Nachforschens ungeachtet, auf Sylt nicht wieder. Seiner Braut blieb er in der Folge stets getreu.

89. Die Sturzwelle.

Auf einem Schiffe fuhren einst drei Schiffer, die zu Sylt verheiratet waren; einer derselben war Capitain, die anderen Steuermänner. Während ihrer Abwesenheit von der Heimatinsel ergaben sich ihre Weiber der Hexerei, um ihnen in der Nacht in allerlei Gestalten stets nahe sein zu können. Einst lag das Schiff in einer fernen Seestadt. Die Hexen waren ihren Männern dahin gefolgt und entdeckten, daß ihre Eheherren nicht treu waren. Das reizte ihre Eifersucht und ihren Zorn in solchem Maße, daß sie eines Abends, als sie wähnten, die ganze Schiffsmannschaft sei an's Land gegangen, um sich dort zu vergnügen, auf dem Schiffe den Plan verabredeten, dasselbe auf der Rückreise in der Gestalt dreier Sturzwellen zu überfallen und mit

Mann und Maus zu versenken. Die jüngste und unerfahrenste Hexe äußerte nur noch die Besorgniß, ob sie nicht selber dabei zu Schaden kommen würden. — „Nein, nur dann, wenn ein Reiner mit reinen Waffen die Unreinen zu beschützen und uns abzuwehren sucht," belehrte sie die älteste. Es hatte aber der Schiffsjunge heimlich die Unterredung der Hexen gehört, ohne daß sie es ahnten. Ehe das Schiff nun heimwärts segelte, kaufte der Junge sich einen neuen Degen und ging oft mit demselben in der Hand, zum großen Gespötte der übrigen Schiffsmannschaft, auf dem Decke umher. An einem stürmischen Abende stand er wieder mit seinem Degen an der Windseite des Schiffes auf dem Verdeck. Da nahte sich eine turmhohe, schaumbedeckte Welle dem Schiffe. Alle glaubten, ihrem Untergange nahe zu sein; jedoch der Schiffsjunge stieß seine Waffe in die Welle, sie glitt vorüber und ließ nur eine Blutspur zurück. Da wälzte eine zweite und endlich gar eine dritte gefahrdrohende Woge sich mit großem Getöse gegen das Schiff heran. Indessen der Unschuldige wehrte mit seiner unbefleckten Waffe auch diese glücklich ab. Sie versanken, wie die erste, unschädlich und nur ein rother Streifen zeigte an, wo sie gewesen waren. Als das Schiff bald darauf ohne weitere Fährlichkeit die Heimreise vollendet hatte, erfuhren die drei Schiffsleute, daß ihre Weiber alle in einer Nacht, und zwar in derselben, in welcher der Schiffsjunge die drei Sturzwellen abgewehrt hatte, krank geworden und gestorben waren.

---

90. Die oldenburgische Spinnstube.

Im Oldenburgischen war eine Spinnstube beisammen, darin machten Burschen und Mädchen aus, wenn ein Mädchen ihre Rolle nicht vollspinne, so solle es an dem Lob Garn, woran etwas fehle, so lange die Spinnstube an dem Abende dauere, aufgehängt werden. Nun war eine Jungfer, die spann nicht voll, und als sie daran waren,

sie aufzuhängen, entstand ein Brüllen vor der Thür. Darauf stürzten alle aus der Stube, um zu sehen, was das wäre. Während dessen ging dem Mädchen, das da aufgehängt war, der Stuhl unter den Füßen fort und als die übrigen wieder in die Stube kamen, war das Mädchen todt. Es soll aber dies Brüllen und Winseln der Böse angestellt und den Stuhl unter des Mädchens Füßen weggezogen haben.

91. Die friesische Magd.

In dem friesländischen Dorfe Wier diente eine arme, fleißige Dienstmagd bei einem Bauern. Als sie das vierzehnte Jahr erreicht hatte, stellte sich bei ihr der Teufel in Gestalt eines wohlhabenden Bauernsohnes als Freier ein. Er gab ihr sowohl Geld als güldene Ringe, das hat sie nachmals wieder herausgeben müssen und darauf hat der böse Feind sie bis zum Jahre 1686, wo sie das achtzehnte Lebensjahr erreicht hatte, wieder verlassen. Danach aber hat er sich wieder in vorgedachter Gestalt offenbart und von der Zeit an ist die Verbündniß zwischen ihr und dem Satan angewachsen, doch hat die Magd nie anders gemeint, als daß sie mit einem feinen Bauern spreche. Als er aber einst mit ihr im Garten geredet und sie nicht allein mit Scheltworten angefahren, sondern auch alle Bäume im Garten umgekehrt, hat sie ihn erkannt. Seitdem ist er ihr nicht wieder in menschlicher Gestalt, sondern bald als ein gelber Hund, bald als ein Kalb erschienen und hat gedroht, sie umzubringen.

92. Die Büblein von Franecker.

In einer Stadt, Franecker genannt, gelegen in Westfriesland, da ist geschehen, daß junge Kinder, fünf- oder sechsjährige Mägdlein und Knaben, mit einander spielten. Und sie ordneten ein Büblein an, das solle der Metzger sein, ein anderes Büblein, das solle Koch sein, und ein drittes Büblein, das solle eine Sau sein. Ein Mägdlein, ordneten sie, solle Köchin sein, wieder ein anderes, das solle Unterköchin sein; und die Unterköchin solle in einem Geschirrlein das Blut von der Sau empfahen, daß man Würste könne machen. Der Metzger gerieth nun verabredetermaßen an das Büblein, das die Sau sein sollte, riß es nieder und schnitt ihm mit einem Messerlein die Gurgel auf; und die Unterköchin empfing das Blut in ihrem Geschirrlein. Ein Rathsherr, der von ungefähr vorübergeht, sieht dies Elend; er nimmt von Stund' an den Metzger mit sich und führt ihn in des Obersten Haus, welcher sogleich den ganzen Rath versammeln ließ. Sie saßen all' über diesen Handel, und wußten nicht, wie sie ihm thun sollten, denn sie sahen wohl, daß es kindlicher Weise geschehen war. Einer unter ihnen, ein alter weiser Mann, gab den Rath, der oberste Richter solle einen schönen rothen Apfel in die eine Hand nehmen, in die andere einen rheinischen Gulden, solle das Kind zu sich rufen, und beide Hände gleich gegen den Knaben ausstrecken; nehme es den Apfel, so solle es ledig erkannt werden, nehme es aber den Gulden, so solle man es auch tödten. Dem wird gefolgt; das Kind aber ergreift lachend den Apfel, wird also aller Strafe ledig erkannt.

93. Der Häringsfang in Rotterdam und Scheidam.

In Holland pflegen sich in den beiden Seestädten Rotterdam und Scheidam die Leute mehrentheils vom Fischfange zu ernähren. Als nun einst die Einwohner dieser beiden Städte hinaus auf den Häringsmarkt schifften, haben die Rotterdamer zwar eine große Menge Häringe gefangen, die Scheidamer aber haben anstatt der Fische eitel Kieselsteine herausgezogen. Derhalben ward dann auch alsbald an ein Weib Hand angelegt und dieses bekannte: sie wäre durch ein kleines Löchlein in einem Glase, das sie auch vorwies und das kaum groß genug war, um einen Finger durchzustecken, hindurchgefahren, hätte sich in einer Fischblase in's Meer gelassen und wäre darin bis an den Ort gefahren, wo der Häring seinen Stand gehabt. Daselbst hätte sie mit ihren Beschwörungen die Häringe verjagt und Kieselsteine an ihre Stelle gebracht.

---

94. Das Bürschel von Holland.

In einem kleinen holländischen Marktflecken war ein Schneider, der mußte Alles, was er gebrauchte, auf einem Schiebkarren einen Graben entlang nach seinem Hause schieben. Einmal traf er auf einen großen Kreis von Menschen, Männer und Frauen, die standen um ein Feuer und brieten Katzen. Da sprach der Schneider, ob ihm nicht Jemand etwas helfen und vor seinem Karren ziehen könnte. Da spannte sich ein Bürschel vor und zog immer zu bis vor des Schneiders Thür, sprach aber kein Wort. Der Mann ging in's Haus, schloß das Haus zu, weil ihm die Sache nicht richtig schien, und ließ auch die Fuhre mit dem Bürschel stehen. Hätte er's mit hinein genommen, so hätte er ihn im Hause gehabt. Er rief aber aus dem Fenster: dort, nicht weit davon, in einer Brauerei, wollten sie einen Knecht

haben. Da ging das Bürschel in die Brauerei, forschte aber nicht nach Arbeit, sondern ging gleich in die Brauerei. Nachher haben die Leute den Prediger gefragt und der hat ihnen nichts rathen können, als daß sie ihm einen Platz anweisen sollten; da haben sie ihm den Platz hinter dem Schornsteine angewiesen. Das Bürschel ißt nicht, trinkt nicht und arbeitet nicht, hat aber vor Niemand Furcht als vor dem Hausherrn. Wenn der ihm mit der Wurfschaufel droht, zieht es sich hinter den Schornstein zurück. Abends läuft es als Pudelhund in dem Wasser vor der Brauerei umher und hat schon Manchem Schaden angethan, der dort vorbeigekommen ist.

95.

Das Mädchen von der Homburg an der Weser.

Alle hundert Jahre um die Mitternachtsstunde begegnet dem späten Wanderer am Fuße der Homburg eine rosige Jungfrau, zwei goldene Eimer an eben solcher Schanne tragend und aus der Quelle, welche unten am Berge entspringt, Wasser schöpfend. Sie winkt freundlich dem erstaunten Wanderer, und wenn derselbe, ihr folgend,

die Spitze des mit Ruinen bedeckten Berges erreicht hat, findet er dort zwölf riesige, geharnischte und bewaffnete Männer um ein brennendes Feuer sitzen. Die Jungfrau gibt dem Jüngling (denn ein solcher muß es sein) durch Zeichen zu verstehen, daß er die Männer bekämpfen und sie selbst dadurch von dem allnächtlichen Wassertragen erlösen solle. Entflieht er feige, so gießt sie ihm unter schallendem Hohngelächter das Wasser nach; besiegt er aber die Geharnischten, so beschenkt sie ihn zum Danke mit den goldenen Eimern, die ihn dann lebenslang reich und glücklich machen.

96. Der Gott im Kasten zu Blumberg im Lippe'schen.

Es wohnten in der Stadt Blumberg, an einer Stelle, welche man den heiligen Winkel nennt, zwei Nachbarinnen gleicher Nahrung und gleichen Gewerbes, aber ungleichen Glückes. Die eine, Alheyd, war arm. Die andere war reich. Eines Tages trafen sie zusammen und schwatzten, denn solchen Weibern ist es eben so unmöglich nur aneinander vorbei zu gehen ohne die Zungen zu bewegen, als es den Baumblättern unmöglich ist nicht zu rauschen, wenn der Wind sie gegen einander schlägt. Es sprach aber Alheyd zu der Reichen: „Mich wundert sehr, daß bei Euch Glück und Wohlfahrt noch täglich wachsen. Mir geht das Glück ab und ich werde von Tage zu Tage ärmer. Und doch treiben wir einerlei Handirung und haben auch mit gleichem Gute angefangen. Auch bin ich mit meinem Ehemanne so fleißig wie Ihr und Euer Hauswirt. Alle unsere Arbeit hilft uns aber nichts. Von Eurer Arbeit werdet Ihr auch das Glück nicht haben, es wird anderswo herkommen."

Die Nachbarin antwortete ihr freundlich: „Ja, liebe Freundin, die Arbeit thut es freilich allein nicht, sondern wer einen Gott im Kasten hat, der wird wohl reich, dem fällt das Glück zu und kann

ihm an nichts mangeln." Sie dachte bei dem Gott im Kasten an den göttlichen Segen, welcher durch ein gläubiges Vertrauen auf Gott, durch fleißiges Gebet, Heiligung des Sabbaths und ordentliches Haushalten die Kammern voll macht.

Alheyd aber ward bestürzt und die Antwort der Nachbarin erweckte ihr ein tiefes Nachsinnen. Sie brach das Gespräch ab, ging heim und durchsuchte ihren Kasten. Als sie den Gott nicht darin erblickte, machte sie sich Gedanken, ihr Reichthum werde nicht eher kommen, bis sie den Gott im Kasten hätte. Tichtete derhalben, speculirte und spintisirte darauf gleich dem Krebs im Sack oder in der Butten, wie sie möge in ihren Kasten einen Gott bekommen.

Am Osterfeste ging sie gar fleißig in die Pfarrkirche St. Martini zu Blumberg, zumal wenn der Priester mit Administrirung der Hostien umging, wenn er dieselbigen consecrirte, unter der Messe entweder selbst gebrauchte oder anderen austheilte, oder zur Anschauung des Volks in eine goldene oder silberne Monstranz that. Darum bereitete sie sich gleichfalls zur Messe und zum Gebrauche des Abendmahles. Als der Meßpriester einige Hostien übrig behielt, gab sie Achtung, wo er sie bis zum nächstenmale verwahrte und sah überhaupt Alles wohl ab. Ehe der Meßner am Abende die Kirche verschloß, ging sie unvermerkt hinein und verbarg sich. In der Nacht schlich sie hervor, öffnete die Sakristei und das Sakramenthäuslein mit teuflischen Künsten und nahm die übriggebliebenen Hostien heraus, ging heim und legte sie voller Freuden und frohes Muthes in ihren Kasten zur Verwahrung.

Als der Priester die Hostien gebrauchen wollte und nicht fand, ward er sehr bestürzt und setzte den Meßner darüber zur Rede. Der aber konnte ihm gar keine Antwort geben. Zu der Zeit regierte Graf Bernhard zu Lippe, ein eifriger und tugendhafter Herr. Der gab Befehl, man solle scharf und genau nach dem Kirchenräuber forschen.

Nun hatte die Nachbarschaft des heiligen Winkels auf Alheyd schon kein gutes Auge, denn das Gespenst, so sie nun in ihrem Kasten hatte, machte bei Tag und Nacht in und außer dem Hause ein gräu-

liches Gepolter und Geklopf. Besonders vernahm man es von dem Orte her, wo die Truhe stand, darin die Hostie lag. Auch Lichter und brennende Fackeln ließen sich dort sehen. Alheyd selbst empfand in ihrem Herzen und Gewissen solchen Schrecken, daß sie sich nicht mehr zu rathen noch zu helfen wußte. Als sie nun auch vernahm, es wäre Befehl ergangen, daß man von Haus zu Haus nachsuchen solle und als sie nicht wußte, wo sie mit der gestohlenen Hostie hin sollte, warf sie dieselbe in ihren Brunnen. Sie wollte aber durchaus nicht untergehen, sondern floß stets oben auf dem Wasser, wie sehr auch Alheyd das Wasser rührte und erregte.

So ward Alheyd ergriffen und in schweren Verhaft genommen. Durch immer härteren Angriff wurde das Bekenntniß von ihr erpreßt. Graf Bernhard ließ die Vornehmen des Landes nach Blumberg, wo er damals sein Hoflager hielt, verschreiben und zog sie zu Rath, wie dieser Kirchenraub gebührend zu bestrafen sei. Das Urtheil fiel dahin aus, daß Alheyd lebendig verbrannt werden solle.

Der Teufel aber erregte ein so starkes Ungewitter von Donner, Blitz, Regen, Sturm und Erdbeben, daß Alle, die zu Blumberg gegenwärtig waren, und der Graf selbst, der sonst ein muthiger und kühner Herr war, sehr erschraken und gar kleinmüthig wurden. Das Haus des Priesters zündete ein Blitz an, und es ward so schnell vom Feuer gefressen, daß Keiner dazu kommen und es retten konnte. Auch der Wind tobte heftig in Wald und Feld. Er richtete eine große Verwüstung an und riß unglaublich viel Bäume darnieder. Vor dem Heuthore stand eine große Linde, wo auch das Weib verbrannt wurde. Selbige Linde faßte der Wind, hob sie mit Stamm und Wurzeln aus der Erde und kehrte sie dergestalt um, daß die Wurzel oben, der Gipfel aber sammt den Zweigen unten zu stehen kam und in die Erde gesteckt ward. Das Ungewitter erschreckte Alle so sehr, daß Niemand in der Nacht ein Auge schließen konnte. Deswegen gelobte Graf Bernhard, wenn Gott dies entsetzliche Ungewitter aufhören lasse, so solle noch vor Tagesanbruche das Weib ausgeführt und verbrannt

werden. Das geschah auch am folgenden Morgen in aller Frühe, und erst danach hat sich das Ungewitter gänzlich gelegt.

Bei dem Brunnen, in welchen die Hostie geworfen war, ließen sich nachher viele Gespenster sehen. Man erblickte auch Lichter und brennende Fackeln. Das Wasser dieses Schöpfbrunnens hatte große Kraft und machte die Blinden sehend, die Lahmen gehend.

Zum Danke für solche göttliche Wohlthat ließ Graf Bernhard im folgenden Jahre einen Altar auf dem Brunnen bauen. An ihm wurde Messe gelesen und gebetet, daß Gott aus Gnaden dem Wasser die große Kraft lassen wolle. Darauf erfolgte ein großer Zulauf gebrechlicher Leute aus allerlei Nationen, welche sowohl für sich das Wasser gebrauchten, als auch für Andere etwas davon heimnahmen. Man sah mit Verwunderung, wie viel milde Gaben die ungesunden Leute auf dem Altare opferten. Im Jahre 1462 erwuchs aus diesen Geschenken eine schöne Kapelle und aus solchem Kapellgebäude ein noch viel größerer Zulauf und Betfahrt. Deshalb bat der Prior und Convent des Klosters zu Möllenbeck den Grafen Bernhard zu Lippe, daß sie ein Kloster an der Stätte bauen dürften. So wurde ein Kloster daselbst errichtet.

97. Vom Hühnenbrinke bei Oberntirchen im Lippe-Schaumburgiſchen.

In Oberntirchen im Lippe-Schaumburgiſchen hat vor lieben langen Jahren einmal ein Kaufmann gelebt, der ein ſteinreicher Mann war und viele Capitalien ausgeliehen hatte. Unter ſeinen Schuldnern iſt auch ein Schuſter geweſen, der ihm 200 Thaler geſchuldet hat. Nach einigen Jahren ſtirbt des Schuſters Frau und er heiratet wieder. Da dieſe Frau ihm ein hübſches Vermögen zubringt, ſo hat er nichts Eiligeres zu thun als dem Kaufmanne 200 Thaler zu bezahlen. Er läßt ſich eine Quittung geben und ſo ſcheint die Sache abgemacht zu ſein. Doch es kam anders. Nach einiger Zeit brennt des Schuſters Haus ab und mit demſelben verbrennt auch, da er wenig retten kann, die Quittung über die 200 Thaler. Um ſich nun zu verſichern, geht er zu dem Kaufmanne, erzählt ihm ſein Unglück und bittet ihn, ihm doch eine andere Quittung auszuſtellen. Dieſer will nichts von der

Bezahlung der 200 Thaler wiſſen, und da der Schuſter ſich nicht dazu verſtehen will, ihm die 200 Thaler noch einmal zu bezahlen, ſo verklagt ihn der Kaufmann. Der Gerichtstag kommt und der Kaufmann ſchwört im Gerichte, von dem Schuſter keine 200 Thaler bekommen zu haben, und zwar hat er beeidigt, er wolle, wenn das nicht wahr ſei, was er beſchwöre, nach ſeinem Tode ſich als Rehbock am Hühnenbrinke, der bei dem Orte liegt, ſehen laſſen. Da der Kaufmann geſchworen hat, ſo hat der Schuſter nichts dagegen machen können und hat ihm daher die 200 Thaler noch einmal bezahlen müſſen.

Nach einigen Jahren ſtirbt der Kaufmann. Als die Nachricht von ſeinem Tode im Orte herumgeht, ſind die Leute neugierig und wollen ſehen, ob der Rehbock am Hühnenbrinke ſteht oder nicht. Abends iſt der Kaufmann geſtorben und am anderen Morgen ſteht auch richtig der Rehbock an dem bezeichneten Orte. Nun iſt es klar geweſen, daß der Kaufmann falſch geſchworen hat.

Die Leute im Orte ſind nun hingegangen nach dem Hühnenbrinke und haben ſich um den Rehbock herumgeſtellt, welcher aber nicht von der Stelle gegangen iſt, ſondern die Leute ſo ſpitzbübiſch und boshaftig angeſehen hat, als ob er der leibhaftige Teufel geweſen wäre. Jäger haben nach ihm geſchoſſen mit bleiernen, ſilbernen und eiſernen Kugeln, aber keine hat ihn getroffen, alle ſind abgeprallt. Als die Leute einſahen, daß der Rehbock ein ſolch übernatürliches Ding geweſen iſt, haben ſie ihn zufrieden gelaſſen, nur die Kinder haben ſich noch mit ihm herumgetrieben. Wo er Jemand einen Schaden zufügen oder einen Streich ſpielen konnte, das hat er gethan. Dies haben die Leute nicht länger mehr ertragen wollen, haben daher zwei Paters holen laſſen, die ihn haben verbannen ſollen, und ein in dem Orte wohnender Fuhrmann muß gleich vier Pferde, einen Wagen und einen Knecht hergeben, und nun fahren ſie hin nach dem Hühnenbrinke. Als ſie bei dem Rehbock angekommen ſind, ſteigen ſie ab und nöthigen ihn, auf den Wagen zu ſitzen. Er will erſt nicht, aber nach vielem

Quälen und Zureden geht er endlich doch hinauf. Da steigen die Paters auch hinauf und nun muß der Knecht die Pferde anschlagen.

Auf dem Wege nach dem Hühnenbrinke haben die Paters den Knecht ermahnt, sich gar nicht durch die Bilder und das dumme Zeug, welches ihm etwa vorkommen sollte, irre machen zu lassen, auch solle er ja nicht sprechen, wenn Jemand ihn anrufe und sich ja nicht umdrehen, sondern immer seines Weges fort fahren, sonst wäre ihre ganze Mühe und Arbeit vergeblich.

Eine Weile geht das Ding ganz gut. Als sie aber eine Strecke gefahren sind, da ist's dem Kutscher, als wenn ihn Jemand in die Haare zauset, auch ist ihm so viel albernes Zeug vorgekommen, daß er gar nicht gewußt hat, ob er lebt oder schwebt.

Den Paters, welche dem Rehbock was vorgepredigt haben, ist es nicht viel besser gegangen. Wenn sie etwas gesagt haben, so hat eine Stimme gleich zu ihnen gesagt: sie sollten sich an ihre Nase greifen, sie hätten dem und dem etwas weggenommen, jenen belogen, einen Andern betrogen, kurzum sie seien selbst nicht rein von Sünden.

Als nun der Wagen zwischen Neumühl und Obernkirchen in den Wald gekommen ist, da ist es dem Knecht am schlechtesten gegangen. Vorn und hinten hat es ihn gezupft und doch hat er Keinen gesehen; auch hat es von allen Seiten gerufen, er solle sich einmal umsehen, was da wäre. Am Ende da kann er es nicht mehr aushalten, und sich von der Seite umsehend flucht er: „Dat Donnerwetter mant". — Sowie er nur dies Wort gesagt, da! da steht der Wagen, und er mag die Pferde anschlagen so viel er will, sie bäumen sich nur und kriegen den Wagen nicht von der Stelle. Was sollen die Paters nun anfangen? Da ist kein anderer Rath als abzusteigen. Nachdem der Rehbock auch heruntergesprungen und in den Wald gelaufen ist, geht der Wagen wieder und die Paters müssen, sammt dem Knechte mit den Pferden, unverrichteter Sache wieder abziehen. Nun hat sich der Rehbock immer in dem tiefen Fahrwege, welcher durch den Wald geführt hat, aufgehalten. Ist nun ein Fuhrwerk gekommen, so hat dies

einen anderen Weg fahren müssen, denn der Rehbock ist nicht von der Stelle gegangen, so tückisch und schadenfroh ist er gewesen.

Endlich sind wieder zwei Paters gekommen, die haben aber den Rehbock verwiesen an's Rothe Meer, und seitdem hat er sich nicht wieder sehen lassen.

---

98. Die Gründung der Abtei Herford.

Der fromme Waltgerus zu Dornberg betete, daß Gott ihm den Ort zeige, wo er ihm einen Tempel bauen solle. Da erschien ihm eine schneeweiße Kuh. Sie trug auf jedem Horne ein brennendes Wachslicht. So lief sie von Dornberg, etwa eine Meile westlich von Bielefeld, zuerst bis zum Sattelmeierhof Müdenhorst zwischen Bielefeld und Föllerbeck. Da ruhte sie sich aus und lief dann weiter bis zur „Freiheit", wo die Abtei errichtet wurde. Zur Erinnerung hieran wurde jährlich am 10. Dezember in der Abtei und in Müdenhorst eine hellbunte Kuh für die Armen geschlachtet. In der letzten Zeit wurden dafür sechs bis sieben Thaler an die Armen gegeben.

---

99. Die Gründung der Berger-Kirche bei Herford.

Zu Anfange des 11. Jahrhunderts erschien die Jungfrau Maria in Gestalt einer Taube einem Schäfer, der am Fuße des Luttenberges bei Herford seine Herde weidete. Sie setzte sich auf seinen Hirtenstab und befahl ihm, der Aebtissin von Herford zu verkünden, daß da, wo er seinen Stab in die Erde gesteckt habe, ihr eine Stiftskirche gebaut werden solle. Der Schäfer that, wie ihm geboten war, wurde aber in der Abtei als Lügner eingesperrt.

Da setzte sich einem zweiten Schäfer am Luttenberge eine Taube auf den Hirtenstab und befahl ihm, der Aebtissin von Herford das Nämliche zu sagen. Auch dieser Schäfer wurde als Lügner in der Abtei eingesperrt.

Allein in der nächsten Nacht träumte die Aebtissin selbst, dort, wo sich eine Flucht Tauben niederlassen werde, solle eine Marienkirche gegründet werden. Am Morgen erblickte sie die Tauben. Sie ließen sich auf drei Eichen in der Nähe des Luttenberges nieder.

Nun wurde der Bau des Fräuleinstiftes oder der Stiftskirche begonnen. Am 18. Juni 1011 weihte der Bischof Mainwerkus von Paderborn das Gebäude ein. Zu Ehren der Weihe und der Erscheinung wird noch jetzt die Kirmeß oder der Kirchweihmarkt gefeiert und die Vision genannt. Sie findet zwischen Herford und dem Luttenberge statt und ist der größte Vieh- und Krammarkt von Herford. Der 18. Juni jeden Jahres ist der Haupttag der Vision. An diesem Tage wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts feierlicher Gottesdienst gehalten, bei welchem die Currentes sangen. Zu jener Zeit dauerte die Vision vom 9. Juni bis zum 27. Juni. Am 9. Juni ließ die Küsterin ein Fähnlein auf einem gewissen Baume des Luttenberges aufstecken. Am 27. Juni wurde das Fähnlein wieder abgenommen. Damit war die Kirmeß zu Ende. 1858 dauerte die Vision nur noch vom Sonntage vor dem 18. Juni bis zum Sonntage nach dem 18. Juni.

---

100. Der Kärrner zu Gesicke in Westfalen.

In der Stadt Gesicke in Westfalen kam ein Kärrner zur Abendzeit in ein Wirtshaus und wollte gern darin übernachten. Die Wirtin aber sagte, sie könne ihn nicht beherbergen, weil für die Nacht viel vornehme Leute im Anzuge wären. Der Kärrner entschloß sich darauf,

im Wirtsstalle zu bleiben und legte sich dort auch sogleich nieder. Weil er aber nicht einschlafen konnte, so merkte er, wie Teufelsgäste in altmodischen Kleidern ankamen. Denen wurden stattliche Tractamente vorgesetzt, Essen und Trinken, und waren lustig. Sie schmierten sich alle mit einer Salbe, die auf dem Tische stand, und verschwanden darauf durch's Fenster. Als sie fort waren, ging der Kärrner in die Stube, aß von der dastehenden Speise, schmierte sich auch mit der Salbe und befand sich gleich darauf im Weinkeller einer vornehmen Stadt. Da erkannte ihn die Tochter der Wirtin aus Gesicke, welche auch da war, und gab ihm eine rothe Mütze, die er aufsetzen sollte. Er trank aber zu viel des Weines, vergaß der rothen Mütze, die er in der Tasche hatte, und blieb im Weinkeller liegen. Am Morgen ward er ertappt und vor Gericht geführt, da erzählte er den ganzen Handel. Darauf zog er die rothe Mütze hervor, setzte sie auf und flog davon.

---

101. Sagen aus der Gegend von Rehme.

Ober- und Unterfahrenholz sind zwei Höfe in der Nähe von Rehme. Hier wohnten zwei Brüder, von denen der eine arbeitsam und wohlhabend, der andere träge und unbegütert war. Von blassem Neid ließ sich der ärmere verführen, seinem Bruder ein Stück Feld abzupflügen. Wegen dieses Betruges muß er seit seinem Tode als feuriger Mann hinter dem Pfluge auf jenem Acker umgehen. Wenn es Jemand wagen würde, ihm einen Eimer in die Hand zu geben und er damit einen Teich ausschöpfte, möchte er noch erlöst werden.

Die kleinen Leute haben früher viel Verkehr mit den Menschen hier zu Lande gehabt. In Overbeck bei Rehme kamen sie zu den Bauern und erbaten sich den Gebrauch ihrer Backgeräthschaften, wobei aber Niemand zusehen durfte. Nach beendigter Bäckerei gaben sie

den Hauseigenthümern von ihren Broten, welche ungewöhnlich lange vorhielten. Einst versteckte sich ein Neugieriger unter einen großen Trog, konnte sich aber nicht ruhig verhalten, so daß das Gefäß in schaukelnde Bewegung gerieth. Da rief ein kleines Weiblein, das gerade den Teig knetete: „Männeken, kann Wänneken gehn?" „Nein"! rief der kleine Mann, und husch waren beide verschwunden. Seit der Zeit erscheinen sie seltener und als an verschiedenen Orten über ihren Wohnungen Pferdeställe angelegt wurden, sind sie über die Werra*) davon gezogen. Zwei Tage lang dauerte ihr Auszug und der Schiffer hatte schwer überzusetzen.

102. Sagen von Mülheim an der Ruhr.

Einer der schönsten Flüsse, welche in den Rhein münden, ist die Ruhr. Noch bei ihrem Austritte aus dem Gebirge, nicht eben weit von ihrer Mündung, pflanzt sie als Grenzwächter in dunklem Gehölz bei Kettwig und Mülheim mehr oder weniger alte Burgen auf. Aus rother westfälischer Erde am Abhange des Astenberges entsprungen, sondert sie den Haarstrang und die Berge des Ardei im Norden und das Sauerländische Gebirge im Süden. Ihr Thal ist eng bis Neheim, wo die erweiterten Wiesenthäler das prachtvolle Rindvieh des Ruhrthales üppig nähren. Kraftvoll schreitet der Stier des Ruhrthales vor dem Pfluge daher und die Kuh gibt würzige Milch und den kleinen kräuterreichen Neheimer Käse.

Der Duisburger Busch zieht sich aus der Nähe von Duisburg bis in nicht mehr allzuweite Entfernung von Mülheim. Von der Landstraße aus blickt der Wandersmann verwundert auf die breiten, tiefen, grünenden Waldwege, welche jene rechtwinklig schneiden und

*) Ein Nebenflüßchen der Weser bei Rehme.

aus denen noch in neuester Zeit oft Räuber und fremde oder verstellte Männer auf den heimkehrenden Mülheimer zugetreten sein sollen. Aber bekannt ist, daß ein Ueberrest der wilden germanischen Pferde sich nirgends so lange als im Duisburger Busche, im Winkel zwischen Rhein und Ruhr, erhalten hat. Erst als die Franzosen im Anzuge waren, ließ der König Friedrich Wilhelm III. die letzten zusammentreiben und verkaufen.

Da, wo jetzt der Duisburger Busch aufhört, zieht sich bis nach Mülheim eine Anzahl einzeln gelegener Gehöfte, Speldorf genannt. Hier in der Nähe des Duisburger Waldes saß einst ein muthiger Mann, der Wirt Schnüran, des Nachts um zwölf Uhr an seinem Braukessel. Da sprangen nach und nach über die Thür dreizehn schwarze Katzen, Thiere, so feist und rund wie die Bären. Sie schnüffelten um den Kessel, setzten sich um den Topf und schnurrten. Endlich ergriff Schnüran den großen Schöpflöffel mit glühend heißem Biere und goß dies den Thieren rasch über die Bälge. Himmel Dutzend, wie rissen sie da aus durch Hecken und Sträuche! Sie eilten dort nach ihren Wohnungen; am anderen Morgen erfuhr Schnüran, daß dreizehn alte Weiber aus seiner Nachbarschaft krank seien. Das waren die dreizehn Katzen gewesen und jede hatte von Schnüran's heißem Bier zu kosten bekommen, an dem die eine sich den Mund und die andere den Rücken verbrannt hatte.

Wie diese Frauen als Hexen erkannt sind, so wurde auch einst bei Broich am Berge eine Hexe in die Ruhr geworfen. Weil sie nämlich ihr Bündniß mit dem Teufel nicht bekennen wollte, so wurde die Hexenprobe mit ihr angestellt. Da, wo im Angesichte von Schloß Broich, oberhalb der Schlacht oder des Wasserwehrs, das goldgrüne Ruhrwasser im breiten behaglichen Bette um das gartengleiche Mülheim seine reizenden Windungen macht, sollte sie in den Fluß geworfen werden. Schwamm sie oben, so war sie eine Hexe. Da sagte ihr der Teufel am Ufer: „Ich werde Dir helfen. Hier, nimm diese schwere eiserne Stange in die Hand; Du fühlst wohl gleich, daß ohne Teufels-

kraft ihre Wucht gar Niemand heben kann. Sicherlich zieht sie Dich nieder auf den Grund der Ruhr. Dann wirst Du vom Grunde heraufgezogen und für ein ehrlich Weib erklärt." Die Hexe nahm, was ihr der Teufel gab. So wurde sie in die Ruhr geworfen, schwamm aber oben wie ein Stöpsel. Nun wurde sie als eine überführte Hexe an's Ufer gezerrt. Da sah sie endlich, daß sie keine Stange, sondern eine Nähnadel in der Hand hatte. Der Teufel hatte sie betrogen und ihr die Augen geblendet.

Am krummen Weidenbaume auf Birkhofs Weide bei Mülheim ging einst in der Frühe des Ostermorgens ein Mädchen, im Alter von siebenzehn bis zwanzig Jahren, vorbei. Da lag ein Schatz zu Tage, davon füllte sie ihre Schürze und ging weiter. Aber leider war sie nicht mehr schuldlos, wie die Welt von ihr glaubte. Darum dünkte ihr die Schürze bald so naß und so kalt, als sie aus der Weide war, und sie hatte wirklich statt des Goldes nur noch Kröten und Schnecken darin. Eine tugendhafte Jungfrau wird aber einst in der Osterfrühe den Schatz am krummen Weidenbaume noch heben.

103. Ludger's Begräbniß in Werden.

Als der heilige Ludger zu Münster starb, wurde sein Sarg auf einen mit Stieren bespannten Wagen gesetzt. Diese sollten seinen Begräbnißort anzeigen. So hatten es die Boten der Stämme beschlossen, welche er zum Christenthume bekehrt. Zu der Zeit aber fingen in dem Klosterorte Werden, wo er das Kirchlein gegründet hatte, die Glocken von selbst zu läuten an. Der Wagen mit den Stieren bewegte sich, unter den frommen Gesängen der Boten, nach der Ruhr zu. Als der Sarg an die Ruhr kam, löste sich auf dem jenseitigen Ufer von selbst das zum Uebersetzen bestimmte Schiff ab. Ohne Führer kam es heran. Bald befand sich der Wagen mit den Stieren und den

Boten von Werden auf dem Schiffe. Das Schiff setzte dann wieder ohne Führer über den Strom. Vor der Landung drehte es sich dreimal wunderbar auf den Wellen. Dann fuhr der Wagen noch bis nach Werden im Ruhrthale fort. Am Gotteshause hielt er an und dort wurde der Sarg beigesetzt.

Noch 1858 befand sich fast keine Familie in ganz Werden, welche nicht einem ihrer Söhne den Namen Ludger gab. Am eifrigsten aber wird der Heilige an seinem Namenstage und an seinem Kirchenfeste verehrt. Das Kirchenfest des Heiligen fällt in den Sommer, wenn die Welt in ihrem schönsten Glanze liegt. Außer den kleinen Kindern und den Greisen nimmt beinahe Alles an dem Kirchenfeste Theil, was stundenweit in der Umgegend wohnt. Besonders glänzend ist alsdann die Procession, welche im Kreise um die Stadt einen feierlichen Umzug durch die blühenden Felder hält. Es ist ein prächtiger Anblick. Die bunten und ernsten Kleider des Landvolkes stechen so schön gegen die grüne Umgebung ab. Die Fahnen erheben sich flatternd über dem gedehnten Zuge. Die vergoldeten und versilberten Heiligenbilder glänzen im Sonnenlichte weit in's Land, die weißgekleideten Jungfrauen mit den grünen Kränzen im Haar sehen aus wie himmlische Gestalten, vor allem aber macht der Priester mit dem Allerheiligsten, der mitten in einer Schaar von anderen Geistlichen geht, einen ehrwürdigen Eindruck. Der Thronhimmel ragt purpurn über seinem Haupte, die reich verbrämten Gewänder hängen so schwer und mächtig herab, die Chorknaben mit den rothen Kragen und weißen Röcken schreiten voran und schwingen die Weihrauchfässer, deren Wolken hoch in die Luft gehen. Dabei klingen die frommen Hymnen. Alles ist voll Andacht und voll Freude.

104. Der Schwanenritter.

Die Jungfer Beatricia, Herrn Diederichs von Cleve Tochter, saß nach ihres Vaters Tode in großer Noth zu Nimwegen auf der Burg und sah aus dem Fenster auf den Strom; da sah sie auf dem Strome herkommen einen Schwan, der war weiß, und hatte eine güldene Kette um den Hals, daran hing ein kleines Schiff, und in dem Schiffe saß ein schöner Jüngling, der hatte in der Hand ein güldenes Schwert und ein Jagdhorn und vor sich hängen ein Schild, darin stunden acht güldene Scepter, mitten ein Stein von Zinnober, wie noch das Wappen von Cleve ist, und fuhr dicht an die Mauer der Burg Nimwegen heran, und begehrte die Jungfrau von Cleve zu sprechen. Die Jungfrau lief schnell an das Ufer und empfing den Ritter gar gütig, denn das Alles war ihr schon im Wachen und im Traume vorgekommen. Sie kamen mit einander in den Stand der heiligen Ehe. Der Jüngling der hieß Helyas und sagte der Jungfrau zuvor sein Gebrechen und verpflichtete sie, daß sie ihn bei ihrem Leben nicht fragen dürfe, wo er hergekommen sei. Wenn sie es doch thäte, so müßte er von ihr weichen. Sie gelobte das wohl an. Es meinen aber die Historienschreiber, dieser Jüngling Helyas sei gekommen aus dem Berge, da Venus in dem Grabe ist. So waren sie zusammen und hatten drei Söhne: Diederich, der war ein Graf nach ihm, der andere hieß Gottfried, der war ein Graf zu Leyon, der dritte hieß Conrad, der kam zu dem Bischof zu Menthe. Und der Kaiser Theodosius der machte aus diesem Helyas einen Grafen, auf daß Cleve eine Grafschaft sein sollte. So war dieser Helyas der erste Graf und regierte 21 Jahre. Da war er einst bei seiner Fürstin Beatricia und sie fragte ihn unvorsichtig und sprach gerade zu: „Lieber Herr, warum dürfen Eure Kinder nicht wissen, wo Ihr hergekommen seid und welcher Geburt Ihr seid?“ Sobald sie diese Worte sagte, verschwand er von ihrer Seite und sie wußte nicht, wo

er blieb. Da ging es ihr so, wie er gesagt hatte und sie starb vor Gram. Ihr Sohn Diederich regierte danach vierzig Jahre und hatte einen Sohn, der regierte nach des Vaters Tode sieben und zwanzig Jahre und half den Christenglauben unter den Sachsen verbreiten.

Diese Begebenheit wird auch also erzählt: Es ist im Stift Cöln ein weit berühmt und herrlich Schloß oder Palast über den Rhein gebauet, Juvamen genannt, daselbst sind vor etlichen Zeiten viel Fürsten und Herren zusammen kommen und bei einander gewesen, da ist unversehens ein Schifflein daselbst gekommen, welches ein Schwan mit einer silbernen Ketten, damit es ihm an den Hals gehänget war, gezogen. Aus demselbigen Schifflein ist ein fremder Kriegsmann, den Niemand gekennt hat, gesprungen, und hat der Schwan das Schiff wieder zurück geführt. Hernachmals hat dieser Kriegsmann ein Weib genommen, die Kinder bekommt. Endlich aber, als er lange auf demselbigen Palast und Schlosse gewohnet, und einsmals den Schwan eben mit demselbigen Schifflein und silbernen Ketten wiederum dahin kommen siehet, ist er alsbald wieder in das Schifflein gesprungen und ist ferner nicht mehr gesehen worden. Aus dieser Geschicht, so in dem Schlosse zu Cleve (da denn ein sehr hoher Turm ist, der Schwanen-Turm genennet, auf dessen Spitzen ein Schwan stehet), in gar alten Teppichten gewirkt ist, leiteten etliche der Herzöge von Cleve Stamm und Abkunft ab.

105. Die schöne Frau von Bärthenau an der Wied.

Von Bärthenau an der Wied in der Bürgermeisterei Neustadt ging eines Sonntags ein Mann nach Kathrinen zur Kirche. Da schwebte plötzlich eine wunderbare Frauengestalt an ihm vorbei, angethan mit glänzenden Kleidern, ihr Antlitz in einen Schleier gehüllt. Ihre Füße berührten den Boden nicht; sie schwebte über der Erde

und sang so süße, wundervolle Melodeien, daß der Mann wie versteinert stehen blieb und lauschte, und sich nicht eher vom Platze rühren konnte, bis die Zaubergestalt seinen Blicken entschwunden war.

Die schöne Frau zeigte sich häufig, meistens und am liebsten in der Gegend von Bärthenau und dem Bärthenauer Hügel, und viele Leute behaupten, die schöne Frau einmal gesehen zu haben.

---

106. Die Gründung des Klosters Steinfeld in der Eifel.

Im Regierungsbezirke Aachen, im Kreise Schleiden, entspringt bei Nettersheim das Flüßchen Urft. An seinem linken Ufer erheben sich die Gebäude des ehemaligen Klosters Steinfeld.

Um das Jahr 950 lebte Siegbod oder Sibodo, ein mächtiger und vielbegüterter Gaugraf des Ahrgaues und der Stammvater der Grafen von Are, Hochstaven und Ruenar. Er wurde auch der Stifter des Klosters. Dies geschah aber also:

Sibodo war ein frommer Jüngling und an häufiges Beten gewöhnt. Als er es einst beim Geräusche der Waffen unterließ, fand sich der Teufel unter dem Namen Fariant oder Schariant ein und bot ihm seine Dienste an. Fariant war ein schöner junger Ritter, der Sibodo große Dienste leistete.

Als aber Sibodo über diese Verbindung Reue zu empfinden anfing, forderte er ihn auf, ihm bei einem Baue im Walde Steinfeld behülflich zu sein. Sibodo gab vor, daß er ein Jagdschloß baue. Da der Satan erfuhr, daß er bei der Erbauung eines Klosters geholfen hatte, schleuderte er aus Aerger über die Täuschung einen Stein fort. Dieser Stein war unter dem Namen Duyvenstein (Teufelstein) bekannt.

Als der Bau vollendet war, weihte ihn der Erzbischof Wiegfried von Köln zum Jungfrauenkloster ein. Sibodo begabte die Stiftung mit Marmagen bis zum Kaiserstrauch und mit der Gerichtsbarkeit.

Von Carden erhielt Sibodo die Reliquien des heiligen Märtyrers Potentinus und überwies dieselben seinem Kloster. Dem Heiligen widmete er Weingüter in Ellenz und schenkte dem Stifte zu Carden ein Haus mit Gütern. Bald darauf erhielt das Jungfrauenkloster auch die Güter zu Wehr, Nettersheim und Willerscheid. Aber noch war Fariant bei Sibodo. Endlich entließ er den Diener auf das Andringen der Geistlichen, Freunde und Verwandten.

Später lag der Graf krank in der Burg zu Ellenz. Da fluchte er im Schmerze und erwähnte des Teufels. Sogleich erschien derselbe ihm noch einmal. Durch Gebete vertrieb ihn der Graf wieder. Fromm und gottergeben starb Sibodo in hohem Alter. Er wurde zu Steinfeld begraben.

---

107. Das Maar.

Der Flecken Daun liegt inmitten des sagenvollen, romantischen Eifellandes, nicht weit davon erhebt sich der Mäuseberg, er gewährt eine herrliche Aussicht. Zu Füßen liegt das gemündener Maar. Steile, wohlbebaute Bergwände umschließen dieses tiefgrüne Wasser.

Dort, wo sich das unergründliche Wasser wiegt, stand einst die Burg der Grafen von Aare. Gäste kamen und gingen und fröhliches Leben herrschte einst in dieser Einsamkeit, denn Hildegard, welche der Graf Theoderich von einer Heidenfahrt als Gattin heimgeführt hatte, hielt ein stattliches Haus.

Hildegard war, wenn auch getauft, im Herzen eine Heidin geblieben; ihr mehr als fürstlicher Haushalt verschlang unglaubliche Summen. Die Bedrückungen und Uebergriffe waren daher immer größer geworden, Frevel war auf Frevel gefolgt. Der Graf, der beständig im Felde lag, hatte das entweder nicht erfahren oder ge-

flissentlich unbeachtet gelassen. So war das Elend im Lande fast unerträglich geworden, während das Schloß schwelgte in der üppigsten Lust. Wieder bereitete sich Theoderich für eine Heidenfahrt, eben musterte er seine Mannen nicht weit vom Schlosse, als sein Diener Winrich, vor sich des Grafen Kind haltend, auf schaumbedecktem Pferde herbeijagte. „Dort," hub er an, „wo Euer Schloß noch eben stand, liegt jetzt ein schauervoller See. Euer Haus, mit Allem, was darinnen lebt, ist in demselben versunken. Euer Kind fand ich schlafend am Strande. Der Fluch eines Pilgers, der, um Gastfreundschaft bittend, von der Gräfin verhöhnt und mißhandelt worden ist, hat Feuer und Wasser heraufbeschworen." Theoderich erkannte in dem ergangenen Gerichte die Mahnung Gottes, entsagte der Welt und beschloß sein Leben in der Abtei Steinfelden. Das Kirchlein am See ist auf sein Geheiß erbaut worden, damit darin für sein und seiner Gemahlin Seelenheil gebetet werde. Der Graf, unausgesetzt bemüht, die Vergangenheit zu sühnen, ist dem Lande ein großer Wohlthäter geworden. Das so wunderbar errettete Kind hat das Geschlecht der Aare fortgepflanzt. Die Gräfin lebt, auf Erlösung hoffend, in jenem Schlunde fort; wer sich in heiligen Nächten hinauswagt auf den See, dem öffnen sich die Wasser.

---

108. Die Wiesbaumer und der Maulwurf.

Zu Wiesbaum an der mittleren Eifel hatten einst die Maulwürfe auf den Gemeindewiesen großen Schaden angerichtet und der Gemeinderath setzte für denjenigen eine gute Belohnung aus, der einen lebendigen Maulwurf einliefern würde. Nach einigen Tagen brachte man einen solchen und nun wurde Gericht gehalten über den armen Sünder. Das Urtheil lautete dahin, daß der Uebelthäter zum

abschreckenden Exempel für die übrigen Maulwürfe lebendig begraben werden solle. Und so geschah dem Maulwurfe vor der versammelten Gemeinde der Wiesbaumer.

109. Luxemburg.

Einst verirrte sich Siegfried, Herr zu Körich und Sohn des Ardennen-Grafen Ricuin, auf der Jagd in das wilde Thal der Alzette, wo er eine Jungfrau traf, schöner, als er sie je gesehen. Diese Jungfrau war Melusina, die Wasserfrau der Alzette. Siegfried entbrannte in Liebe zu ihr und um ihr näher sein zu können, beschloß er das Gebiet, auf welchem sie weilte, zu erwerben. Er tauschte daher am 17. April des Jahres 963 das unfruchtbare Gebiet von Luxemburg von der Abtei St. Maximin in Trier gegen seine reiche Besitzung Feulen bei Ettelbrück ein mit der Absicht, auf dem von drei Seiten von der Alzette bespülten, ganz isolirten Bockfelsen ein Schloß zu bauen.

Da er aber kein Geld hatte, wandte er sich an den Teufel, dem er seine Seele nach dreißig Jahren zu überlassen sich anheischig machte unter der Bedingung, daß dieser ihm auf dem Bockfelsen eine Burg erbaue, und diese Burg mit seiner bisherigen Residenz Körich — einem neunzehn Kilometer von Luxemburg entfernten Dorfe, dessen Einwohnern Siegfried das Luxemburger Bürgerrecht verlieh — durch eine bequeme Straße verbinde. Der Teufel erfüllte seine Versprechungen so gewissenhaft, daß er Burg und Straße in einer Nacht zu Stande brachte.

Um die Burg reiheten sich bald weitere Häuser und so ward Siegfried der Gründer der heutigen, auf steilen, fast unzugänglichen Felsen-Böschungen so prachtvoll gelegenen Stadt Luxemburg.

Siegfried heiratete hierauf die schöne Melusina, der er versprach, nie nach ihrer Herkunft zu forschen und sie jeden Sonnabend allein

zu lassen. Als Wasserfrau der Alzette war Melusina die Annahme der menschlichen Gestalt zwar gestattet, aber nur unter der Bedingung, daß sie an einem Tage der Woche ihre natürliche Gestalt beibehalte.

Fünfundzwanzig Jahre lang, während welcher Zeit Siegfried mit seiner Gemahlin in einer höchst glücklichen Ehe lebte, hielt er sein Versprechen, bis er endlich durch seine Neugierde sich verleiten ließ, seine Gemahlin an einem Sonnabende in ihrem Zimmer zu belauschen, wo er sie in einem Wasserbecken badend fand und entdeckte, daß ihr Leib in einem ungeheuren Fischschwanze endete.

Luxemburg.

Bei dieser Entdeckung stieß Siegfried einen Schreckensschrei aus, und augenblicklich war seine noch immer heißgeliebte Gemahlin in dem Felsen des Bockes, der plötzlich zu ihren Füßen sich öffnete, verschwunden.

Alle sieben Jahre indessen erscheint sie, auf Erlösung harrend, auf dem Bockfelsen, da, wo ehemals das von Siegfried erbaute, 1541 auf Befehl Karl V. niedergerissene Schloß — die Wiege des Luxemburger

Fürstenhauses — stand. Wer ihr dann den goldenen Schlüssel zu ihrer geheimen Felsengrotte zu entwinden vermag, erhält, neben ihrer Hand, die Herrschaft über das reiche Gebiet der Alzette.

Nach einer anderen Sage erscheint sie nicht in menschlicher Gestalt, sondern in Form einer ungeheuren Schlange, und derjenige, welcher sie erlösen will, muß ihr den goldenen Schlüssel mit den Zähnen aus dem Rachen nehmen. — Auch sah man sie an einem Hemde nähen, zu welchem der Bockfelsen — auf dem kein Grashalm wächst — den Flachs geliefert. Alle sieben Jahre macht sie einen Stich; wenn das Hemd fertig ist, so wird der Bockfelsen und die Stadt Luxemburg untergehen, sie aber ist erlöst.

Eines Nachts erschien sie einer Schildwache auf dem Bocke, weiß gekleidet, im ganzen Glanze ihrer Schönheit, und forderte den Soldaten auf, zu ihrer Erlösung sechs Sonntage hintereinander die Frühmesse zu hören. Der Soldat versprach's, fünf Sonntage hielt er sein Versprechen gewissenhaft, am sechsten versäumte er die Frühmesse, und an demselben Tage war er todt.

Siegfried führte nach dem Verluste seiner geliebten Melusina ein einsames und trauriges Leben, bis ihn endlich nach Ablauf seines dreißigjährigen Pactes der Teufel inmitten eines auf seinem Schlosse veranstalteten Festes ergriff und lebendig durch die Lüfte führte.

---

110. Der Ilbersheimer Hof bei Essenheim in Rheinhessen.

An der Salz, einem Bache, der in den Rhein fließt, lag der Ilbersheimer Hof. Er gehörte zuletzt zwei ledigen adeligen Fräulein, denen ihrer Heiligkeit wegen vom Himmel vergönnt war, ihre Wäsche auf freier Luft trocknen zu können. Bevor die letzte von den beiden Jungfrauen starb, machte sie ein Testament, darin sie ihr Gut einem der benachbarten Orte bestimmte, ohne einen davon genauer zu bezeich-

nen. Ein Gottesurtheil sollte für den Ort entscheiden. Daher bestimmte sie, ein Paar Ochsen sollten vor einem Wagen, auf dem der Sarg mit ihrem Leichname stehe, gespannt und auf dem Wege, der zu einem Kreuzwege führte, geleitet werden. Von da an aber sollten die Ochsen ohne Leitung bleiben. Welchen Weg sie nun einschlagen würden, dahinaus sollte das Gut zum Eigenthum werden. Von den drei Wegen aber führte der eine nach Essenheim, der andere nach Ober-Olm, der dritte nach Nieder-Olm. Diese drei Gemeinden sollten bei diesem Leichenzuge mit allen Glocken läuten. Es geschah, wie es die Jungfrau angeordnet hatte. Als die Ochsen an den Kreuzweg kamen, lenkten sie nach Essenheim zu und somit fiel das Gut an die Essenheimer Gemeinde.

---

111. Der Jungfernsprung bei Dahn in Rheinbaiern.

In Rheinbaiern, unweit der französischen Grenze, ist in dem unter dem Namen Felsenmeer bekannten Theile der Vogesen das Städtchen Dahn belegen. In wilder Zerklüftung steigen neben und hinter einander die Felsstücke auf; von dem einen zum andern trägt kein betretener Pfad den Fuß des Wanderers. Steiler und wilder aber als alle andern steigt der höchste Theil des Felsenmeers aus der rings ihn umgebenden Wiese auf. An seinem Fuße auf der Wiese ist ein stiller Weiher belegen und auf seiner Höhe ist ein einfaches Kreuz angebracht.

Eine fromme Tochter dieses Thales, deren Geliebter in die Ferne gezogen war, soll einst einen Felsen erstiegen haben, um nach ihm auszuschauen. Da ihre Blicke vergebens die Weite durchdrangen, kniete sie nieder und erflehte des theueren Mannes Wiederkehr. Ein Jäger, rohen Lüsten ergeben, bemerkte sie und ward durch ihre liebliche Gestalt gelockt. Er nahte ihr mit unehrerbietigem Verlangen.

Ihre Worte hielten ihn nicht zurück, er wollte Hand an sie legen. Da erhob sie sich und sprang, der Gefahr nicht achtend, zum nächsten Fels und als der Jäger ihr folgte, von Fels zu Fels. Bei dem letzten angelangt, warf sie erst einen verzweifelten Blick auf ihren Verfolger, einen hoffenden zum Himmel und sprang vom Felsen in das mehrere hundert Fuß unter ihr belegene Thal. Siehe, ihre Kleider trugen sie sanft durch die Luft und sie gelangte unversehrt zur Ebene. An der Stelle aber, an der sie dieselbe berührt, entstand von dieser Berührung jener stille Weiher, dessen klares Wasser das Bild des jähen Felsen aufnimmt. Das Kreuz auf demselben ward zur Erinnerung der schönen That errichtet.

112. Muckensturm in Baden.

Ueber dem alten Rathhause des badischen Dorfes Muckensturm an der Murg sollen früher die Worte gestanden haben:

Die Väter bedrängte gräulicher Krieg,
Die Mucken halfen ihnen zum Sieg!

Muckensturm war einst eine alte Reichsveste und Rohburg geheißen. Einst wußten dort die Reichstruppen sich nicht gegen die Franzosen zu helfen, welche die Stadt belagerten, denn die erbetene Hilfe blieb aus. Da meldete sich ein schlichter Bürger aus der Stadt bei dem Kommandanten und sprach: Erlaubet, daß ich neue Schanzkörbe auf die Stadtmauer stelle für den Fall, wenn der Feind einen Angriff macht. Die Schanzkörbe waren aber Bienenkörbe und als nun in der Nacht wirklich der Sturm begann, wurden diese mitten unter den Feind geschleudert. Da erschraken die Franzosen über das Brummen und über den Sturm, der ihnen entgegenkam und weil auf jedem Schritt und Tritt sie der Feind verfolgte, warfen sie die Waffen hin

und liefen davon. Daher soll der Spruch über dem Rathhause des Dorfes und auch dessen neuer Name entstanden sein, denn die Bienen sollen in dieser Gegend Mucken heißen.

113. Bocksberg in Baden.

Bocksberg ist ein badisches Städtlein, gehörte ehedem zur Pfalz und die Bergveste über dem Orte hieß früher Wüstenberg. Zur Zeit, da gräfliche Vasallen dort wohnten, ward einst die Veste belagert. Die Bürger standen auf der Stadtmauer, allein die Feinde siegten. Als nun der Feind in die Stadt stürmte, kroch ein Schneiderlein, das auch auf der Mauer gestanden hatte, in den Burgstall von Wüstenberg; da war zuvor eine Ziege geschlachtet worden, deren frisches Fell nahm es um, meckerte und meinte, also sicher zu sein. Allein der Feind war nicht so grausam, daß er lauter Menschenblut sehen wollte und weil die Soldaten hungrig geworden waren, fielen sie sogleich über die meckernde Ziege her, sie zu braten. Da meckerte aber die Ziege listige Worte und sogleich bezähmten die Soldaten ihre Gier und ließen ab von der Ziege.

In Norddeutschland wird auch erzählt, daß einst eine Veste belagert und ganz ausgehungert gewesen sei. Da habe ein Schneider sich in einen Ziegenbock verkleidet, sei auf der Stadtmauer herumgesprungen und habe ganz fröhlich gemeckert. Da habe der Feind gesprochen: „sie haben noch große Vorräthe, die Ziegenböcke springen ja auf der Stadtmauer umher!“ Damit sei der Gegner abgezogen.

114. Der Schwede und die Müllerstochter im Schwarzwald.

Im Schwedenkriege ängstigte ein Schwede die Müllerstochter, die allein in einer einsamen Mühle auf dem Schwarzwalde zu Hause war. Da ist sie auf den Fruchtboden entlaufen und hat die Leiter nachgezogen, und da hat der Schwed' die Mühle gestellt und ist am Rad 'naufgestiegen. Wie er droben, ist das Wasserweible kommen, hat die Mühle in Gang gebracht und patsch! ist mein Schwed' unten gelegen und ersoffen.

---

115. Die Prophezeiung der Jungfrau.

Einem Fuhrmanne begegnete in der Lenzzeit eine schöne Jungfrau und lud ihn, als sie eine Weile mit einander gegangen, ein, mit ihr in ein an der Straße gelegenes Wirtshaus zu gehen. Dort holte sie, statt etwas zu bestellen, einen goldenen Becher hervor, in welchem, nachdem er zuvor leer gewesen, plötzlich der herrlichste süße Most geschäumt, dann aber einen Korb voll Aehren, die sich rasch in das prächtigste Brot verwandelten. Das bedeutete ein gesegnetes Jahr.

---

116. Der Wanderer auf dem Laacher-See im Regierungsbezirk Coblenz.

An einem strengen Wintertage schritt einmal ein Fremder über die Höhen, welche den Laacher-See umgeben, um in der gastfreien Abtei Stärkung und ein Ruhelager zu finden. Vor dem Kloster breitete sich eine ansehnliche, mit Schnee und Eis bedeckte Fläche, über die

der Wanderer in der Meinung, er habe festen Boden unter sich, rüstig einherschritt. In der Abtei angelangt, pries er die Mönche wegen ihrer weiten, herrlichen Wiese; da vernahm er, daß er über den gefrorenen See gegangen sei und baute zum Danke für die glücklich überstandene Gefahr in Laach eine Kapelle, von welcher sich noch ein Thurm mit Rundbogen erhalten hat.

117. Das Lindelborner Schloß.

In den Vogesen, eine Stunde Wegs von Leiningen entfernt, starren auf der Höhe der schroffsten Felszacken die spärlichen Ueberreste eines furchtbar zerstörten Schlosses, der Burg Lindelborn, in das frisch belebte Land hinein.

Dieses Schloß soll in alter Zeit eine sieben Jahre lange Belagerung ausgedauert haben, bis endlich Noth und Hunger in ihm auf's äußerste gestiegen waren. Ein Ziegenbock war das letzte Stück Vieh. Es konnte für die Besatzung nicht von Belang sein, ihn zu schlachten und man beschloß, mit Hilfe seiner, den Feind mit einer Kriegslist zu täuschen. Der Bock wurde geschlachtet, und als der Feind zum Angriffe nahte, in der Meinung das Schloß ganz ausgehungert zu haben, goß man tropfenweise das Blut des geschlachteten Thieres die Schloßmauer entlang. Die Belagerer wähnten, es sei Wein, der, sie zu verhöhnen, verschüttet würde, und wollten ihren Anführer zum Rückzuge zwingen. Dieser aber that sich in Bettlerkleidung und bat flehend vor dem Schlosse, seinen Hunger zu stillen; durch seine Verstellung und geschickt gesetzte Worte erfuhr er die mit der Ziege angewendete List. Nun ermunterte er die Seinigen zu einem letzten Angriffe und vernichtete das Schloß in furchtbarer Weise.

Jahrhunderte lag es, eine leblose Ruine, unbewohnt, nur von Reisenden besucht. Zu Anfange der fünfziger Jahre dieses Jahr-

hunderts feierte das Landvolk der Umgegend hier seine Pfingstfeste. Das Schloß war laut belebt wie ehemals — aber auf einen Tag nur. Unter den Zechenden entspann sich einst ein Streit und ein Bauer ermordete mit allzuschnellem Messerstiche seinen Nachbar. Fernere Feste hier abzuhalten ward untersagt.

118. Rothmäntele auf dem Spitzberge bei Tübingen.

Auf dem Spitzberge bei Tübingen hauste vor Alters ein Zwerg in den Kellern und Verließen der Oedenburg. Man hieß ihn unter dem Volke nur „das Rothmäntele" von seinem rothen Mäntelchen, in welchem er sich den Leuten zeigte. Rothmäntele kam oft, ja fast alle Tage herunter an den Neckar, der unten vorbeiläuft, um sich zu baden, ging allemal zur nämlichen Stunde um Mittag herunter und wieder hinauf auf demselben Wege in derselben Furche eines Weinbergs. Hirschauer, wenn sie in ihren Wiesen oder Weinbergen arbeiteten, sahen Rothmäntelchen sehr oft. Manchmal konnte man es sehen, auf dem Fahrwege den Leuten, die in den Halden herum schafften, zuschauen, bei seinem Anblick versteckten sie sich aber allemal. In Tübingen lebte ein Mann, der kam öfters auf den Spitzberg vor Sonnenaufgang. Rothmäntelchen erschien ihm dann aus einem Loch heraufsteigend und unterhielt sich einigemal mit ihm wegen eines Schatzes, den es ihm unter gewissen Bedingungen zu zeigen versprach. Der Schatz liege mitten im Felde der Tübinger Markung und sei schwerer als der Osterberg, sagte es. Der Mann solle das Geheimniß des Schatzes niemand verrathen. Habe er aber den Schatz gehoben, so dürfe er ihn nicht in der Heimat genießen, sondern er solle in apfelgrünem Gefährt, gezogen von apfelgrünen Pferden gen Wien fahren und ihn dort verbrauchen.

119. Der Blautopf beim Kloster Blaubeuren.

Der Blautopf ist der große runde Kessel eines wundersamen Quells bei einer jähen Felsenwand gleich hinter dem Kloster Blaubeuren. Gen Morgen sendet er ein Flüßchen aus, die Blau, welche der Donau zufällt. Dieser Teich ist einwärts wie ein tiefer Trichter, sein Wasser von Farbe ganz blau, sehr herrlich, mit Worten nicht wohl zu beschreiben; wenn man es aber schöpft, sieht es ganz hell in dem Gefäß.

Zu unterst auf dem Grunde saß ehemals eine Wasserfrau mit langen fliegenden Haaren. Ihr Leib war allenthalben wie eines schönen natürlichen Weibes, dies Eine ausgenommen, daß sie zwischen den Fingern und Zehen eine Schwimmhaut hatte, blühweiß und zarter als ein Blatt vom Mohn. Im Städtlein ist noch heutzutag ein alter Bau, vormals ein Frauenkloster, hernach zu einer großen Wirtschaft eingerichtet und hieß darum der Nonnenhof. Dort hing vor sechszig Jahren noch ein Bildniß von dem Wasserweib, trotz Rauch und Alter noch wohl kenntlich in den Farben. Da hatte sie die Hände kreuzweis auf die Brust gelegt, ihr Angesicht war weißlich, das Haupthaar schwarz, die Augen aber, welche sehr groß waren, blau. Beim Volk hieß sie die arge Lau im Topf. Gegen die Menschen erzeigte sie sich bald böse, bald gut. Zu Zeiten, wenn sie im Unmuthe den Gumpen übergehen ließ, kam Stadt und Kloster in Gefahr; dann brachten ihr die Bürger in einem feierlichen Aufzuge oft Geschenke, sie zu begütigen, als: Gold- und Silbergeschirr, Becher, Schaalen, kleine Messer und andere Dinge, dawider zwar, als einen heidnischen Gebrauch und Götzendienst, die Mönche redlich eiferten, bis derselbe auch endlich ganz abgestellt wurde.

Ein frecher Hirtenjunge belauschte sie einmal aus dem Gebüsch, wie sie mit halbem Leib aus dem Wasser kam, und rief: „Hei, Laubfrosch, gie's guat Wetter?" Geschwinder als ein Blitz und giftiger

als eine Otter fuhr sie da heraus, ergriff den Knaben am Kopf und riß ihn mit in's Wasser.

Im Jahre 1641 überschwemmte der Blautopf seine Umgebung gar sehr. Da wurde ein Bettag gehalten, eine Processíon zum Blautopf veranstaltet und wurden dem erzürnten Wesen, das darinnen wohnte, das man aber zu jener Zeit nicht für eine Wasserfrau hielt, zwei vergoldete Becher hineingeworfen, worauf das Toben nachgelassen.

---

120. Peter Winkler von Urspring im Ulmer Gebiete.

Am St. Martini des Jahres 1684 ging ein neunjähriger Junge, der keine Eltern mehr hatte und Peter Winkler hieß, von seinem Großvater, aus dem Dorfe Urspring im Ulmer Gebiet, nach dem Dorfe Ballendorf. Allhier ergötzte er sich bei seinen Blutsfreunden nach der Kinder Gewohnheit mit einem oder dem anderen Spiel; endlich begab er sich wieder zu seinem Großvater, verirrte sich aber etliche Stunden lang in einem großen, dicken Walde. Allda ward er eines Jägers gewahr, der einen Hirsch verfolgte, welcher mit einem aufrechtstehenden Horn vor ihm herlief. Alsdann schoß er und fällte das Wild mit erschrecklichem Gepraſſel, ergriff es bei den Vorderfüßen, schleppte es in den Busch und versteckte es in eine dicke Hecke. Es soll aber dies der wilde Jäger gewesen sein, der all solches Jagdwerk nur zum Schein verrichtet.

---

121. Die Jungfrau im Stifte Straßburg.

Eine Jungfrau im Stifte Straßburg hat einst an einem Sonntage ganz allein in ihres Vaters Hause gesessen. Da ist ein alt Weib aus der Stadt zu ihr gekommen, die unter vielen anderen leichtfertigen und üppigen Reden zuletzt bei ihr angehalten, sie sollte mit ihr in ihr Haus heimgehen, da dann viel schöne junge Gesellen und Bürgerssöhne, die einem jeden in der Stadt wohl bekannt wären, bei einander versammelt wären, und sie gar gern bei sich haben wollten. Das gute Mägdlein ließ sich durch diese betrügerischen Worte bereden und folgte der alten Bettel in ihr Haus. Als sie nun aber miteinander in's Haus kamen, sprach das alte Weib zu der Jungfrauen: „Wir wollen mit einander hinaufgehen in die Oberstuben, da dann die Jünglinge beisammen sein. Aber streichet ja das Kreuz nicht vor Euch." Allein, wie sie die Treppe hinaufstiegen, graute der Jungfrauen, darum strich sie ein Kreuz und sogleich waren die jungen Gesellen alle in einem Huy verschwunden.

---

122. Warnung vor ungerechter Herrschaft.

Albrecht, Freiherr von Zimbern, war bei seinem Landesherren, Friedrich Herzog in Schwaben, auferzogen, stand bei ihm in besonderen Gnaden und war ihm stets angenehm. Als er nun auch einst im Jahre 1134 nach Christi Geburt sich bei demselben einfand, stellte dieser Fürst in Begleitung seiner Grafen und Barone, deren gemeinlich eine ziemlich große Zahl sich an seinem Hofe aufzuhalten pflegte, einen Lustritt an zum Grafen Erchinger von Mogenheim im Zabergau. Dahin war der Herzog schon früher mehrmals geritten, weil der Graf ein Mann fröhlichen Gemüthes, ein Liebhaber der Jagd und auch sonst anderen ehrlichen Uebungen ergeben war.

Nun lief im Stromberge, einem großen und lustigen Walde nicht weit von jenem Schlosse, schon eine ziemliche Zeit her ein großer ansehnlicher Hirsch, den weder die Jäger, noch die Hofbedienten jemals hatten sahen können. Derselbe ließ sich bei dieser Anwesenheit des Herzogs wieder sehen zu Aller großer Freude, sonderlich des Grafen Erchinger. Darum begaben sie sich alle zusammen dorthin mit dem gewöhnlichen Jägerzeuge. Während des Tages kam der Graf von Zimbern von der Gesellschaft ab. Da wurde er auch des Hirsches ansichtig, welcher so groß und schön war, wie ihm keiner jemals vor Augen gekommen. Demselben setzte er lange durch den Wald nach, bis er ihn aus dem Gesichte verlor, ohne zu wissen, wo er geblieben war. Nun begegnete ihm ein Mann schrecklicher Gestalt, vor welchem der Baron Albrecht, ob er gleich sonst ein beherzter und großmüthiger Cavalier war, sich heftig entsetzte. Da er aber sich mit dem Zeichen des Kreuzes gegen ihn verwahren wollte, sagte jener zu ihm: „Fürchte Dich nicht. Ich bin von Gott gesandt, Dir etwas zu offenbaren. Folge mir nur nach. Ich will Dir Wunder weisen, dergleichen Dir noch niemals vor Augen gekommen sind."

Der Freiherr Albrecht von Zimbern folgte seinem Führer nach, bis sie aus dem Walde kamen. Da glaubte er schöne Wiesen und eine überaus lustige Gegend zu sehen; ingleichen ein Schloß, welches so herrlich prangte mit vielen Türmen und andern Zieraten, daß seine Augen dergleichen niemals geschaut. Indem sie sich diesem Schlosse naheten, kamen ihnen viele Leute gleichsam als Hofdiener entgegen; die redeten alle kein Wort, sondern nahmen nur von ihm sein Pferd. Sein Führer sagte, er solle sich ihr Stillschweigen nicht befremden lassen und auch nicht mit ihnen, sondern nur mit ihm reden und thun, was er ihm heißen würde.

So traten sie zum Schlosse hinein und sein Vorgänger führte ihn in einen großen schönen Saal, wo ein Fürst mit den Seinigen an der Tafel saß. Sie stunden vor dem Herrn Albrecht Alle auf, bewillkommten ihn mit ehrerbietiger Neigung ihrer Häupter und setzten sich her-

nach wieder, als ob sie miteinander speiseten, äßen und tränken. Herr Albrecht blieb stehen, hielt sein Schwert in der Hand und wollte dasselbe durchaus nicht von sich legen noch aus der Hand lassen, betrachtete aber unterdessen mit Verwunderung das wunderkünstliche silberne Tafelgeschirr, darinnen die Speisen auf und hernach wieder fortgetragen wurden sammt allem anderen Tafelsilber, wiewohl solches Alles mit Stillschweigen geschah. Der Herr und seine Hofleute aßen jedweder für sich selbst und bekümmerten sich nicht um den Freiherrn. Nachdem dieser alles lange genug angeschaut, erinnerte ihn der, welcher ihn hatte dahin geführt, er solle dem Herrn und dessen Ministern eine Reverenz machen und sich vor ihnen bücken, denn er wolle ihn nun wieder hinausführen. Da stellten ihm diejenigen, welche sein Pferd gehalten hatten, dasselbe wieder zu. Er gürtete sein Schwert um und ward von seinen Gefährten auf dem vorigen Wege wieder nach dem Stromberge hinbegleitet. Der Freiherr fragte seinen Begleiter, was das doch für ein Schloß und wer dessen Einwohner gewesen, die daselbst an der Tafel gesessen. Der Geist antwortete: „Der Herr, welchen Du gesehen, ist Deines Vaters Bruder gewesen, sonst ein gottesfürchtiger Mann, welcher vielmals gegen die Ungläubigen gefochten hat. Ich und die Anderen waren seine Bedienten und müssen nun unaussprechlich harte Pein leiden. Das Geld zum Kriegszuge wider die Ungläubigen nämlich wußte Deines Vaters Bruder nur durch ungerechten und harten Druck seiner Unterthanen zu erlangen. Wir Andern haben ihm dazu Rath und Anschläge gegeben und obgleich es nur dem Zuge gegen die Ungläubigen galt, werden wir Alle mit Deines Vaters Bruder gestraft, so lange es dem gerechten Gotte gefallen wird. Wenn aber Gott einen ehrbaren und frommen Mann, wie Deines Vaters Bruder in seinem Leben gewesen ist, so hart bestraft, indem er ihn als unheimlichen Geist fortleben läßt: wie wird er erst den strafen, der den sauren Schweiß der Unterthanen mit bösen Gesellen verprasset! Möchte doch jeder unvorsichtige Rehabeam sammt seinen Räthen unser Geschick wohl überlegen, damit sie nicht Scorpio-

nen über den Rücken ihrer Unterthanen, am meisten aber über ihre eigenen Rücken binden! Dieses ist Dir zur Warnung geoffenbart, damit Du Dein Leben bessern mögest. Siehe! da ist der Weg, der Dich wieder durch den Wald an jene Stelle führet, welche Du kennest. Doch kannst Du zuvor noch einmal zurückkehren, auf daß Du sieheſt, in was für Elend und Jammer sich die vorige Glückseligkeit verkehret habe."

Der Freiherr von Zimbern kehrete noch einmal nach dem Schlosse zurück, in welches ihn der Geist geführet hatte. Da war Alles mit einander zu Feuer, Pech und Schwefel geworden. Daneben hörete er ein jämmerliches Geschrei und Wehklagen. Da ritt er schnell zurück. Obgleich er aber noch jung an Jahren war, hatte ihm doch der große Schreck die Gestalt eines eisgrauen alten Mannes angebildet, indem sowohl sein Haar als sein Bart einen Schnee gewonnen hatte. Auf der Stelle, wo das Wunder geschehen war, bauete der Freiherr von Zimbern und Graf Erchinger von Mogenheim und seine Gemahlin ein Frauenkloster. Auch Graf Berchtold von Eberstein, welcher damals bei dem Herzog in Schwaben auferzogen wurde, bauete wegen dieses Vorfalles ein Frauenkloster, Frauen-Alb genannt.

123. Wünschen und Fluchen.

In Burgund hat sich im Jahre 1250 Folgendes begeben. Ein Sohn verspielte seiner Mutter Güter, darum wünschte sie ihm: „Gebe Gott, daß Du nicht wiederkommst, bis man Dich todt, zerstochen und zerhackt Deiner Mutter bringet." Auch ein Jüngling aus dem nächsten Dorfe war seinen Eltern oft durch Muthwillen lästig und schlug einst, da ihn sein Vater strafte, diesen mit der rechten Hand, und der erzürnte Vater wünschte ihm: „Gebe Gott, daß die Hand, damit Du

mich geschlagen, heute durch eine böse Waffe abgehackt werde und Du innerhalb drei Tagen an jenen lichten Galgen gehenkt werdest."

Es trug sich zu, daß diese zwei Jünglinge, nachdem ihnen ihre Eltern dies gewünschet hatten, einander auf dem Wege trafen und in's Wirtshaus luden. Während des Trunkes begannen sie zu zanken und einander zu schlagen, und jener, dem sein Vater Uebles gewünschet, stach den andern mit der Wehr. Und weil sie allein waren und er sich fürchtete, es würde ein Geschrei geben, wenn er lebendig bliebe, brachte er ihm viele Wunden bei und wollte ihn tödten. Da der Andere aber doch ein Geschrei anstimmte und der Mörder entlaufen wollte, hieb ihm einer von denen, die ihm nachliefen, die Hand ab, darin er das Wehr hielt und mit welcher er seinen Vater geschlagen. Darauf ward er noch gefangen, und innerhalb drei Tagen an den Galgen gehenket, welchen ihm sein Vater gewünschet. Der andere aber wurde auf einer Tragbahre todt in seiner Mutter Haus getragen, wie ihm seine Mutter gewünschet. Diese Geschichte hat die Mutter, als sie noch neu war, einem Geistlichen erzählet, und mit vielen Zähren von ihm eine Buße wegen dieses Fluches und Wunsches begehret.

---

124. Verschiedene Schweizersagen.

Es war vor alten Zeiten eine fette große Wiese auf dem Sanetsch zwischen dessen vier hohen Spitzen; sie gehörete einem geizigen alten Weibe, welches so reich war, daß man vom Berge bis in das Dorf die ganze Straße mit ihren Käsen hätte bedecken können. Dieses Weib traf ein anderes altes krankes Weib an, das einen Bissen Käse begehrete, aber die reiche geizige Frau antwortete, sie habe keinen Käse. Das arme Weib aber war ein Engel Gottes. Allsogleich erbebete das Gebirge; die vier Spitzen des Sanetsch fielen herab, die Wiese wurde

von Trümmern bedecket und heißt bis auf den heutigen Tag zur Warnung wider Härte der verlorene Berg.

Alte Eltern hatten einen ungehorsamen Sohn, der nicht wollte ihr Vieh weiden, sondern Gemsen jagen. Bald aber ging er irre in Eisthäler und Schneegründe: er glaubte sein Leben verloren. Da kam der Geist des Berges und sprach zu ihm: die Gemsen, die Du jagest, sind meine Herde; was verfolgest Du diese? Doch zeigte er ihm die Straße; der Jüngling aber ging nach Hause und weidete sein Vieh.

Im Gsteig hält ein verstorbener Pfarrer den Seelen seiner Gemeinde eine ewige Predigt: nur wenn auf den Klang der Glocken die Lebendigen ankommen, schwinden die Todten in ihre Gräber hinab, und wer ein Todtengebein auf die linke Achsel nimmt und rückwärts in die Kirche blickt, kann die Abgeschiedenen sehen.

125. Die Erbauung von Bern.

Im Jahre 1191 hatten die Uechtländischen Landesherren das Landvolk zum Aufruhr gegen ihren Fürsten, Herzog Berchthold von Zäringen den Fünften, verführt, also daß alles oberländische Uechtland zum Ungehorsam bewegt ward. So zog denn Herzog Berchthold mit seiner Macht hinauf und schlug mit ihnen am stillen Freitag, den 12. April 1191, und machte sie gehorsam. Wie er aber täglich das auffässige Wesen gespürt, beschloß er eine Stadt im Uechtlande zu bauen, und da er allenthalben sein Land mit Jagen oft durchwandelte, fragte er seinen Jägermeister, wo ihm am besten schiene, eine Stadt zu bauen, damit er das Land meistern könne. Der Jägermeister gab ihm zur Antwort, er wüßte keine bessere Gelegenheit, als bei seiner Veste Nideck den Wald, der „im Sack" heißt und an die Aar stößt, auszureuten und allda eine Stadt zu bauen. Dorthin auf eine Grenze an die Aar gestellt, werde die Stadt gar wohl zur Beschirmung zweier Lande dienen.

Auf diesen Rath ist der Herzog mit dem Jägermeister in einen Wald geritten und nahmen Jagdhunde mit, ob sie von ungefähr in dem Walde Wildpret anträfen. So fanden sie im Holze einen Bären, den hetzten sie und fingen ihn. Das hielt der Herzog für ein gutes Zeichen und gefiel ihm die Gelegenheit gar wohl, denn er fand die Hofstätte wehrlich und wohl gelegen, zumal weil der Hals und der Eingang schmaler als der Stadtplatz war und zu dreien Seiten auf einer Höhe lag. Also beschloß er die Stadt zu bauen und wegen des Fanges Bern zu nennen.

Alsbald ließ er den Wald, der eitel Eichen hatte, fällen und das Holz alles zum Baue der Stadt zimmern, und war der Zimmerleute Sprichwort:

Holz, laß dich hauen gern!
Die Stadt wird heißen Bern.

Das Berner Wappen ward schnell mit drei Strichen bereitet. Zwei sind roth, das Mittel gelb, darin steht unverblichen der Bär ganz schwarz gemalt, er ist schwärzer denn eine Kohle, aber roth sind ihm die Klauen, damit soll er Preis und Ehre erjagen. Denn Bern ward unter den Städten ein Haupt und eine Krone. Bern war ein Saal und ein Spiegel der Helden ohne Wanken. Männiglich soll diese Stadt loben und alles Deutschland sie preisen, die Jungen und die Alten.

126. Die Hexe von Lauterbrunnen im Canton Bern.

In Lauterbrunnen lebte vor vielen Jahren eine Frau, welche im Geruche der Hexerei stand. Besonders fiel es auf, daß sie nur eine einzige, noch dazu schlechte Kuh besaß, und doch täglich eine große Menge Niedel zu Butter schlug. Anfänglich meinte man, sie melke die Kühe ihrer Nachbarn durch einen in ihrem Stalle aufgehängten Arthelm,

wie dies die Hexen gewöhnlich zu thun pflegen; aber man sah sie nur selten dort, und so mußte sie denn ein anderes Mittel haben, um zum fremden Gut zu gelangen. Da unternahm es ein alter Schuhmacher, sie auszuforschen. Er begab sich zu ihr, da sie gerade wieder Niedel schlug, und ließ sich in ein Gespräch ein. Als sie bald darauf nach Verabredung durch eine Verbündete des Schuhmachers abgerufen wurde, schaute dieser in das von der Frau sorgfältig verdeckte Faß und erspähte darin ein wie ein Brief zusammengelegtes, ganz mit Niedel überzogenes Stück Papier. Schnell ergriff er es und steckte es, wie es war, in seine Hosentasche. Als nun die Hexe zurückkehrte und sogleich wieder Niedel schlug, strömte plötzlich eine große Masse desselben aus der Tasche des erschrockenen Schuhmachers heraus, der sogleich den Brief entsetzt von sich warf. Kaum gewahrte dies die Frau, so errieth sie auch den Zusammenhang, wurde vor Zorn puterroth im Gesicht und rief drohend: „Das sollt Ihr mir nicht vergebens gethan haben." Einige Zeit darauf wurde der Schuhmacher unversehens von einer Krankheit befallen. So rächte sich die Hexe von Lauterbrunnen.

Wie sehr man nach dieser Geschichte das Weib auch fürchtete, so unterrichtete man doch im Stillen ihren Mann von dem Vorfalle. Er wollte die Sache nicht glauben, da sein Mareili sich gut gegen ihn benahm und ihre Bosheit schön zu verstecken wußte; dennoch beschloß er nachzuforschen. So oft er des Abends bei ihr saß und mit ihr plauderte, sprach er fortwährend davon, daß es doch gut sei, wenn man zaubern könne, da man dann nicht Noth leiden müsse; fände er Jemand, der ihn unterrichten wollte, pflegte er zu sagen, so würde er das Anerbieten gewiß nicht zurückweisen. Endlich ließ sich die Frau durch diese List fangen und erklärte nach einigem Zögern, daß sie eine Hexe sei und ihn gern unterweisen wolle. Der Mann ging sogleich auf den Vorschlag ein. In der folgenden Nacht um zwölf Uhr führte ihn die Hexe auf den Hof, stellte ihn hinter sich auf den Düngerhaufen und empfahl ihm, daß er nur genau nachsagen solle, was sie vorbeten werde. Als der Mann dies versprochen, begann sie: „Hier

stehen wir auf unserm Mist." Der Mann sprach laut und vernehmlich nach, die Frau aber fuhr fort: „Und verleugnen unsern Herrn Jesum Christ!" Da rief der Mann jedoch: „Ich schlage nieder, was hinter und vor mir ist!" Und bei diesen Worten traf er die Hexe mit der Faust so heftig auf den Kopf, daß sie sogleich todt nieder fiel.

---

127. Spiez und Merligen am Thunersee in der Schweiz.

Im Weinlande, wo die Reben glühen, der Wein perlet, der Most schäumet, da mag es wilder und lustiger zugehen, da mögen die Stimmen lauter tönen, die Geigen verführerischer locken, aber schöner und größer ist's doch im Hirtenlande, wo die Berge so ehrenfest und ruhig stehen, so sauber Hirt und Herde zu Thale kommen, so schwer und süß die Milch in der Schüssel ruht, wo gleich wilden Gemsen die Jungen springen, ernst und fest wie Hünenbilder die Alten an langen Stöcken gehen, o, es ist schön im Hirtenlande! So liegt still und reinlich die Gegend am Thunersee da mit ihren schönen Schlössern und reichen Schweizerdörfern.

Hier liegt auch der Stammsitz der Bubenberge, das altersgraue Schloß zu Spiez. Die letzten Sprößlinge der Bubenberge hat der zornige Thunersee an ihrem Hochzeitstage verschlungen. Gegenüber liegt freundlich am See das Dörfchen Merligen, von dessen Bewohnern manche lustige Geschichten erzählt werden im Schweizerlande, die sich auch wohl in Deutschland begeben haben sollen. Die Bewohner von Merligen hatten einst ein Rathhaus gebaut und die Fenster vergessen. Da zog der Rath aus dem dunkeln Rathhause an das Sonnenlicht, jeder Rath mit einem großen Sacke, um ihn mit Licht zu füllen und das Haus zu erleuchten. Vergeblich aber trugen sie den ganzen Tag über Licht in's Rathhaus. Dort stand auch ein Nußbaum am See, der gegen den See sein Haupt neigte. Da meinten die Bewohner von

Merligen, der Nußbaum sei durstig, und wollten ihm zum Wasser helfen. Da schlang der Amann seine Hände um den Gipfel, ein Zweiter faßte den Amann an den Beinen und so fort bis an den See hinunter. Als die Kette fertig war und Einer dem Andern an den Beinen hing, rief der Amann von oben: „Haltet recht fest, ich will in die Hände spucken!" Da stürzten Alle in den See und mußten jämmerlich ertrinken.

128. Die weiße Frau auf der Burg bei Leissigen.

Leissigen am Thuner See ist zwar ein sehr alter Ort — seine Kirche soll schon im zehnten Jahrhundert unter der burgundischen Herrschaft gestiftet worden sein — und das verschwundene Dorf Fritzenbach, an dessen Stelle sich nur noch ein Hof befindet, wurde wohl auch schon früh gegründet; dennoch hat es nach der Volkssage einst in der Nähe eine noch viel ältere Ansiedlung gegeben. Der Thuner See stand nämlich vor mehr als tausend Jahren viel höher, als heut zu Tage; er hing mit dem Brienzer See zusammen, bedeckte das Bödeli von Interlaken, und wo jetzt die Ortschaften Därligen, Leissigen und Faulensen liegen, war das Wasser unergründlich tief; ja bei Menschengedenken gab es an einigen Felsen noch eiserne Ringe, an denen einst die Schiffe befestigt worden waren. In jener alten Zeit lag auf dem Stoffelberg oberhalb Leissigen eine beträchtliche Stadt mit Mauern und Türmen und mit einem Herrenschlosse; noch heißt die Stelle die Burg, und es befindet sich da auf einem Stück Feld an einem Buchwäldchen eine Erhöhung, wo die Veste gestanden haben soll. Als einmal ein fürchterliches Erdbeben wüthete und die Veranlassung wurde, daß der See ausbrach über das Flachland, und sein Spiegel sich senkte, zerfiel die Stadt, und ihre Häuser versanken in den Boden, wie man sagt, weil die Einwohner gottlos geworden waren. Von

Mauerwerk sieht man gegenwärtig nichts mehr. Dagegen hat sich dort schon oft eine kleine weiße Frau gezeigt. Einige ganz junge Knaben sahen sie vor etwa zwanzig Jahren gerade um die Mittagszeit, wie sie neben einem auf dem grünen Rasen ausgebreiteten weißen Tuche, auf welchem viele welke gelbe Blätter lagen, ganz unbeweglich da saß. Als sie endlich die Buben bemerkte, winkte sie dieselben freundlich zu sich; die Kinder aber fürchteten sich vor der fremden Frau und eilten schnell davon bergab dem Dorfe zu. Da hob das weiße Fräuli erzürnt das Tuch an einem Zipfel in die Höhe und schüttelte die Blätter ab, die sich gewiß in Goldstücke verwandelt haben würden, wenn die Knaben sie aufgenommen und heim getragen hätten. Als die Eltern gleich nachher auf den Berg gingen, um das Laub zu suchen, fanden sie davon nichts mehr. Einige alte Leute wollen behaupten, die weiße Frau sei einmal die Herrin der untergegangenen Stadt gewesen, und sie müsse jetzt zur Strafe ihrer Vergehungen da drinnen im Berge einen großen Schatz hüten, welchen sie alle hundert Jahre einmal auf der Burg sonne und bei dieser Gelegenheit denjenigen, welche zufällig dahin kommen, als Geschenk anbiete. Doch könnten ihn nur Menschen, welche noch keine schwere Sünde auf sich geladen haben, erlangen und behalten.

129. Das Heidenhaus zu Leissigen.

Am lieblichen Gelände des Thuner See's, unweit des freundlichen Leissiger Bades liegt das ziemlich bedeutende Dorf Leissigen, einst Leuxingen und Leensingen genannt. Es kommt schon sehr früh in den Urkunden vor und seine jedenfalls uralte und eigenthümliche Kirche soll zu den zwölf Gotteshäusern gehören, welche um 930 Rudolf, König von Klein-Burgund, und seine heilige und hochverehrte Gemahlin, Bertha die Spinnerin, begründeten. Leissigen besitzt

mehrere alte Gebäude; eines derselben mit starkem, steinernem Ueberbau wird das Heidenhaus genannt und man erzählt von ihm mehrere bemerkenswerthe Sagen.

Als noch die Erdmännchen oder Toggeli in der ganzen Gegend weit umher in einsamen Höhlen, dunkeln Felsschluchten und bei großen Steinblöcken hausten und den Menschen Gutes thaten, kam es hier und da vor, daß einzelne dieser sonderbaren Wesen ihre Wohnung in einem Bauernhause aufschlugen. Gern nahm man sie auf, denn sie halfen den Leuten bereitwillig bei allen häuslichen Geschäften, putzten und fütterten das Vieh, reinigten den Hof und die Ställe, beaufsichtigten die Kinder und warnten, wenn irgend ein Unfall drohte. Wo sie weilten, ging auch in schlechten Jahren niemals das Viehfutter aus und wenn sie beim Heuen halfen, so übertraf jedesmal der Ertrag der Wiesen alle Erwartungen. Freilich neckten sie auch nicht selten die Hausleute, versteckten einzelne Geräthe, polterten in den Zimmern und auf den Böden herum, zogen die Knechte an den Haaren und stachen die Mädchen mit Nadeln; da sie aber Niemand Schaden zufügten und selten lästig wurden, so ließ man sie gern gewähren. Wo sie einmal eingezogen waren, gingen sie nur ungern wieder fort; doch hielten sie niemals bei bösen Leuten aus und verlangten, daß man ihnen regelmäßig Milch und Niedel (Rahm, Sahne) an den bestimmten Ort setze und von allen guten Speisen, welche für Fest- und Feiertage zubereitet wurden, einen Theil für sie zurückstelle.

Auch im Heidenhause zu Leissigen hielt sich einmal ein solches Zwerglein auf, ein kleines Männchen mit braunem Röcklein und brauner Kappe. Fleißig, flink und munter, war es bald hier, bald dort; in diesem Augenblick reinigte es die Stiegen, im folgenden fütterte es die Kühe, eine Viertelstunde darauf knetete es den Teig zum Brot und sorgte am Backofen, daß das Gebäck nicht verbrenne. So lange man nur zurückdenken konnte, war es immer da gewesen, der Großvater konnte den Enkeln erzählen, daß das Toggeli schon bei seinem Großähni gelebt habe, und man betrachtete es fast als Glied der Familie

und Schutzgeist des Hauses. Niemals wurde es vergessen, sobald es etwas Gutes im Hause gab; war es Neujahr, so legte man ein Paar Eierringe auf den Ofen, zu Ostern bunte Eier und an andern Festtagen Kuchen, Süßigkeiten, gebratenen Käse und dergleichen mehr.

Es mögen jetzt wohl dreihundert Jahre her sein, da starb der Letzte von der Familie. Als derselbe begraben wurde und man den einfachen tannenen Baum auf den Kirchhof trug, stand das Zwerglein in der Thür und blickte traurig dem Sarge nach. Ein neues Geschlecht zog bald darauf ein. Es waren auch wohl gute Leute, aber der Kleine war ihnen fremd und da er sie gleich anfangs neckte und ärgerte, so waren sie nicht sehr geneigt, seine Dienste anzuerkennen. Er erhielt zwar regelmäßig seine Speise an Milch und Niedel im kleinen weißen Becken auf dem Ofen, weil man seinen Zorn zu erregen fürchtete; aber man verkehrte nicht mehr freundlich mit ihm und zeigte ihm durch tausend Kleinigkeiten, daß man ihn herzlich gern abziehen sähe. Das Zwerglein fühlte dies sehr wohl und war jetzt viel häufiger von Hause abwesend als früher. Eines Tags war es schon am Morgen verschwunden und Mittags noch nicht zurückgekehrt. Zufällig fand gerade in der Familie ein kleines Fest statt und die Hausfrau machte deshalb einen sehr großen Eierkuchen, setzte indes dem Zwerglein seinen Theil davon nicht an die gewöhnliche Stelle, vielleicht weil sie nicht daran dachte, vielleicht auch, weil sie glaubte, der Hausgeist werde einige Tage ausbleiben. Als der aber nichtsdestoweniger erschien, war der Kuchen bereits verzehrt. Mißmuthig ging der Kleine in die Küche und sah hier die vielen Eierschalen auf dem Feuerherde liegen. Da rief er verwundert und zornig zugleich aus: „Ich bin so alt, daß ich den Tannenwald an der Fluh neunmal habe aufwachsen und neunmal absterben sehen; aber so viele weiße Kacheli (Schälchen) habe ich noch niemals erblickt. Und doch habe ich nichts erhalten!“ Damit verließ er das Haus und kam nie wieder. Da fühlten die Leute erst, was sie verloren hatten. Nun machte niemand mehr die Arbeiten, welche der Zwerg auf sich zu nehmen pflegte, es war auch mit dem

Segen vorbei, der bisher auf allem Thun geruht hatte. Nach wenigen Jahren waren die Hausleute vollständig verarmt, sie mußten das Haus verkaufen und selbst das Dorf verlassen, da sie nirgends ein Unterkommen erhielten. Aber auch bei den neuen Eigenthümern fand sich der Zwerg nicht wieder ein.

Viele Jahre nach dem Abzug des Toggeli fand in dem Heidenhause zu Leissigen eine andere Begebenheit statt. Arme, aber fromme Leute mit einer großen Schaar Kinder bewohnten es damals und es hatte nicht mehr das stattliche Aussehen der früheren, besseren Zeit. Weihnachten war herangekommen. Alle Gebirge lagen voll Schnee, in den Thälern hingen lange Eiszapfen von den Felsen und die Bäume glitzerten vom silbernen Reif. Kaum konnte man auf den Wegen noch fortkommen. Aus allen Häusern stieg ununterbrochen eine dicke Rauchsäule empor zum Zeichen, daß man die Zimmer tüchtig heizte; nur über dem Heidenhause fehlte sie, weil man kein Holz hatte kaufen können und die wenigen Reiser schon längst verbraucht waren. Die ganze Familie saß in einem engen Stübchen dicht zusammengedrängt und bebte vor Frost. Da klopfte es an die Hausthür, als es bereits finstere Nacht geworden war. Der Hausvater rief verwundert: Herein! und eintrat ein großer kräftiger Mann mit langem schwarzen Haar und schwarzem Bart, einen derben Knotenstock in der Hand. Seine Miene war ernst, aber freundlich, dennoch versteckten sich die Kinder hinter den Eltern und selbst diese konnten sich eines unerklärlichen Schauers nicht erwehren. Der Wanderer — denn daß der Mann nicht aus der Nähe war, ergab sein ganzes Aussehen — bat um ein Kämmerchen für die Nacht. Er komme weit her, erklärte er, und habe noch weit zu gehen; diese Nacht aber wolle er rasten und er bitte, daß man ihm dies im Hause gestatten möge, da er nicht gut noch ein anderes Haus aufsuchen könne. Uebrigens werde er durchaus nicht lästig fallen. Bereitwillig sprach der Hauswirt die Einladung aus; als er aber hinzufügte, daß er außer Stande sei, das Zimmerchen zu heizen und ein ordentliches Abendbrot zu gewähren,

erwiderte der Fremde, er bedürfe durchaus nichts als ein Obdach. Sogleich räumte man ihm das obere Stübchen ein und wies ihm ein reinliches Strohlager an. Wie es schien, mochte er indes nicht ausruhen; die ganze Nacht hörte man ihn im Zimmer langsam und gleichmäßig auf- und abgehen, ohne daß auch nur ein einziges mal eine Pause eintrat.

Am anderen Morgen hatte sich die Familie kaum von ihrem ärmlichen Lager erhoben, als der Fremde eintrat und dankend Abschied nahm. Dreimal, sagte er, komme ich nun diesen Weg; dreimal habe ich bereits die Grimsel überschritten. Als ich das erste Mal aus dem Rhonethal in das Thal der Aare hinüberstieg, fand ich auf meinem Wege blühende Ortschaften mit Obstgärten und Weinbergen; beim zweiten male sah ich dichte Laubholz- und Tannenwälder; jetzt fand ich nur noch Gletscher, Eisfelder und Trümmerstätten. Was werde ich erblicken müssen, wenn ich einst wiederkehre? Doch noch einmal habt Dank und lebt wohl! — Damit trat er unter die Thür und rief die Hand erhebend aus:

Gott segne und beschütze dieses Haus!
Jetzt tritt der ewige Jud' heraus!

Wenige Augenblicke darauf war er spurlos verschwunden. Am Nachmittage desselben Tages sah man ihn in Bern, wo er seinen Wanderstab und seine Schuhe zurückließ. Die letzteren wurden noch lange nachher gezeigt, sie waren aus wohl hundert einzelnen Stückchen zusammengesetzt und sehr kunstreich gemacht.

Von da ab ging es den Leuten im Heidenhause besser als vorher; sie wurden nach und nach wohlhabend, so daß sie keine Noth mehr leiden mußten. Der Segen des ewigen Juden ruht noch heut auf dem Hause und kein Unfall kann es treffen. Schon oft wollten bei Feuersbrünsten die Flammen es erfassen, jedesmal aber verloschen sie von selbst wieder, und noch viele hundert Jahre kann es stehen, wenn die Menschen selbst es nicht zerstören.

130. Die Gießen-Nixe.

In Ober-Toggenburg (Canton St. Gallen) liegt seitwärts vom Hauptthal der Thur im friedlichen Gelände des Neckarbaches das ausgedehnte und gewerbfleißige Dorf Brunnadern. Nahe bei demselben fließt der Gießen, ein kleines Quellbächlein, das aus dem Walde von Ebersol kommt. Ein sicherer Steg führt über dasselbe. Einst wohnte ein junges und heiteres Nixchen im Bach; das hielt jeden Wanderer an, nahm ihm die Kappe, welche sein Haupt bedeckte, und eilte frohlockend damit fort. Kehrte aber später der Wanderer denselben Weg zurück, so fand er die verloren geglaubte Kappe schön und rein gewaschen im Grase neben dem Stege wieder.

Häufig machte ein Jüngling aus Brunnadern diesen Weg, wenn er des Abends zur Geliebten ging. Stets gab er gern dem Nixchen die Kappe und stets empfing er sie sauber zurück. Hatte er sie mit schönen Blumen, welche für die geliebte Braut bestimmt waren, geziert, so ließ ihm die Nixe die Blumen, aber die Kappe nahm sie ihm dennoch. Eines Abends kam er wieder über den Steg mit prächtigen Rosen an der Kappe, doch diesmal nahm ihm das ernst blickende Wasserfräulein Rosen und Kappe. Betroffen wanderte der Jüngling weiter und sein Unheil ahnendes Herz betrog ihn nicht. Denn heut eilte ihm die Geliebte nicht wie sonst liebevoll und freudig lächelnd entgegen, und als er die Thür ihres Häuschens öffnete, fand er die Ungetreue in den Armen eines Andern, der durch seinen Reichthum die Gunst der Eltern und der Tochter zu erwerben gewußt hatte. Schweigend kehrte der Verrathene zum Stege zurück, nahm seine Kappe, drückte sie tief in's Gesicht und wanderte weit fort in die Fremde. Was aus ihm geworden ist, weiß niemand, und nie ist er in die Heimat zurückgekehrt.

Auch das Nixchen hat sich seit vielen, vielen Jahren nicht mehr am Bache sehen lassen. Böse Menschen mögen es verscheucht haben.

131. Die Quelle der heiligen Columba.

Bei Courfaivre, einem Pfarrdorf an der Sorne im Bernischen Amte Delsberg, in dessen Nähe man schon oft keltische Alterthümer aus Bronze fand, erhebt sich links vom Eingange in den Ort eine Anhöhe, auf welcher nicht weit von der Kirche mehrere künstliche Erdhügel, sogenannte Tumuli, sich befinden. Nachgrabungen haben gezeigt, daß ein Kreis aus Steinen diese heidnischen Gräber nahe an ihrem Rande umgibt. Südlich von demselben Dorf auf dem Hügel Chételei, einer von dem Mont losgerissenen Felsfluh, bemerkt man eine in drei Abschnitte getheilte Umwallung, welche durch trockene Gräben geschützt ist und wahrscheinlich in keltischer Zeit bei plötzlichen Ueberfällen als Zufluchtsort diente. Ein Tumulus auf dem Plateau scheint diese Annahme zu bestätigen. Dunkler Wald, wilde zerrissene Felsen und tiefe schauerliche Abgründe zeichnen die Stelle aus. Nach der Sage des Volkes diente dieses einsame Plätzchen in früherer Zeit als Versammlungsort der Hexen, welche hier mit Tänzen und Schmausereien ihren Sabbath feierten und dabei schlimme Unwetter und Hagel verursachten. Die gegen sie geführten Prozesse erwähnen nicht selten des bronzenen Kessels, in welchem sie hier das Blut der Kinder mit dem der Reptilien mischten und der im Alterthum auch von den Priesterinnen bei den heidnischen Opfern gebraucht wurde. In der Nähe befinden sich auch sogenannte Feenkreise, welche durch das Tanzen der Geister und Zauberinnen für immer ihr Grün verloren haben.

Eine Einsenkung des Gebirges in der sagenreichen Gegend von Courfaivre trägt den Namen Chêneau de Source (Eiche der Quelle) und auch hier wieder haben nach den Prozeßacten die Hexen Tänze abgehalten. Rechts von diesem Sattel führt ein rauher Fußpfad zu der Grotte der heiligen Columba, einer tiefen geheimnißvollen Höhle, welche in den Fels eindringt. Halbkreisförmig gewölbt wird sie nach hinten zu immer enger; wie Gewölbbogen stehen Felsenspitzen hervor

und bilden die Deckenverzierungen dieser wilden Steinkirche, deren Pfeiler bereits unter der Last des Gebirges zusammengebrochen scheinen. Aus der Fluh bricht ein heller eiskalter Quell hervor und sprudelt in ein natürliches Becken hinab. Es ist dies der Quell der heiligen Columba, einer frommen Siedlerin, welche hoch oben im Gebirge eine einsame Höhle bewohnte und die wilde Sorne überschreitend täglich hierher ihren Durst zu löschen kam. Die Kirche kennt die fromme Jungfrau nicht, aber dennoch wird sie vom Volke hochverehrt. Seit ihrem Besuch ist die Quelle reich gesegnet und bringt allen Leidenden Heil und Genesung. Häufig tragen hierher katholische wie protestantische Mütter ihre kranken, verkümmernden Kinder und tauchen sie, nachdem sie sich vor einem hölzernen Kreuze betend niedergeworfen haben, gläubig vertrauend in das Bassin, um die schwachen Glieder in dem heilsamen, aber eiskalten Wasser zu erfrischen und zu stärken.

Eine andere Höhle der heiligen Columba befindet sich ebenfalls im Delsberger Thale am Ufer der Sorne zwischen den Eisenschmelzen von Undervelier und dem Dorfe gleichen Namens. Ihre Höhe beträgt 12, ihre Breite 50, ihre Länge 60 Fuß. Auch hier ist wieder ein Quell, dessen kaltes, seifenartig erscheinendes Wasser in gleicher Weise gegen die Krankheiten der Unmündigen angewendet wird. Und selbst im französischen Jura tragen Felsen und Steine den Namen der unbekannten heiligen Jungfrau, welche besonders kranken Kindern ihre Fürbitte zuwenden soll.

---

132. Frau Ute.

Eine alte Sage des Landes Hasli, das hoch oben an den Quellen der Aare und ihrer ersten Nebenbäche liegt und zu den schönsten Theilen des berühmten Berner Oberlandes gehört, erzählt von einem steinalten, von der Last der Jahre niedergebeugten Mütterchen, das,

so lange Menschen in jener Gegend lebten, viele Jahrhunderte hindurch in unveränderter Gestalt jedem Geschlecht einmal zu erscheinen pflegte. Wo es sich in der Zwischenzeit aufhielt, konnte Niemand ausfindig machen; stets kam es ganz unerwartet aus dem wildesten, mit kahlen Steintrümmern und ewigem Schnee bedeckten Hochgebirg herab und verschwand spurlos, sobald es wieder Abschied genommen hatte. Frau Ute, die Gute — so nannte man das graue Mütterchen — war in seltenen Künsten erfahren und man wollte behaupten, sie sei eigentlich eine Zauberin, welche in der Zeit der Heiden im Thale gewohnt hatte und viel mit den kleinen Bergzwergen umgegangen war, bevor diese, durch böse Menschen geneckt und gekränkt, die Gegend für immer verlassen hatten. Namentlich verstand sie es, die Gesinnungen der Menschen auf den ersten Blick aus ihren Zügen zu errathen. Sobald sie zu den Wohnungen derselben gekommen war, ging sie von Hütte zu Hütte, ließ alle erwachsenen Mädchen vor die Thüre treten und schaute sie aufmerksam an. Fand sie endlich eines, das ihr ganz zusagte, so griff sie dem Mädchen an's Kinn und rief:

Du, du, du, ja du!
Dießmal wieder Ruh!
Hätt' ich keine funden mehr,
Litt' ich siebenmal so schwer.

Dann nahm sie das Mädchen bei der Hand und ging mit ihm thalauf oder thalab, ohne zu zaudern oder zu fragen, zu dem besten, schönsten und reichsten Jüngling des Haslilandes und legte dem die Hand des Mädchens schweigend, aber fröhlich lächelnd in die Rechte. Gleich darauf war Frau Ute spurlos verschwunden. Aber das Paar, das sie zusammengeführt hatte, liebte sich fortan innig, die Verwandten stimmten ohne Weigerung zu, und wenige Wochen später fand unter dem Jubel und unter der Theilnahme alles Volkes die Hochzeit statt. Nie hat man gehört, daß eine von Frau Ute gestiftete Ehe unglücklich wurde, denn Jüngling und Jungfrau waren stets die besten und reinsten ihres Geschlechtes und noch nach vielen Jahren, wenn sie um-

geben von braven Kindern und blühenden Enkeln ihre goldene Hochzeit feierten, segneten sie das gute Mütterchen des Gebirges.

Als Frau Ute aber einmal vor mehreren hundert Jahren auch wieder erschien, um das glückliche Paar zu wählen, beleidigte sie ein roher, ungezogener Bursche und mit heftigen Drohungen wollte er sie zwingen, ihm die schönste und beste Jungfrau als Gattin zuzuführen. Zwar trat das Volk für sie auf und schützte sie vor Mißhandlungen, aber dennoch war sie hoch erzürnt. Nachdem sie wie immer das Mädchen gewählt und dem schönsten und wackersten Jüngling vorgestellt hatte, rief sie:

Du, du, du, ja du
Gibst mir diesmal Ruh!
Aber nimmer — nimmermehr
Komm ich in das Land daher!

Und wirklich wurde seitdem Frau Ute, die Gute, nie wieder im Haslilande gesehen.

---

133. Die Freifrau von Jörgenberg.

In der Nähe des Dorfes Waltensburg im Vorderrheinthal liegen auf dem äußersten Rand der Berghalde am Fuß einer hohen und nackten Felswand die Trümmer der einst großen und starken Veste St. Georgenberg, gewöhnlich Jörgenberg genannt. Dort hauste vor vielen hundert Jahren ein wilder Raubritter, Jörg von Jörgenberg, der alle Wanderer ausplünderte und seine eigenen Unterthanen schwer bedrückte. Deshalb war er in der ganzen Gegend so verhaßt, daß er sich nur in Begleitung seines reisigen Gefolges wohlbewaffnet in das Thal hinabwagen durfte. Allein verließ er nie die Burg, und da er sich auch nicht einmal in ihr ganz sicher fühlte, so ließ er heimlich im Auslande eine lederne Brücke verfertigen, die von dem hohen Wartturm bis an den Rand der gegenüberliegenden Felswand reichte.

Er selbst zog sie, sobald er sie benutzt hatte, jedesmal eigenhändig in das Schloß zurück und verwahrte sie, wenn er auf Jörgenberg schlief, in seinem Zimmer. Endlich beschlossen aber eines Tages die durch eine Missethat aufgebrachten Landleute, dem Unwesen ein Ende zu machen. In hellen Haufen und so gut als möglich gerüstet zogen sie vor die Burg und bestürmten sie. Zu seinem Unglück hatte der Ritter gerade jetzt keinen Aufstand erwartet und es fehlte der Burg fast gänzlich an Vorräthen, so daß sie sich, wie sehr auch ihre festen Mauern allen Angriffen Trotz boten, nicht lange zu halten vermochte. Jörg mußte sich daher, als seine Feinde durch Verrath von der Brücke Kenntniß erhalten und durch Besetzung des Felsenkopfes jeden Fluchtversuch unmöglich gemacht hatten, auf Unterhandlungen mit ihnen einlassen. Endlich gelang es unter der Bedingung sofortiger Uebergabe für die schöne und junge Burgfrau freien Abzug mit ihren Schätzen zu erlangen; dagegen erklärten die Landleute, daß der Ritter selbst der gerechten Strafe verfallen müsse. Bald darauf öffnete sich das Burgthor und die edle Dame trat, fast zur Erde gebeugt, mit einem mächtigen hohen Korbe auf dem Rücken heraus. Die Sieger errieth nun wohl, daß die schwere Last, welche sich im fest verschlossenen Korbe befinde, der Burgherr selbst sei, und wollten deshalb im ersten Augenblick die Abziehende aufhalten. Aber ihre Führer erklärten mit Entschiedenheit, die einmal gegebene Zusage müsse unter allen Umständen gehalten werden. So entkam der Ritter glücklich in die Fremde, die Burg aber wurde verbrannt und fast bis auf den Grund zerstört. Ritter Jörg hatte indes listig alle wichtigen Urkunden zu retten gewußt und so forderte er dann einige Jahre später von seinen früheren Unterthanen die schuldigen Steuern ein, welche sie ihm und seinen Erben auch willig und ohne Zögerung zahlten, unter der Bedingung jedoch, daß kein Jörgenberg je wieder in's Land komme und daß die Zwingburg nie hergestellt werden dürfe. So geschah es und die Waltensburger gehörten zu den ältesten und freiesten Gliedern der drei rhätischen Bünde.

134. Die rothe Buche im Canton Zürich.

Das Dorf Buch im Canton Zürich soll also seinen Namen erhalten haben. Eine schwere Hungersnoth lastete einst in grauer Vorzeit auf dem Lande und hatte eine todtbringende Seuche zu ihrer Gefährtin. Alles starb weit und breit hinweg bis auf drei Brüder, die sich zärtlich liebten. Ihre Eltern, die in das Thal hinabgestiegen waren, um Nahrung zu holen, starben unterwegs. Sie waren Waisen und ohne Rath. Spärliche, unter dem Schnee hervorgekratzte Wurzeln nährten sie. Als der Frühling kam, sprang eine Feldmaus in ihre Nähe und wurde von ihnen erhascht. Nach einem langen Streite entschieden sie, daß der jüngste das Blut aussaugen, die beiden andern das Fleisch genießen sollten. Aber jener fuhr so hastig mit dem Thiere nach dem Munde und war überdies so schwach, daß ihm das Thier in die Halsröhre hinab entschlüpfte. Er starb. Der Hunger riß sie hin, den Leichnam zu verzehren, wobei einige Tropfen des noch warmen Blutes die Blätter einer jungen Buche besprengten. Nachher ergriff sie jedoch solcher Schmerz, daß sie an derselben Stelle zu sterben beschlossen. Verschlungenen Armes lagen sie, als ein Jagdfalke sie entdeckte und durch sein Geschrei verrieth. Der Jäger erfuhr von dem einen, eben sterbenden Jünglinge das Schicksal der drei Brüder. Man bestattete sie; auf ihrem Grabe wuchsen jedoch drei Buchen mit rothen Blättern empor. Als die Hütte der Brüder verfiel, wollten Hirten der Gegend sie von neuem aufbauen, aber mit jedem Frühlinge rollten die Steine wieder auseinander. Sie sahen dies als ein Zeichen des Himmels an, ließen die Stätte unberührt, bauten in der Nähe die sogenannte „Baracke" bei Buch und zogen jeweilen im März bergauf. So entstand das, auch Künstler besitzende Geschlecht März; denn man hatte jene Hirten im Thale die Märzen genannt. Die Buchen gediehen fort und gaben dem später entstehenden Dorfe den Namen Buch. Anfänglich grün, wurden ihre Blätter um die Zeit des Himmel-

fahrtsfestes blutroth, bis sie später wieder in dunkelgrün übergingen. Da man von zweien Schößlinge nahm, um sie in das Thal zu verpflanzen, was jedoch nicht gelungen sein soll, verkümmerten sie. Am Himmelfahrtstage zogen jährlich Hunderte zu ihr und schmückten Hut und Mieder mit den Blättern der rothen Buche.

135. Das Bettelmännchen von Graubünden.

Im Schanfigg (Scandanavicum) kam einst ein Bettelmännchen, in zerhuderte und zerlumpte Kleider gehüllt, zu einem Weibe, das eben am Butterſieden war. Das Männchen fragte in bescheidenem, flehentlichen Tone, ob das Schmalz im Auf- oder Abgehen wäre. „Sei es im Auf- oder Abgehen," antwortete sie trotzig, „Du bekommst doch nichts davon!" „Nun so soll es im Abgehen sein," sprach bedeutungsvoll der Bettler, welcher plötzlich eine viel höhere Gestalt annahm und sehr prächtig gekleidet zu sein schien. Seitdem ist die Butter beim Sieden, von da an, wo der Schaum am Verschwinden ist, bis zu dem Punkte, wo sie genug gesotten hat, immer im Abgehen. Des Menschen Herzenshärtigkeit, die nicht mittheilen wollte dem Bedürftigen, brachte solchen Unsegen in die köstliche Butter.

136. Schloß Misocco im Canton Graubünden.

Eine halbe Stunde oberhalb des Dorfes Misocco liegen die schönen Ruinen des Schlosses gleichen Namens, welches einst dem Grafen von Sax-Monsax gehörte und im Jahre 1526 auf Befehl gemeiner drei Bünde zerstört wurde. Noch stehen vier hohe Türme, welche drei Jahrhunderte nicht zu stürzen und der Menschen Hände nicht zu

brechen vermochten; sie sind durch zehn Fuß starke, mit Gebüsch überwachsene und von Epheu umrankte Mauern verbunden. Im Innern hingegen drohen die geborstenen Gewölbe den Einsturz, und nur die Capelle, neben welcher die durchwühlte Gruft der ehemaligen Herrscher sich bemerklich macht, hat sich noch erhalten. Wie die Einwohner des Thales erzählen, befindet sich in einem der tiefen Keller ein ungeheuerer Schatz an Gold, Silber, kostbaren Gefäßen und edelen Gesteinen; ein mächtiger schwarzer Bock ist sein Hüter. Niemand kennt die geheimen Bedingungen, welche man erfüllen muß, um Herr des vergrabenen Goldes zu werden, und den Tag, an welchem die Erlösung des Schatzhüters gestattet ist. Ostern, Pfingsten, Johannistag zeigen sich auch die Geister der verstorbenen Burgbewohner in der verfallenen Feste; wie sie im Leben erschienen, wallen sie zwischen den Mauern umher, besteigen die Türme und blicken schweigend in das Land hinaus.

---

137. Die Burg von Baar im Canton Zug.

Die Baarburg im Canton Zug steht einsam auf einer Nagelfluh, deren große Fläche jetzt mit Gesträuchen bewachsen ist. Ueber die Entstehung des Namens geht folgende Sage. Im Jahre 1517 oder 1519 zogen etliche Eidgenossen zum heiligen Grabe, unter ihnen ein Siegmund Schwarzmaurer von Zug, der ein schweres Fußleiden hatte. Auf einem Spaziergange kam derselbe mit einem Heiden Gamaliel zusammen und wurde von diesem zu einem freundlichen alten Juden geführt. Als dieser von Zug sprechen hörte, holte er eine hebräisch beschriebene, funfzig Ellen lange und eine Elle breite Rolle herbei und wies auf die Fluh bei Baar. Auf diesem Berge, sagte er, hätten seine Ahnen Baaron, aus dem Stamm Aser, gewohnt, als die Macht der Römer sie nach Jerusalems Zerstörung nach Norden jagte. Sie

trieben Bergbau, wurden aber von den Bergmännlein und dem sich vermehrenden Volke abermals genöthigt, den Wanderstab zu ergreifen. Sie thaten es, zerstörten aber Alles. Der Jude wies Schwarzmaurer noch auf eine gegen Aufgang der Sonne gelegene Heilquelle hin. „Da wasche und bade Dich; es wird Dir wohl sein," sagte er. Der heimkehrende Schwarzmaurer gehorchte und genas. Die Heilquelle besteht noch.

Was die Bergmännlein oder Herdmännchen betrifft, so sieht man das Herdmannli-Loch im Hügel der Burg als ihre Wohnung an. Auch soll eine „Heidengasse", eine „Heidenstube" noch an sie erinnern, und noch im vorigen Jahrhundert wollten Personen sie gekannt, mit ihnen geheuet haben. Jenes Loch konnte früher ziemlich tief begangen werden; jetzt ist es eingestürzt. Rechts am Eingange desselben steht eine von jenen räthselhaften Bergbewohnern herrührende Inschrift, deren Sinn Niemand zu entziffern vermag.

---

138. Die Erdmännchen in Thurgau.

Dem durch seine schöne Aussicht über den Bodensee und die Alpen bekannten Stollenberg entspringt der Mettlerbach, der sich durch üppigen Laubwald das Thal am hängenden Wiler ausgefressen hat. In tiefer, schwer zugänglicher Schlucht, über die in der Nähe eine neue Brücke führt, ist eine große Höhle, 100 Fuß weit in den Felsen getrieben, von deren geradem Gange aus kleinere Schachte auf beiden Seiten auslaufen. Diese Höhle, die vorn eng, bald aber mannshoch ist, bewohnen Erdmännchen oder Erzknappen. Dieselben hausten vor vielen hundert Jahren in dieser Höhle und besuchten oft die Leute der Umgebung. Den Begünstigten ackerten sie bei Nacht das Feld und legten den Armen Speisen in silbernen Schüsseln heimlich in die Stube. So geschah es auch eines Morgens, daß ein Armer auf seinem Tische

herrliche Speisen in kostbaren Gefäßen fand. Er aß die Speisen und verbarg die Gefäße, um sie zu stehlen.

Als die Erdmännchen ihr Eigenthum in folgender Nacht nicht mehr vorfanden, verschwanden sie, erzürnt über die Bosheit der Menschen, aus der Gegend und sind bis auf den heutigen Tag nicht mehr gesehen worden. Auf dem freien Waldplatze über der Höhle feiert die Jugend näherer und entfernterer Dörfer der Umgegend den Maisonntag mit Spiel, Gesang und Tanz bis in den späten Abend, und Fackeln erleuchten die finstere Höhle.

---

139. Die versunkene Stadt in Thurgau.

Wo jetzt zwischen Mettlen und Buhweil üppige Felder reichen Erndtesegen spenden, war vor nicht vielen Jahren ein todtes Moor, dessen einförmiger Schilfwuchs nur von Schlangen und schreienden Kibitzen bewohnt war. Die Sage erzählt, dieses Moor sei an die Stelle einer Stadt getreten, die sich von Mettlen bis Buhweil erstreckt habe. Zu den heiligen Zeiten sehe und höre der Wanderer um Mitternacht die Geister der Verschütteten, welche wehklagen. Viele erkannten in den zahllosen Irrlichtern des Sumpfes solche Gespenster.

---

140. Die Kettenen-Reben.

Der wohledle, ehrenfeste Junker Rathsherr und Seckelmeister Leonhart Zollikofer von St. Gallen hatte 1582 Paris zum Zwecke der Bundeserneuerung besucht und eine goldene Kette aus den Händen des Königs empfangen. Er legte sie, die dreihundert vier und sechzig Ducaten schwer war, in die Hände des Rathes nieder, erhielt sie aber

wieder zurück. Aus ihrem Ertrage sollen später jene Weinberge, die im Rheinthal und St. Gallen den Namen Kettenen-Reben empfingen, gekauft worden sein.

---

141. Alpstein.

Es ist eine uralte Sage, daß sich im Alpsteingebirge, zu welchem der hohe Säntis, der alte Mann und die umliegenden Berge gehören, ein einsamer, wilder Urwald befindet, den die alten, vom Winde umgestürzten und langsam vermodernden Tannen unzugänglich machen. Dort ist die Zufluchtsstätte der wilden Thiere, welche so vor der Ausrottung bewahrt bleiben, und nur wenigen Jägern ist es bis jetzt gelungen, den unheimlichen Wald aufzufinden, Keinem aber, in ihn einzudringen, da er durch einen Bann geschützt ist, welchen Niemand zu brechen vermag. In der Nähe dieses Forstes befindet sich auch ein wüster Ort, wo zahllose böse Gespenster hausen, welche den Wanderer necken. Sie berücken ihn mit Gaukeleien und bringen ihn in Gefahr, sein Leben und die ewige Seligkeit zu verlieren. Man sagt, daß sie dorthin durch Geisterbanner gebracht worden seien, welche sie in Flaschen und Töpfe verschlossen, nachdem sie in Häusern, Ställen, Gärten und auf den Kreuzwegen der Straßen Menschen gestört und belästigt hatten. Erst am jüngsten Tage sollen die Gespenster wieder frei werden, um das letzte Urtheil zu empfangen.

---

142. Der Mensch und die Thiere.

Ein Bischof von Arras, welcher um 540 starb, fand an seinem Bischofssitze eine durch Attila zerstörte Kirche, die mit Dornsträuchen

besetzt und ein Lager wilder Thiere war. Einen Bären verwies er in die Einöde und in die Wälder mit dem Gebote, den Fluß nicht wieder zu überschreiten. Er ließ sich auch nicht wieder dort sehen.

Die Celle, aus welcher das Kloster St. Gallen hervorgegangen, gründete Gallus um das Jahr 614 in einer wüsten Gegend an der Steinach, wo Bären und Herden von Wölfen und Schweinen hausten. Vor diesen gewarnt durch seinen einheimischen Gefährten, den Diaconus Hiltibodus, sprach er: „Wenn Gott für uns, wer ist wider uns? Der den Daniel aus der Löwengrube befreit hat, ist auch mächtig, aus der Hand der wilden Thiere mich zu befreien.“ Auch soll es wunderbar sich begeben haben, daß die Schlangen, von denen der Ort wimmelte, seit dem Tage, daß er für die Celle ausersehen war, sich nicht mehr sehen ließen. Eines Abends, nachdem sie ihr Mahl gehalten, betete Gallus vor dem aufgerichteten Kreuze, während sein Gefährte sich verborgen hielt. Inzwischen kam ein Bär von dem Berge herab und nahm von den Ueberbleibseln. Auf das Gebot des Gallus, Holz zu holen und in's Feuer zu werfen, that er sofort, wie ihm geheißen, worauf der Mann Gottes zum Lohn seiner Arbeit ihm Brot gab, doch mit der Weisung, im Namen Christi aus diesem Thal zu weichen, Berge und Höhlen möchten ihm gehören, aber hier solle er weder Thier noch Menschen etwas zu leide thun. Als der Gefährte des Gallus das gesehen, stand er auf, warf sich auf die Knie und sprach: „Jetzt weiß ich, daß der Herr mit Dir ist, weil auch die Thiere der Wüste Dir gehorchen.“ — Diese Erzählung ist in St. Gallen mit Vorliebe gehegt worden, wie eine Darstellung derselben beweiset auf einem elfenbeinernen Diptychon in der Stiftsbibliothek von St. Gallen, dessen Anfertigung dem Tutilo zu Ende des 9. Jahrhunderts beigemessen wird. Die eine Tafel stellt Christum in der Herrlichkeit dar. Die andere in der obern Abtheilung die Auffahrt der Maria, während die Legende von dem Bären die untere Abtheilung einnimmt. Unter der Aufschrift: S. GALLUS PANEM PORRIGIT URSO (St. Gallus gibt dem Bären Brot) sieht man in der Mitte das Kreuz

mit den Reliquien, welches zuerst für jede Stiftung dieser Art errichtet wurde, also hier den geweihten Ort für die Celle des Gallus bezeichnet; zur Linken erscheint er selbst mit dem Hirtenstab in der Linken und in erhobener Rechten (wie er dem Bären das Brot gegeben hatte) und daneben ein mächtiges Stück Holz heranbringend, welches er in das Feuer werfen will, das vor ihm auflodert, zur Rechten noch einmal Gallus mit erhobener Rechten, der dem Bären Brot gibt, welches dieser mit den Vorderpfoten hält.

---

143. Anna von Tegelstein.

Eine gute halbe Stunde von Lindau befindet sich der einer Familie Gruber gehörige und von dem Gärtner Junghänel aus Muskau angelegte Garten zum Lindenhofe, in welchem noch Ueberreste der Burg Tegelstein zu sehen sind. Diese Burg war bis zu Ende der dreißiger Jahre noch wohl erhalten und von einem Bauern bewohnt. Sie war zwei Stockwerke hoch, dicht von Epheu überwachsen, mit einer kleinen Zugbrücke versehen und rings vom Wasser umflossen, das mit dem Bodensee in Verbindung stand. Das Stiegenhaus befand sich auf der südlichen Seite in einem runden Türmchen. Nördlich von den Ueberresten dieser Burg ist auf einige Schritte entfernt der Burgstall mit noch etlichen Baulichkeiten zu sehen. Dieser besteht größtentheils noch und ist zu einem Gewächshause verwendet. Von der Burg steht nur noch der unterste Theil, denn alles andere wurde auf den Wunsch des verstorbenen und in diesem Garten beerdigten Herrn Gruber entfernt und abgebrochen. Der ganz versumpfte und mit Schilf und Rohr angefüllte Wassergraben wurde wieder gereinigt und einigen Schwänen zum Aufenthalte angewiesen. Auf der Westseite der Burg standen, gleichsam zum Schutze gegen das Unwetter, drei kolossale

Linden; auch befand sich hier der Schloßgarten, welcher für die Sage von Interesse ist.

Auf der Burg lebte in altersgrauer Vorzeit eine Wittwe, die Freifrau Anna von Tegelstein, mit einem Sohne und drei gar artigen Töchtern. Die Mutter war aber im höchsten Grade adelstolz. Unferne der Burg war einer armen Frau die einzige und schon erwachsene Tochter, ein gar sittiges und liebes Mädchen, gestorben. Die Frau wollte dieselbe vor ihrer Beerdigung noch mit einem Blumenkranze zieren. Da im Schloßgarten die schönsten weißen Rosen wuchsen, eilte die trostbedürftige Mutter zu der Burgfrau, erzählte derselben ihren herben Verlust und bat sie um etliche weiße Rosen zu einem Todtenkranze für ihr Kind. Unwillig entgegnete die Burgfrau: „Was, Rosenkränze für ein solches Gesindel, packt Euch auf der Stelle! Kletten und Disteln passen für Euresgleichen! Nimmermehr sollt Ihr Rosen aus meinem Garten bekommen!“ — Die also behandelte Frau sagte, bevor sie davon eilte, mit drohenden Geberden, daß die Edelfrau recht habe, diese Rosen nur für ihre Töchter aufbewahren zu wollen: sie werde sie wahrscheinlich noch gebrauchen können. Diese Vorhersage traf richtig ein: denn bevor einige Monate verflossen, waren jene drei in voller Jugendblüthe stehenden Mädchen, der Stolz und die Augenweide ihrer Mutter, nach kurzem Krankenlager vom Tode dahingerafft worden. Damit sollten aber die Leiden der stolzen Wittwe noch nicht zu Ende sein, denn nach der Volkssage sah man, wenn der Tod eines weiblichen Abkömmlings der Familie Tegelstein bevorstand, die Frau Anna gegen Mitternacht im Garten sitzen und einen Kranz von weißen Rosen flechten.

Später kam diese kleine Burg an das Kloster St. Gallen, von welchem es die Familie Motz aus Kempten zu Lehen hatte.

144. Der Teufel und der Zirler Gaisbub.

In Tirol haben sie den Spruch:

Der Gaiser und seine Gais
Machen selbst dem Teufel heiß.

Auch schrie dort einmal ein Zirler Gaisbub in eine Schlucht hinab, wenn der Teufel dort unten sei, so solle er einmal seine lah-

men Haxen (Beine) rühren und heraufkommen. Augenblicklich wurde eine finstere Gestalt sichtbar, die drohend hinter einem nahen Fels-

stück hervortauchte und der Teufel stand vor dem übermüthigen Schreier und wollte ihn holen. Doch der Gaisbube wollte, daß er ihm zuvor drei Aufgaben vollbrächte, und das mußte der Teufel auch einwilligen. Da verlangte der Gaisbube, daß der Teufel in einer Viertelstunde alle seine Gaisen melken sollte, und das brachte der auch in wenigen Augenblicken zu Stande. Die andere Aufgabe war, daß er alle Blumen von einer gewissen Art an dem Berge sammeln sollte. Das vollbrachte der Teufel auch in kurzem und vergaß nur den Strauß Blumen, den der Gaisbube am Hute trug. Da verlangte der noch, daß er alle Manterlen (Heiligenbildstöcklein) im ganzen Tirol zählen sollte, und das konnte der Teufel nicht. Da war der Gaisbube gerettet.

---

145. Tiroler Späße.

Den Trinsern sagen die Nachbarn Manches nach. Ein Bauer erzählte: „Die Trinser sind stets ein wüstes Volk gewesen, jetzt nicht minder als in alten Tagen. Einst spielten ihre Buben Hängens, was eigentlich Alle verdienten; einer zog den andern am Baume auf und ließ ihn so lange zappeln, bis er für die Ewigkeit fertig war. Als nun Sonntags darauf der Vater des Getödteten den unglücklichen Mörder in der Kirche erblickte, entbrannte sein Herz von wahnsinnigem Zorn, er vergaß der Heiligkeit der Stätte und stürzte auf ihn los. Dem wollte nun auch sein Vater helfen, und so zogen sie den Buben, Jeder bei einem Fuße, hin und her, bis er unter schrecklichem Geheul entzweigerissen war. Dann entstand in der Kirche ein solches Schlagen und Raufen, daß von allen Bänken Blut floß und der Teufel hellauf durch's Fenster lachte. Der Bischof that die Gemeinde ob des ungeheuren Frevels in Bann und erst nach Jahren wurde in der neugeweihten Kirche wieder Messe gelesen." Ueberhaupt sind in Tirol die Nachbarn nicht faul, sich gegenseitig zu beklecksen. So sagen

die Innsbrucker von den Hallern, sie hätten am Himmelfahrtstage, als ihnen der hölzerne Christus vom Altare gefallen und zerbrochen war, diesen in einem Salzkübel emporgezogen und nennen die ehrsamen Bürger von Hall noch jetzt Hallerkübel dafür. Die Haller haben jedoch den Innsbruckern heimgezahlt. Es sei einmal lang' Winter gewesen und die Innsbrucker hätten sich nach dem Gesang der Lenzvögel gesehnt. Da weder Lerche noch Schwalbe den Mund aufthaten, hätten sie einen Karpfen in ein Vogelbauer gesteckt und gewartet, ob er nicht Frühlingsarien anstimme. Da begann er nach Luft zu schnappen und Alles schrie und klatschte: „Jetzt fängt er an!" Er war aber indes gestorben.

146. Das Nörglein am Brenner.

An einem Abhang erhebt sich ein kleiner Hügel, gekrönt von einer Lerchengruppe, gewaltige Steinblöcke dazwischen bieten einen bequemen Sitz. Es sind die letzten Zeugen einer anderen Zeit, wo noch der Gletscher die Moräne bis hierher vorschob und vielleicht auch auf diesen Steintrümmern der Eisranunkel blühte. Diese Blumen, die jetzt die Felder schmücken, sind ein jüngeres Geschlecht, die ältere Schöpfung hat sich zurückgezogen auf die einsamen Höhen, wo sie ruhig und heiter auf das Gebiet niederblickt, das sie einst beherrschte. „Ja, die Welt ist alt!" meinte ein Senner und erzählte vom Nörglein, einem Zwerge mit grauem Bart und Haar, den man von Zeit zu Zeit auf dem Joche sitzen sieht. „Drei Mal denkt mir's," sagte er zu einem Jäger, „daß, wo jetzt der Inn fließt, Wald und See und dann wieder Stadt und Feld ist!" — Jener fragte: „Wird Dir's denn nicht zu lang? Verleidet Dir denn das Leben nicht?" Der Alte lächelte: „Leben thut man immer gern; wirst es auch merken, wenn Du einmal ein Grauschimmel bist!"

147. Das Venediger Mandl an der Sill in Tirol.

Ein Männlein aus Venedig schied in Tirol mit Sieb und Schaufel Goldkörner aus dem Schlamme. Ein Bauerbursch sah zu und trat neugierig hinter ihn. Plötzlich kehrte sich das Männlein um und fragte den Kecken mit zornfunkelndem Blick: „Was willst Du? Packe Dich allsogleich, sonst bist Du des Todes!" — „Das nicht!" erwiederte jener, dem der putzige Knirps gar drollig vorkam; „wenigstens nicht, so lang an dieser Hand der Schlagring steckt. Verhexen kannst mich auch nicht, denn ich habe heute früh Messe gehört und den Segen mit der Monstranz erhalten. Sag', was Du hier im Sande wühlst, und dann geh' ich, — wenn es mir taugt!" — Der Kleine erwiederte: „Sei still und ich mache Dich reich!" — „Du mich reich machen!" lachte jener; „so ein dreckiges Lötterle im schlampigen Gewand, das vielleicht zum Frühstück bei einem Bauern um Brennsuppe und Haferbrot betteln mußte! Geh', geh'!" — Das Männchen fuhr beleidigt in den Sack, zog eine seidene Börse und gab dem Burschen Goldstücke: „Da hast Du Reisegeld nach Venedig. Am Canale grande, merk Dir's, steht ein Palast mit zwei grünen Säulen, die wie Spiegel leuchten. Dort frag' nach mir! Doch sieh', ein Bär kommt!" Rasch wandte sich der Bursch; es war jedoch nur Trug; als er den Kopf zurück drehte, sah er das Männlein nicht mehr und nur das Gold überzeugte ihn von der Wahrheit dessen, was er erlebt. „Ei was," dachte er, „Wirts Hans fährt nächstens mit Gütern nach Venedig, da geh' ich mit. Möcht' doch wissen, was die Geschichte für ein spaßiges Ende nimmt!" Drei Wochen darauf fuhr im Lodenwamms, den Hut keck auf's Ohr gedrückt, unser Tiroler durch den Canale grande. „Richtig, das ist das Haus!" rief er plötzlich und der Gondoliere legte vor der Treppe an. Ein Herr im schwarzen Sammtgewande empfing ihn. Graues Haar floß um das ernste Antlitz, das Auge glänzte freundlich beim Gruße. Ja, das waren die Züge des

Lötterleins an der Sill, doch erhob sich die Gestalt groß und stolz. „Sakerlot!“ rief der Bursch, „Du bist gewachsen, seit Du ohne Abschied von mir gegangen bist.“ — Der Alte bot ihm die Hand und sagte: „Deine Wohnung ist hergerichtet, ich hab' Dich alle Tage auf der Reise gesehen und wußte, daß Du jetzt eintreffen würdest.“ Der Tiroler schüttelte ungläubig das Haupt. Jener fuhr fort: „Willst Du wissen, was Deine Leute zu Hause thun, schau' in jene grüne Säule.“ Der Jüngling gehorchte. Plötzlich rief er staunend aus: „Ja, ja, es ist so: der Vater sticht eine Flasche Enzeler an und die Mutter kocht Plunzen!“ — Er wurde aber bei dem Venediger noch auf das herrlichste bewirtet.

---

148. Rothmann und die Katzen in Tirol.

Auf einer Wiese, welche der Hexenanger genannt wird, befand sich ein alter Stadel. Dort ging vor langer Zeit in der Nacht ein Bube vorbei, welcher auf unrechten Wegen schlich und keiner Warnung geachtet hatte. Als er nun einmal um zwölf Uhr lustig und guter Dinge heimkehrte, schien es ihm schon von weitem, als ob aus allen Spalten des Stadels Licht glänze, welches die Helle des hoch am Himmel stehenden Vollmondes weit übertraf. Betroffen blieb er stehen, verspottete dann aber diese Bedenklichkeit und ging rasch näher, indem er mit der Zunge laut schnalzte, wie es die Tirolerburschen thun, wenn sie einen Gegner herausfordern. Da ertönte plötzlich eine Geige so hell und schneidend, wie er es noch nie gehört. Er beschleunigte den Schritt, so sehr er konnte. Durch die nächste beste Spalte guckte er in das Innere des geheimnißvollen Stadels. Wer schildert sein Erstaunen bei dem Anblick, der sich ihm bot! Die Wände leuchteten von oben bis unten mit grünlichem Schimmer; auf einer Diele saß ein rother Hund, der emsig drauf losfidelte, um ihn herum tanzten

allerlei Katzen den Walzer, graue, scheckige, schwarze, viele aus dem Dorfe, manche waren ihm ganz unbekannt. So oft sie im Tanze vor dem Hunde vorbeikamen, neigten sie sich und grüßten ihn: Wir beugen uns vor Dir, o Rothmann! — Der Bube stand eine Weile verdutzt, ohne daß ihn die Thiere merkten; bald aber überwog der Muthwille, den die Lächerlichkeit des ganzen Auftrittes noch mehr steigerte; er griff nach einem großen Steine und warf ihn durch eine Luke dem Hunde an den Kopf. Dieser fuhr heulend in die Höhe, der Lichtschimmer erblich und die Katzen rannten durch alle Spalten mit grimmigem Geschrei auf den Frevler los. Er schlug mit dem Bergstocke nach Leibeskräften drein und traf eine Katze so auf das Maul, daß auf einer Seite alle Zähne zerbrochen sein mußten. Da qualmte plötzlich betäubender Gestank durch die kühle Nachtluft; entsetzt machte er sich nun schleunig auf die Flucht. Am nächsten Morgen — es war gerade Sonntag — ging er nachdenklich zur Kirche, ob er den Spuk dem Pfarrer beichten solle oder nicht.

Auf dem Wege begegnete ihm ein Nachbar. Nach den gebräuchlichen Fragen: woher und wohin? erfuhr er von diesem, daß er zu einem Bader gehe, denn sein Weib habe sich heute Nachts eine Reihe Zähne eingefallen. Niemand wisse, wie das zugegangen sei. Man habe plötzlich um Mitternacht ein schreckliches Gepolter in der Küche gehört, als ob alle Töpfe und Pfannen über den Herd hinunterfielen; darauf sei sie laut heulend über die Schwelle der Stube hereingestürzt. Sie beantwortete aus Schmerz keine Frage. Rasch fragte der Bursche, auf welcher Seite die Zähne fehlten. Auf der rechten, erwiederte der Mann. Jener erinnerte sich ganz genau, daß er die Katze an dieser Stelle getroffen.

149. Das Kirchlein am Patscherkofel.

Zwei Buben weideten ihre Herde im Walde. Als sie heimtreiben wollten, fehlten sechs Rinder, und sie kannten den Bauern, bei dem sie im Dienste standen, genug, um den Empfang, der ihnen werden sollte, zu ahnen. Sie wendeten sich an Maria, daß sie durch ihre Fürbitte bei Gott an ihnen Gnade thue. Plötzlich wurde der Wald licht, wie Abendsonnenglanz strahlte es durch die Föhren und eine hehre Frau, umflossen von der Glorie des Himmels, deutete mit den Fingern auf den Patscherkofel. Als sie verschwunden war, tönte ein Stimme: „Hier baut ein Kirchlein!" Zugleich sprudelte an der Stelle, wo man bisher keinen Tropfen Wasser gesehen, ein lauterer klarer Brunnen von eisiger Frische, der auch jetzt noch, wer immer den Berg ersteigt, Jeden erquickt. Die Buben wußten nicht, wie ihnen geschehen; sie eilten zur Stätte, wohin die Erscheinung gedeutet, und entdeckten dort das lang vermißte Hornvieh. Froh eilten sie zu Thal, behielten jedoch ihr Geheimniß für sich. Einer derselben besuchte in dankbarer Erinnerung oft noch den Platz; einst nahm er auch das stumme Knäblein des Nachbars mit, und siehe da, es ward durch ein Wunder redend. Nun ward das Kirchlein gebaut.

---

150. Der Wallfahrtsort Weißenstein bei Deutschnofen.

Südlich von Deutschnofen liegt der stark besuchte Wallfahrtsort Weißenstein auf einer bedeutenden Höhe. Der Weg dahin führt durch schön gelegene Felder zu einem Stege; von hier zieht er an einer ziemlich steilen Halde zur Marienkirche empor. Nur wenige Schritte jenseit des Baches liegt ein breiter und flacher Stein, fast wie eine Bank zum Ausruhen für Pilger. Diesen Weg machte nun auch ein-

mal der Teufel. Er trug in einer Kraxe auf dem Rücken einen Bauern, den er zu Deutschnofen aufgeklaubt hatte. Die Last mochte diesmal schwerer sein als gewöhnlich; er fühlte sich ermüdet und setzte sich zur Rast auf den breiten Stein. Siehe da! an der Stelle, wo die beiden Enden der Kraxen auflagen, hinterblieben mehr als zolltiefe Eindrücke im Stein, als ob der Teufel seinen saubern Kram auf eine weiche Wachsplatte niedergesetzt hätte. Es ging schon gegen Morgen; er mochte daher ziemlich Eile haben und trabte nun, durch die Rast neu gestärkt, auf seinem Bockgestelle von dannen, ohne die Eindrücke auf dem Stein bemerkt zu haben. Es lag ihm sehr daran, noch vor dem Ave Maria seine Beute in Sicherheit zu bringen. Denn wenn ihn der erste Ton der Morgenglocke auf der Oberfläche dieser Erde erreicht, muß er laut uralten Vertrages mit dem lieben Herrgott seinen Fang laufen lassen. Auch diesmal ging es ihm so. Kaum war er ein Viertelstündchen vom Steine entfernt, so tönte die Marienglocke vom Weißenstein herab, und aus war's mit seiner Herrschaft. Er mußte die Beute fallen lassen und fuhr mit der leeren Kraxe unter Schwefelgestank durch einen Felsen, wo zum warnenden Beispiel für alle dummen Teufel noch das Loch zu sehen ist.

151. Die guten Leute im Lesachthale.

Vor vielen Jahren gab es im Lesachthale in den Wäldern und auf den Alpen solche kleine Leute, die von rechtswegen nur Geister sind, und die man, weil sie den Menschen nichts zu Leide, wohl aber viel Gutes thaten, die „guoten Leutlan" hieß. Denn gar oft füllten sie einem Hirten, der ihnen ein „Reindile" voll Milch gab, dasselbe mit rothem Golde an. Sobald aber die Menschen im Lesachthale „immer znichter und znichter" geworden sind, hoben die guten Leute an, sich zu verlieren, und heutzutage sieht man von ihnen nichts mehr,

als einige Löcher in den Felsen, wo sie gewohnt hatten. Ein alter Hirte, der ihnen gar oft Milch gegeben, war so fürwitzig, sie über die Zukunft zu befragen. Er erhielt folgenden Bescheid: Wenn der Welt Untergang nahe ist, werden die Leute rothe, wie „Milchseichen" geformte Hüte aufsetzen, die Häuser werden ihnen zu eng, die Welt zu klein werden, und so schlechte Zeiten werden eintreffen, daß zwei Bauern zusammen nur einen Rock haben und sich oft aus Hunger um einen Eselskopf raufen werden. Bald darauf kommt der Türkenkrieg. Die Türken werden aus ihrem Land nicht heraus wollen, aber ein Engel wird sie beim Schopf hervorziehen und Elend und Jammer wird entstehen. Die Türken kommen nun das dritte Mal „in's Deutschland" und gar bis Cöln am Rheine. Da erbarmt sich Gott wieder der Christen und schenkt ihnen Sieg. Vom türkischen Lager steigt ein schwarzer Rauch empor, der vom Winde zusammen und als dicke Wolke wieder in den Rhein gedrückt wird. Das sehen die Christen für ein Zeichen an, daß für die Türken die Zeit aus ist, und fallen mit „neuer Schneid alla wanda hin drin", und treiben sie so weit aus dem Lande, als der schwarze Rauch vom Rhein getragen wurde. Aber das Ende der Welt ist da.

---

152. Die steinerne Spinnerin in Steiermark.

Im Weichselboden, einer wilden Gebirgsgegend der oberen Steiermark, lebte einmal eine Dirne, die aus dem, was bei andern eine Tugend ist, eine Sünde machte. Sie war überaus fleißig und emsig, das konnte ihr Niemand abstreiten; schon am frühen Morgen saß sie beim Rocken und ließ den Faden durch ihre Finger laufen, und noch spät in der Nacht beim flackernden Span schnurrte ihr Spinnrad. Daran wäre wohl nichts zu tadeln gewesen; allein sie ging zu weit, denn selbst am Tage des Herrn ließ sie die Arbeit nicht ruhen, und

während die andern Dirnen sich aufmachten und der entlegenen Kirche zueilten, sagte sie: „Ei, da wäre mir leid um die Zeit; die Stunden, die Ihr auf dem Wege zur Kirche zubringt, kann ich beim Rocken verwenden.“ — Das war nun wohl keine fromme Rede, denn der Himmel selbst will ja, daß der Mensch sechs Tage in der Woche arbeite, am siebenten aber ruhe. Zudem that sie das nicht aus Liebe zur Arbeit, sondern aus Habsucht, weil es sie verdroß, eine arme Dirne zu heißen, und weil sie um jeden Preis reich werden wollte. Gar oft warnten sie die Nachbarn und hielten ihr vor, daß es eine Sünde sei, den Tag des Herrn zu entweihen, und daß es nichts fromme, wenn man die ganze Welt besäße, an seiner Seele aber Schaden litte. Allein die Dirne hatte für Ermahnungen und Zurechtweisungen kein Ohr, sondern wies sie trotzig zurück und sagte einmal: „Sagt, was Ihr wollt; ich aber sage, warum hat mir's der liebe Gott so sauer gemacht, mir einen Brautschatz zu erwerben? Warum hat er mir nicht Geld und Gut gegeben, wie anderen Dirnen? Aber ich will ihm zeigen, daß ich nicht anstehe auf seine Gnade! Mir selber will ich's zu danken haben, was mir im Leben weiter helfen soll; darum will ich Tag und Nacht am Rocken sitzen und spinnen, und sollt' ich so lange spinnen, bis von Maria Zell der letzte Wallfahrer gekommen ist!“

Diese übermüthigen Worte waren nicht in den Wind gesprochen. Der Böse hatte sie gehört, und seine Freude darüber empfunden und der Dirne zugeflüstert, daß sie recht habe, und daß es Thorheit wäre, sich um Gott zu kümmern, wenn man sich selbst noch helfen könne. So wurde sie immer verstockter und sündhafter und gab ein so übles Beispiel für die ganze Gegend, daß Alles an ihr großes Aergerniß nahm. Nun war aber auch ihr Maß voll. An einem stürmischen Wintersonntage, während die frommen Gemeindebewohner in der Kirche waren, und die habsüchtige Spinnerin eben wieder zu Hause saß und, der Andacht ihrer Nachbarinnen spottend, ihr Rädchen drehte, brauste ein wilder Orkan daher, zerspellte die Hütte, worin sie hauste, wie eine Nußschale, faßte die Dirne sammt ihrem Rade, trug sie im Wirbel

fort und setzte sie auf einen hohen Felsen ab, wo sie, zur Strafe ihrer Gotteslästerung und unheiligen Geldgier, zu Stein erstarrte. Wohl hörten die Leute in der Kirche das dumpfe Brausen; allein sie ließen sich in ihrer Andacht nicht stören, sondern dankten vielmehr Gott, daß sie innerhalb der Wände ihres Tempels vor dem Unwetter geschützt waren. Als sie aber heimkehrten, da der Sturm sich schon gelegt hatte, und vorüber kamen an der Stelle, wo vor einer Stunde noch das Hüttchen der Spinnerin gestanden, da erblickten sie mit Schaudern den Gräuel der Verwüstung und starrten sprachlos zu dem Fels empor, auf welchem sie nun als Warnungszeichen für Kinder und Kindeskinder sammt ihrem Spinnrade versteinert saß.

Und so sitzt sie noch immer dort; wohl hat die Zeit die Umrisse der Gestalt schon unkenntlicher gemacht, aber das Rad ist stets noch deutlich zu erkennen, und das Auge des Landmanns, der die Geschichte weiß, findet auch bald die Spinnerin selbst heraus. Noch immer aber pilgern die frommen Wallfahrer nach Maria Zell, und die steinerne Spinnerin wird lange zu sitzen haben, wenn die Stunde der Erlösung nicht eher schlagen soll, als bis von Zell der letzte Wallfahrer kommt.

153. Der Wassermann von Obersteier.

Ungefähr in des Königs David Tagen zeigte sich in der Nähe des Erzberges in Obersteier ein Ungethüm von absonderlicher Gestalt, einer menschlichen Mißgeburt nicht unähnlich, erschien zuweilen in der Ebene, plätscherte aber am liebsten in dem dunklen Tümpel umher, der im nordwestlichen Klamme des Münnichthales, wo der Bach des Leopoldsteiner See's in den Erzbach mündet, ein düsteres Felsenbecken ausfüllt. Oft schon dachten die Bewohner der Umgegend daran, das unheimliche Wesen, das sie den Wassermann nannten, in ihre Gewalt zu bekommen, aber theils hatten sie doch nicht Muth genug, theils

wußten sie nicht, wie sie sich des glatten fischartigen Geschöpfes bemächtigen sollten. Da fiel es einigen klugen und beherzten Männern bei, daß es am besten wäre, allerlei Trink- und Eßwaaren hinzusetzen, und ein flimmerndes, inwendig mit Harz bestrichenes Gewand daneben zu legen, um den lüsternen Unhold anzuködern und zu überlisten. Wirklich ging er in die Falle, und nachdem er des Guten etwas zu viel gethan und das flimmernde Kleid aus Neugier angezogen hatte, fielen sie über ihn her, knebelten ihn und schleppten ihn im Triumphe mit sich fort.

Als sie gegen das Steinkreuz gekommen waren, das auf dem Pfade von Hieflau her hart am Wege steht, fing der Unhold fürchterlich zu heulen an und bat seinen Führer flehentlich, ihn loszulassen. Allein man wollte einen so kostbaren Fang nicht um so leichten Preis wieder fahren lassen. Immer ungestümer und wüthender geberdete sich der Wassermann; aber vergebens. Als er nun merkte, daß er es mit Leuten zu thun habe, welche sich nicht so leicht einschüchtern ließen, verwandelte er seine Drohungen in Bitten und versprach, ihnen alles zu gewähren, was in seiner Macht stände, wenn sie ihn frei gäben.

„Wohlan," sprachen sie, „so laß hören, womit Du Dich loskaufen kannst, und sag' uns überhaupt, wer Du bist; denn umsonst ist nicht einmal der Tod!"

Da nahm der Wassergeist eine ganz andere Gestalt an, in der er mehr einem Fürsten als einem Unhold glich, und erwiederte: „Ihr seht in mir den Geist des Erzberges. Hier bin ich gebunden und machtlos; denn mein Reich ist in den Tiefen der Erde. Wenn Ihr aber Mitleid an mir üben wollt, so soll es Euer Schaden nicht sein. Die Wahl steht Euch frei; was ich Euch bieten kann, ist:

Ein goldener Fuß:
Doch Gold bald schwinden muß! —
Ein silbernes Herz:
Die Zeit verzehrt's!
Ein eiserner Hut
Hält lang und gut!
Drum wählet klug,
So habt Ihr g'nug!

„Was ist da noch lange zu wählen," entgegneten die Landleute schnell entschlossen, „Du hast uns ja selbst gesagt, was wir begehren sollen. Wir wählen den eisernen Hut! zeig' ihn uns, so bist Du frei!"

„Es gilt!" rief der Berggeist, „dort steht er vor Euch; ein Hut, größer als jeder Fürstenhut, und dauerhafter als irgend ein zweiter auf der Welt!" und er wies auf den Erzberg, der nahe vor ihnen stand. „Bebaut diesen Berg, er wird Euch Eisen liefern, mehr als Ihr und Eure Nachkommenschaft braucht. Ihr werdet vergehen, aber der Erzberg wird bestehen, so lange die Erde steht!"

Das waren die Landleute zufrieden, und sie führten den Berggeist ohne weitere Unbill zurück an den Tümpel im Münnichthal, entkleideten ihn alldort wieder und ließen ihn ungehindert in das dunkle Wasser hinabsteigen. Kaum aber hatte er seine Fluthen berührt, als er Berg und Thal mit der Kraft seiner Arme erschütterte, ein höllisches Gelächter aufschlug und ihnen höhnisch zurief: „O Ihr verblendeten Thoren, die Ihr Euch mit der Schale begnügtet und den Kern vergaßt! Das Beste behielt ich mir doch zurück: das Kreuz in der Nüsse und den Karfunkelstein!" Mit diesen Worten verschwand er, und brausend schlug die schwarze Fluth über ihm zusammen.

Da war die Freude der Landleute wohl sehr getrübt, und fast zürnend sahen sie einander an, daß Keinem eingefallen war, um etwas zu fragen, wovon Keiner eine Ahnung hatte. Lange, lange zerbrachen sie sich die Köpfe über das Kreuz in der Nüsse, bis es endlich nach mehr als zwei Jahrtausenden Einem einfiel, daß damit die Magnetnadel in der Kapsel gemeint war, die dem Bergmanne so wichtige Dienste leistet. Aber über den Karfunkelstein, der das beste Grubenlicht abgeben soll, sind sie noch bis auf den heutigen Tag nicht im Reinen.

154. Mürzthalsage.

Südwärts vom Semmeringberge, der die Grenzscheide bildet zwischen Steiermark und Oesterreich, hauſete vor grauen Jahren in einer Gebirgshöhle, deren Ausgang ein tiefer See umfluthete, ein rieſiges Schalthier, der Schreck der Umgegend. Gleich einer losgeriſſenen Steinmaſſe ſchoß es oft unter dumpfem Donnergebrauſe durch den See hin, daß ſeine Wogen ſchäumend an's jenſeitige Ufer ſchlugen, bis es wieder in ſeine Höhle zurückkehrte, und der Waſſerſpiegel ſich langſam ebnete. Einmal aber fing der Berg ſelbſt, der die Höhle überwölbete und früher ſchon bisweilen gewankt hatte, zu berſten an. Aengſtlich warteten am Berge die Leute, was da kommen würde. Da brach die Fluth aus und trieb das Ungethüm zu ihrem Entſetzen in einen näheren See, während an der Stelle des abgelaufenen ein neuer Berg ſich emporhob. Da, wo jetzt Krieglach liegt, konnte man damals noch mit einem Krüglein in der Au (Ach) Waſſer ſchöpfen. Allein das Scheuſal raſtete auch hier nicht, ſondern bohrte ſich immer tiefer in den Berg hinein, an deſſen nordweſtlichem Abhange auf einem Edelſitze eine Mutter mit ihrem inniggeliebten Kindlein wohnte. In einer mondhellen Nacht barſt auch dieſer Berg, ein Theil des Schloſſes fiel ſammt dem ſchlummernden Kinde in die Tiefe. Der Berg ſank ein und verſchwand in dunkler Fluth, nur ein lichtes Eck deſſelben blieb noch ſichtbar. Verzweifelnd rannte die Mutter hinaus und ſpähte nach ihrem Lieblinge. Da trieb allerlei Trümmerwerk auf den Wogen einher, darunter auch die Wiege mit dem erſtarrten Kindlein. Jammernd ſtürzte ſich die Mutter nach. Endlich brach der Tag an und goß ſein freundliches Licht über den Schauplatz der Verwüſtung aus. Bewußtlos, doch nicht todt, lag, von der erbarmenden Welle ausgeſpült, die Mutter am Ufer. Sie erwachte, fühlte ihren Verluſt von neuem, und rief durch das Thal: „Mein Kind! mein Kind!“ — Jetzt bog ſie um die Ecke, und ſiehe! wohl-

behalten, mit Muscheln spielend, saß am Fuße des Berges ihr Kind. Ihrer selbst vor Freude kaum mächtig schloß sie das Wiedergefundene an ihr Herz und pries laut des Himmels wunderbare Fügung.

Das Volk aber erklärte sich aus jener Sage gar sinnreich die Namen: Schaldorf, Wartenberg, Krieglach, Lichteneck, Kindthal und Kindberg.

155. Reuter zeigen Kaiser Heinrichs VII. Tod an.

Im Hause des Burggrafen zu Mailand ist, wie der Herzog von Genua erzählt hat, in einem großen Saale nach Sonnenuntergang ein gewaffneter Mann, zu Pferde sitzend, in einer herrlichen Gestalt gesehen. Nachdem ihn Viele also angeschaut, ist er unter großem Schrecken derer, die ihn gesehen, verschwunden. Drei Tage danach sind an derselbigen Stelle zween Reuter in gleicher Gestalt erschienen, die lange gegeneinander gestritten und danach auch verschwunden sind. Kurz darauf ist Kaiser Heinrich VII. zu großem Schaden und Nachtheil des Burggrafen gestorben.

156. Salzburger Goldgulden.

Ein Weib träumte, daß sie ein Ei von einer Henne gefunden und einen neuen Mantel dafür gekauft habe. Am Morgen darauf ging sie zu ihrer Nachbarin, die eine Zauberin war und wahrsagen konnte, und fragte sie nach der Bedeutung des Traumes. Die Nachbarin antwortete: „Reiß die Wand nieder, so wirst Du einen Schatz vergraben finden. Das hat sie und fand eine silberne Kandel voller Salzburger Goldgulden. Den Deckel oder das silberne Ueberbindlein

von der Kandel brachte sie der Zauberin zum Lohn, die aber wußte wohl, was in der Kammer gewesen war, und sprach: „Wie, bringst Du mir allein ein Stücklein von des Eies Weißem, warum versagst Du mir ein Stücklein von seinem Gelben?"

---

157. Wein und Freudenlicht auf einem Schlosse bei Wien.

Auf einem Schlosse nahe bei Wien beredete eine alte Magd drei adlige Jungfrauen, daß sie erkunden sollten, wer ihre Bräutigame sein würden, und unterrichtete sie daneben, was sie deshalb thun sollten. Sie sollten aber von ihrem Abendessen ein wenig übrig behalten und diese Bißlein nebst einem Trunke Wein auf die Tafel setzen und zugleich auch ein Freudenlicht. Alsdann sollten sie bestimmte Worte sprechen, wodurch ihre Bräutigame gezwungen würden, am Tische zu erscheinen. Diesem allen kamen sie fleißig nach. Kaum waren die Ceremonien vollbracht, als sich drei Cavaliere sehen ließen. Sie setzten sich an die Tafel, und jedweder aß von dem Teller derjenigen, deren Mann er werden sollte. Gleich darauf begannen sie zu spielen. Dem Cavalier des einen Fräuleins entfiel ein Kartenblatt, deshalb trat die Jungfrau aus Höflichkeit hinzu, bückte sich unter den Tisch, hob das Blatt auf und wollte es ihm wiedergeben. Dabei ward sie gewahr, daß der vermeinte Edelmann abscheuliche Bocksfüße hatte. Darüber erschrak sie so sehr, daß sie der empfangenen Warnung, nicht ein Wort zu reden, vergaß. Sie schrie mit lauter Stimme: Herr Jesu, steh' mir bei, und lief alsbald hinweg nach ihrer Mutter Kammer. Ihr Cavalier lief ihr zwar nach, mußte aber vor der Kammerthür stehen bleiben. Danach verschwand er und man fand die andern zwei Jungfrauen nebst der alten Magd todt und ganz zerrissen auf der Erde liegend.

---

158. Die Schlacht auf dem Markfelde 1278.

Der unruhige und durch seine ehrsüchtige Gemahlin zu einem rebellischen Friedensbruche geneigte König Ottokar von Böhmen verspielte in dem scharfen Treffen mit dem sieghaften Kaiser Rudolf I. aus dem Hause Habsburg, welcher mit der römisch-deutschen Reichskrone beehrt worden war, nahe bei Kustendorf auf dem Markfelde das Feld sammt dem Leben (1278). Vierzehntausend der Seinigen wurden erschlagen. Damaliger Gewohnheit nach lagerte sich der Kaiser auf die Wahlstatt und verharrte darauf drei Tage. In dieser Zeit wurden die Erschlagenen und das feindliche Lager geplündert. Während dessen hat man um Mitternacht daselbst mancherlei Geprassel, Tumult, Getöse und Waffenklang gehört. Man erblickte auch bisweilen eine große Schaar von Geistern. So ließen sich auch nach der Zeit viele Gespenster auf dem Markfelde sehen in Gestalt mancher bekannten Leute, die in der Schlacht geblieben waren.

---

159. Die Gründung des Benedictiner-Klosters Orlau im Teschnischen.

Als einst der Herzog Mesko mit seiner Gemahlin Ludmilla in den dichten Wäldern sich mit der Jagd beschäftigte, erblickten sie an demselben Orte, wo jetzt die Kirche stehet, einen auf hohem Baume sitzenden Adler von bewunderungswürdiger Größe, der im Schnabel sein erbeutetes Opfer hielt, welches er unversehens zu Boden fallen ließ. Darüber, so wie über den mächtigen Vogel erschreckt, brachte die Herzogin an derselben Stelle einen Knaben zur Welt, welcher in der Taufe den Namen Kasimir erhielt. Zum Andenken an die Erscheinung und die glückliche Niederkunft bauten die Eltern an derselben

Stelle eine Capelle und legten, nachdem der Wald zum Theil ausgerodet war, eine Ortschaft an, die sie nach dem ihnen erschienenen Adler Orlau benannten.

---

160. Die heilige Anna.

Die heilige Anna, die Mutter der Maria, ist an einem Dienstag geboren und gestorben und wird am Dienstag vorzugsweise verehrt. Sie hilft in Feuer- und Wassersnoth und ist ein Trost den Eheleuten. Sie wurde oder wird noch besonders hoch gehalten in der Nähe von Ellwangen in Württemberg und auf dem Steinerberg, womit vielleicht der Steinberg in Baiern gemeint ist. Ein Mädchen im mährischen Neustadt ehrte sie von früh auf gleich ihren Eltern am Dienstag und erfuhr deshalb große Gnade. Erst drei Jahre alt, ging es an einem Sonntag Nachmittag in die Kirchenlehre, um ein Bild der St. Anna zu erhaschen. Sie erhielt es; als sie es aber auf dem Heimwege beschauen wollte, entführte ihr's der Wind und trieb's in einen Brunnen. Da lief das Mägdlein an den Brunnen und fiel hinein, zehn Klafter tief. Alsbald liefen an dem Brunnen viele Leute zusammen, und ein Bergmann fuhr in den Brunnen hinein, das Kind herauf zu holen. Wie er aber hinabkam, stund ihm da ein Glanz an, und er sah das Mägdlein im Brunnen herumgehen und das allerliebste Kind zeigte ihm sein Bild, stieg auch alsbald mit ihm glücklich wieder heraus. Das Mägdlein aber hat nachher ausgesagt, die Frau wäre bei ihr gewesen, gar wunderschön anzuschauen, hätte ihr das Bild gezeigt und den ganzen Brunnen erleuchtet.

---

161. Mariaschein.

Da, wo die waldigen Höhen des böhmischen Erzgebirges gegen Mittag zu sich in Obstbaumhügel verlieren, liegt jetzt von lieblichen Auen und fruchtbaren Feldern umsäumt wie in der Mitte eines großen Obstgartens eine Stunde nördlich von Teplitz der Wallfahrtsort Mariaschein.

Nach der Zerstörung des Frauenklosters Schwatz bei Bilin durch die Hussiten im Jahre 1421 flüchteten hieher die letzten Klosterjungfrauen mit dem Gnadenbilde der schmerzhaften Mutter Gottes von Schwatz. Alle fanden bald unter den Entbehrungen in dieser damals noch sehr wilden Gegend ihren Tod. Maria im Elende wurde die Stelle damals genannt. Die letzte der Klosterjungfrauen verbarg vor ihrem Tode das Gnadenbild in einem hohlen Lindenbaume neben einer Quelle, die unter dem jetzigen Hochaltare in der Kirche entspringt. Eine Reihe von Jahren nach dem Tode dieser Klosterjungfrau kam eine Magd aus der nahen Bergstadt Graupen am Feste Mariä Geburt, den 8. September, zu dieser Linde, um neben der reichlich hervorsprudelnden Quelle grünes Futter für die Thiere zu holen. Aber aus dem grünen Grase sprang eine furchtbare Schlange auf und schlängelte sich um ihren entblößten Arm. Das arme Mädchen ließ vor Schrecken die Sichel fallen und brach in einen kläglichen Angstruf aus. Während dieses Angstschreies aber erhob die Schlange ihren Kopf gegen die Höhlung der Linde hin, wo das Muttergottesbild verborgen war und zischte gegen dasselbe auf eine so grimmige Art, daß selbst das geängstigte Mädchen darauf aufmerksam wurde. Nach langem Zischen und Pfeifen fiel die Schlange, als wäre sie plötzlich erlahmt, von ihrem Arme herab in's Gras, ohne die Magd im mindesten verletzt zu haben. Sie verkroch sich in dem Grase und ward von Niemand mehr gesehen, wie viel auch dieser Platz seitdem besucht wurde. Das Mädchen lief nach Hause und erzählte ihrem Dienstherren das Ereigniß.

Dieser eilte mit einem andern Bürger von Graupen zur Linde und meinte, daß die Schlange einen Schatz in derselben angezeigt habe. Statt dessen fanden sie in der Höhlung der Linde die verborgene Bildsäule der schmerzhaften Mutter Gottes. Sie wagten nicht die Bildsäule zu berühren. Allein der Pfarrer von Graupen ordnete eine feierliche Processsion an, um das aufgefundene Muttergottesbild auf eine geziemende Weise in die Pfarrkirche nach Graupen zu übertragen. Wie groß war jedoch das Erstaunen des Volkes, als das Bild am nächsten Morgen an seinem Platze nicht mehr zu finden war! Wohl aber fand man es in der Linde wieder. Noch zweimal wurde es nach Graupen gebracht, aber immer kehrte es von selbst in die Linde zurück. Das Gnadenbild wurde nun an seiner Stelle in der Linde gelassen und die frommen Graupener Bürger bauten sogleich vor der Linde für die andächtigen Beter eine hölzerne Capelle. Daraus entstand das Kloster und der Wallfahrtsort, der jetzt Mariaschein heißt. Der Mariabrunnen gilt für wunderkräftig.

---

162. Die Rumpelgeister vor dem Hussitenkriege.

Vor dem Hussitenkriege hörte man in einem Thale an den böhmischen Grenzen bei Nachtzeit nicht allein ein Geschrei vieler wider einander fechtender Reuter, sondern oft sah man auch die Reuter selbst in Kleidern von allerlei Farben. Darüber kam einst in dem zunächst gelegenen Schlosse zweien Knechten die Lust an, solchem Lärm persönlich zuzuschauen und sich also der rechten Gewißheit zu versichern. Deswegen setzten sie sich Nachts zu Pferde und ritten dahin. Bevor sie aber näher hin gelangten, scheute sich der Eine weiter zu reiten und sprach zu seinem Gefährten: „Wir wollen uns damit begnügen, daß wir dies gesehen haben. Ich mag diesen Abentcuern nicht näher kommen. Die Alten pflegen zu sagen, man müsse mit dergleichen nicht

viel scherzen." Der Andere spottete seiner und verlachte ihn als einen feigen und verzagten Menschen. Zugleich spornte er sein Pferd an und jagte den erblickten Nachtreutereien entgegen. Alsobald aber kam aus den vordersten Truppen ein Reuter hervor, hieb ihm den Kopf ab und kehrte zu seinen Truppen zurück. Der Andere ergriff die Flucht und zeigte auf dem Schlosse an, wie es seinem Kameraden ergangen. Am folgenden Morgen fand man den Rumpf des Getödteten und nicht weit davon den Kopf. Doch wurden da, wo jene Reuterschaar sich befunden, weder Hufschlag, noch menschliche Fußstapfen gefunden, sondern nur an einigen morastigen Stellen Spuren von Vogelklauen.

163. Der Bock von Frauenberg.

Das hussitische Heer blieb nicht beisammen. Ein Theil desselben ging auch mehrmals über die oberpfälzische Grenze. So im Jahre 1430, da die Heereshaufen ganz Franken überschwemmten und sengend und plündernd fast bis an die Thore von Frankfurt am Main gelangten. 1432 erschien eines Tages eine Abtheilung vor dem Bergschlosse Frauenberg an der baierisch-böhmischen Grenze, um die Veste zu belagern in der Hoffnung auf reiche Beute. Die Hussiten führten eine Wagenbüchse mit sich, waren aber so ungeschickt im Gebrauche derselben, daß sie täglich nur zwei Schüsse nach der Burg thun konnten, was ihnen wenig nützte. Die Belagerung zog sich daher in die Länge und den Belagerern selbst scheinen die Nahrungsmittel zuletzt etwas knapp geworden zu sein. Der Befehlshaber des Schlosses war Martin von Nothhafft. Er rettete endlich die Burg vor ihren Feinden durch einen klugen Einfall. Die Besatzung war schon mehrere Wochen ohne Zufuhr und das letzte lebende Thier auf Frauenberg, ein alter Geißbock, dessen Fleisch nicht besser war als Schuhleder, kam endlich an's Messer.

Martin selbst nahm bei der Vertheilung einen Bocksschinken für sich. Er ließ ihn zubereiten wie Wildbraten und übersandte ihn dem Anführer dieser hussitischen Abtheilung, dem früheren Schneider Hédwiça, mit der Bestellung, daß es ihm trotz aller Wachsamkeit der Belagerer gelungen sei, mehrere Wagen frisches Wildpret in die Burg einzuschmuggeln. Der Schneider aß den Bocksschinken für Wildpret und dachte, gegen eine so gut verproviantirte Festung könne er am Ende doch nichts ausrichten. Deswegen hob er die Belagerung auf und zog mit den Hussiten von dannen. Wegen des Bockes von Frauenberg aber, mit dem der Schneider Hédwiça getäuscht wurde, werden die Schneider noch heute von andern Handwerkern oft Ziegenböcke genannt.

---

164. Zeichen vor dem schmalkaldischen Kriege.

Um die Zeit, da der schmalkaldische Bund aufgerichtet wurde, sah man in der Luft etliche Reuter, denen bald die mit Faustkolben gewaffneten Bauern folgten. Sodann stieg aus einem Wasser ein hoher Turm auf und nicht weit davon ein Mann, der Wasser schöpfte, aber danach von einem Drachen verfolgt ward. Die beiden ersten Erscheinungen verschwanden bald, die anderen waren lange zu sehen. Man meinte, daß hierdurch der Ausgang des schmalkaldischen Bundes angedeutet sei.

1538 sah der Bürgermeister von Schmalkalden im Traume einen Löwen, welcher rathschlagende Männer in langen Röcken bestritt. Sie hatten ihn umzubringen getrachtet. Endlich verwandelte er sich in die Gestalt Christi und predigte, da fielen die Männer vor ihm nieder. Neben dem Löwen hatte sein Hüter gesessen, ein schlafender Mann mit gesenktem Kopfe.

Auch der Kampf von Sievershausen soll vorbedeutet sein. Mauritius, nun Kurfürst von Sachsen, gereizt durch des Kaisers Willkür und durch

das Interim, griff mit Frankreich im Bunde den Kaiser Karolum an, zwang ihn 1552 zum Passauer Vertrage und fiel 1553 bei Sievershausen gegen den kriegerischen Markgrafen von Brandenburg-Culmbach. Einige Tage und Nächte vorher, ehe sie gegen einander auf die Wahlstatt rückten, hörte man auf den sächsischen Feldern ein starkes Gerassel, Geschrei und Geheul, wie das Jauchzen und Lamentiren derer zu lauten pflegt, die im Streite entweder oben oder unten liegen.

165. Jungfer Prießnitz und die Schweden.

Das Gut, welches Vinzenz Prießnitz hinterließ, war früher nur ein geringes Bauerngut, wie ihrer mehrere sich zu Gräfenberg befanden. Von dort wurde Jungfer Prießnitz im Schwedenkriege durch schwedische Soldaten geraubt und etwas höher in's Gebirge hinauf getragen an einen schönen Waldquell. Allda ward sie an Leib und Seele unversehrt von ihren Verwandten dem Feinde wieder abgejagt und in ihr Vaterhaus zurückgeführt. Jetzt haben sich die Besitzungen des Prießnitz'schen Hofes bis an jene Waldstelle und darüber hinaus ausgedehnt, und die Quelle hat den Namen Prießnitzquelle erhalten.

166. Der Pater und die Schlüsseljungfer von Perenstein in Mähren.

Im Jahre 1626, da Tilly bei Lutter am Barenberge siegte, etwa um die Mitte der für die Protestanten sehr unglücklichen dänischen Periode des dreißigjährigen Krieges, bemühte sich ein Pater, in Böhmen viele Leute wieder zur römisch-katholischen Kirche zu bringen. Danach reiste er auch in das angrenzende Mähren. Er gelangte zunächst in

das berühmte Schloß Perenstein und zeigte seine kaiserlichen und königlichen Befehlsschreiben vor. Man nahm ihn in das Schloß auf und wies ihm eine Wohnung an. In den ersten Tagen spazierte er um und durch das Schloß, durchblickte die offenen Zimmer und Gemächer und besah auch von der Höhe herab die ganze Umgebung.

Indem er nun so gar eifrig war, auf alles zu merken, ging eine zierlich ausgeschmückte Jungfrau mit einem Bund Schlüsseln aus einem Gemache hervor. Der Pater, der sie für eine Hofdame oder Kammerjungfer ansahe, grüßte und redete sie freundlich an. Er sagte, er sei hier angekommen als ein Gast, die Unterthanen in der katholischen

Religion zu unterrichten. Derhalben wolle er auch ihr seine geistliche Aufwartung machen, und an seinem Dienstfleiße nichts mangeln lassen. Die Schöne lächelte ihm hierauf mit einem gar züchtigen Blicke überaus lieblich zu. Sie neigete sich, als ob die Schamhaftigkeit ihr keine Gegenrede gestattete, gar höflich und ehrerbietig gegen ihn anstatt der Antwort wie Frauen pflegen. Damit ging sie schnell von dannen. Nach einigen Tagen wollte der Pater eine Predigt halten. Um seine geschriebene Predigt desto besser dem Gedächtnisse einprägen zu können, suchte er am Sonntag Morgen die Einsamkeit. Da erblickte er die Jungfrau in einer Sommerlaube oder auf einem Gange mit aufgelöstem Haar und um's Gesicht herumliegenden Haarlocken, die sie mit sonderbarem Fleiße kämmte. Als sie den Pater sahe, warf sie die Locken auf den Rücken zurück und gab sich zu erkennen. Der Pater war ganz ernsthafter Natur und allezeit für einen eifrigen Mann geachtet worden. Er sprach: „Ei, ei, es schickt sich nicht, daß man am Sonntage gar zu viel auf das Schmücken und Putzen denke. Besser, man bereitet die Seele zur Anhörung des göttlichen Wortes durch ein andächtiges Gebet." Sie that, als begehrete sie ihm zu gehorchen, verbarg stracks den Kamm, legte die Hand auf den Mund, neigete das Haupt ganz ehrerbietig und ging damit hinweg. Er stieg hernach hinunter und begab sich aus dem Schlosse nach der Kirche, welche ganz von weißem Marmel erbaut war. Daselbst verrichtete er den Gottesdienst und legte die Predigt ab. Ueberall in der Kirche ließ er die Augen herumgehen. Es gefiel ihm aber nicht, daß ihm die edle Jungfrau nirgends zu Gesichte kommen wollte. Er dachte, sie möchte etwa zur römischen Religion keine Lust haben, oder sonst nicht gewohnet sein, die Kirche oft zu besuchen. Als er daher wieder auf's Schloß kam, klagte er bei dem Schloßhauptmann darüber, daß die Schloßleute kein gutes Beispiel gäben. Der Schloßhauptmann forschete, was das für eine Jungfrau wäre, die er so verklagete; was sie für Gestalt und Kleidung hätte, und wo er sie vorher gesehen.

Da kam's heraus, daß es das jungfräuliche Gespenst gewesen war, welches von undenklichen Zeiten her im Schlosse herumging.

---

167. Die weiße Frau in Böhmen.

Die weiße Frau zeigt sich in den Schlössern der Herren von Rosenberg und von Neuhaus in Böhmen. Sie deutete von Alters her eine Leiche vorher an. Herr Georgius Müller, Pater der Societät Jesu zu Prag, sagte, daß er die weiße Frau selber um die Mittagstunde gesehen. Sie sah herab aus einem Schloßfenster von einem öden und unbewohnten Turme, zu welchem Niemand mehr hinaufsteigen konnte, weil alle Stufen und hölzerne Stiegen vor Alter verfault waren. Ihr Auge war gerichtet auf die untenliegende Stadt Neuhaus und sonderlich auf den Markt. Sie war ganz weiß und trug auf dem Kopfe einen weißen Wittwenschleier mit weißen Bändern. Ihre Statur war lang und ihr Angesicht gar sittsam. Da aber auf dem Markte Alles mit Fingern auf sie zeigte und sie merkte, daß man nach ihr hinaufschaute, trat sie zwar von ihrer Stätte nicht hinweg, wurde aber immer kleiner, gleich als ob sie hinabstiege, und verschwand endlich gänzlich.

Wenn eine Geburt oder Vermählung bevorsteht, so geht die weiße Frau zur Bedeutung solcher fröhlichen Vorfälle ganz weiß umher, im Talar nach der Weise vornehmer Standeswittwen. Steht aber ein Sterbefall bevor, so hat sie schwarze Handschuhe. Der Gubernator zu Neuhaus gab den armen Leuten noch um's Jahr 1690 in der Charwoche am grünen Donnerstag von undenklichen Zeiten her eine Gastung. Zu dieser Mahlzeit versammelte sich aus der ganzen Umgegend eine solche Menge der Armen, daß alsdann in dem Neuhauser Schlosse bis zehntausend solcher armen Gäste gezählet wurden. Auf den geräumigen Schloßplätzen setzten sich je zwölf zusammen auf die

Erde, weil in den Gemächern eine solche Menge keinen Raum fände. Damit keine Unordnung entstände, zählte man die Tische. An jeden Tisch wurden besondere Aufwärter gestellt, welche zu Tische dienen, die Speise auftragen, Trinken bringen und einschenken mußten. Diese Aufwärter waren keine gemeinen Leute, sondern lauter Befehlshaber und Beamte, als da sind Amtmänner, Capitaine, Burggrafen, Schreiber und Verwalter; auch Rathsherren und andere angesehene Bürger der Stadt. Gewöhnlich ging der Herr des Ortes selbst mit etlichen vornehmen Gästen vor dem Gepränge der Gerichte her, trug die erste Schüssel zu und ein starker Haufen der Tafeldiener folgte ihm nach.

Weil es aber nicht möglich war, daß eine so große Menge Volkes an einem Orte zu derselbigen Zeit zugleich essen konnte, so ließ man der Gäste nicht mehr zugleich ein, als der Raum verstattete. Waren diese gesättiget, so ließ man sie hinten aus dem Schlosse heraus und führte wieder andere hinein, bis Alle der Mahlzeit genossen hatten.

Die Speisen, welche man ihnen vorsetzete, waren folgende: erstlich wurde ein dreipfündiges Brot aufgelegt. Hernach wurde eine Suppe von Bier oder anderer Brühe aufgesetzt, die gar fett und mit Butter wohl geschmelzet war. Danach kamen zweierlei Speisen von Karpfen und endlich der sogenannte süße Brei. Dieser mag aus Erbsen, Heidelkorn (Buchweizen) oder sonst aus einer anderen Hülsenfrucht gekocht sein. Vor Alters pflegte man ein wenig Honig drein zu thun, darum nannte man ihn den süßen Brei. Dünnes Bier gab man den Leuten so viel sie forderten. Zuletzt bekam Jeder auch sieben Prätzeln von Semmelmehl. Die meisten Gäste nahmen mit sich nach Hause, was sie konnten. Sie brachten darum zween Hafen oder Töpfe mit sich. In den einen warfen sie zwei Theile von den Karpfen, wiewohl dieselben doch in der Würze und Zurichtung verschieden waren. In den anderen schütteten sie das Bier. Alles, was sich nicht theilen läßt, die Suppe, das Eingeweide und den Brei verzehreten sie zusammen mit einander. Bei dieser Gelegenheit wurden ganze Fischteiche geleert.

Alte, fast hundertjährige Leute sagten zu jener Zeit aus, sie

hätten von ihren Vätern und anderen alten Leuten vernommen, wie ehemals eine fürnehme Matrone fürnehmen Stammes gewesen wäre, der man die Vormundschaft über die verwaisten jungen Herren von Neuhaus anvertraut hätte. Sie sei wie eine Wittwe in Wittwenkleidung gegangen und die weiße Frau genannt worden. Es sei dieselbe, welche im Schlosse erschiene, wie die Vorfahren gleichfalls angezeiget hätten. Sie habe angefangen das Neuhausische Schloß zu bauen und mit großer Beschwerung aller Unterthanen viele Jahre über solchem Werke zugebracht. Dabei habe sie aber den Frohnen der Unterthanen freundlich zugesprochen und sie auf das Ende dieser Arbeiten und Frohndienste vertröstet. Jedwedem habe sie sein Arbeitslohn mit baarem Gelde bezahlet und ihnen allen zugerufen: „Arbeitet für Eueren Herren, Ihr getreuen Unterthanen, arbeitet! Wenn wir das Schloß werden verfertiget haben, will ich Euch und allen Eueren Leuten einen süßen Brei vorsetzen.“ Denn diese Art von Reden führeten die Alten, wenn sie Jemanden zur Mahlzeit luden.

Im Herbste sei endlich das Schloß fertig gewesen. Da habe die weiße Frau, ihres Versprechens eingedenk, allen Unterthanen ein herrliches Mahl zugerichtet und während der Mahlzeit zu ihnen gesagt: „Zu steter Gedächtniß Euerer Treue gegen Euere liebe Herrschaft sollt Ihr jährlich eine solche Mahlzeit haben. Also wird das Lob Eueres Verhaltens bis auf die späten Nachkommen fortgrünen.“ Nachmals hätten die Herren es für passender gehalten, daß man diese Mahlzeit aus dem Herbste auf den Tag der Einsetzung des heiligen Abendmahles verlegte, weil an diesem Tage ohnehin die Armen von reichen und vornehmen Christen traktirt wurden. Diese Veränderung wäre kaum über hundert Jahre alt.

Das wüste Schloß Tollenstein in Böhmen, in welchem viele Schätze verborgen liegen, wird gleichfalls von der weißen Frau bewohnet oder besuchet. Mitunter schaut sie zum Fenster herab, worüber sich alsdann die Wandersleute verwundern und sie grüßen.

Sie sei und bleibe nun wer sie wolle (sagte ein Mann, der's

erzählte): „ich verlange sie weder weiß noch schwarz zu sehen, will auch kein Vorzeichen zur Warnung für ein unversehenes Lebensende erwarten, sondern mich genug gewarnt achten und täglich auch selbst warnen mit der Warnung des Herrn: „„Wachet, denn Ihr wisset nicht, zu welcher Stunde des Menschen Sohn kommen wird.“

168. Hans Heiling.

Ein junger Hirt, Hans Heiling mit Namen, weidete in einem rauhen aber schönen Thale, durch welches sich die Eger bis beinahe an's Carlsbad durchwindet, seine Herde. Einst sah er ruhig zu, wie diese sich nach und nach auf dem jenseitigen Ufer zerstreute. Der schwüle Tag bewirkte endlich sogar, daß er einschlief. Als er erwachte, war die Eger furchtbar angeschwollen und seine ganze Herde von ihm getrennt. Händeringend stand er am Ufer, denn hinüber zu schwimmen war nicht möglich; da klang ihm plötzlich eine angenehme Stimme aus den Wellen entgegen, er sah hin und erblickte eine Erscheinung, die ihn hinüber zu tragen und zu heiraten versprach, wenn er sie lieben und ihr ewig treu bleiben wollte. Die Bedingung dünkte ihm eben nicht schwer, besonders da dieses überirdische Wesen ein gar liebes und freundliches Mädchen zu sein schien. Hans Heiling schlug ein, erreichte seine Herde wieder und wurde wirklich der glücklichste Mensch; denn er sah sich in kurzem so reich und begütert, daß er hier, wo ihm die Jungfrau erschienen war, ein prachtvolles Schloß erbauen ließ, worin er von aller Arbeit und allen Sorgen frei unter den angenehmen Zerstreuungen, die ihm seine zahlreiche Dienerschaft verschaffte, ein wonnevolles Leben führte. Lange konnte er vor Vergnügen gar nicht zur Besinnung kommen. Allmählig schlichen sich aber allerhand Zweifel und Sorgen bei ihm ein, Betrachtungen über die Vergänglichkeit der irdischen Dinge, kleine Schaueranfälle bei dem Ge-

danken an die verrufene Geisterwelt, mit welcher er sich in ein so enges Bündniß eingelassen hatte, traurige Aussichten in's andere Leben, die ihm seine besten Stunden verbitterten. Alle diese Scrupel erwachten zu seiner Qual, nachdem er ein schönes frommes Menschenkind kennen gelernt hatte, das ihm nicht abgeneigt schien. Offenbar konnte ihm sein bisheriger Umhang mit dem fremdartigen und unheimlichen Wesen den Besitz einer braven Ehefrau nicht ersetzen. Um den begangenen Fehler wieder gut zu machen, entschloß er sich frisch zur Heirat. Der Vermählungstag war da und die Hochzeitsgäste auf dem Schlosse versammelt; das Brautpaar schritt schon voran zur Kapelle, wo ein Mönch es für immer vereinigen sollte, als sich plötzlich aus den Wellen der Eger unter schrecklichem Blitzen und Donnern die beleidigte Wasserfrau erhob, auf deren Wink das Schloß versank und die ganze Hochzeitsgesellschaft in Stein und Felsen verwandelt wurde zur Warnung für Alle, die mit Lieb' und Treue wie mit einem Spielwerke umgehen. Das ist der Hans Heiling im Felsen.

169. Der erste Dudelsackspfeifer.

Die Bewohner von Strakonitz in Böhmen eignen sich die Ehre, den Dudelsack erfunden zu haben, mit vielem Stolze zu. Der erste Dudelsackspfeifer, ein Strakonitzer, hatte einst auf einer Hochzeit wacker aufgespielt und, wie sich von selber versteht, wacker dabei getrunken. Sehr begeistert und mehr in einer unterirdischen Welt wandelnd, ging er nach Hause. Da begegnet ihm ein schwarzgekleideter Herr, hält ihn an und fragt, ob er den Dudelsack spielen könne. Nachdem der Spielmann dies freudig bejat hat, erhält er vom genannten Herrn die Weisung, diesem zu folgen. Sein Begleiter führt ihn in einen prächtigen, hell erleuchteten Saal, unter eine vornehme Gesellschaft von lauter schwarzgekleideten Herren. Diese empfangen den Spielmann

sehr höflich, geben ihm das Beste zu essen und zu trinken und gebieten ihm dann, seine Tänze aufzuspielen. Sie machen ihm aber zur Bedingung, so lange er in ihrer Mitte und in diesem Saale verweile, ja nicht den Namen „Gott" auszusprechen. Das gelobt der Musicus, spielt, und die schwarzen Herren tanzen nach Herzenslust. Mit den Leistungen des Spielmannes zufrieden, rufen sie diesen nach beendigtem Tanze in ihre Mitte und wollen ihn belohnen. Jeder schüttet ihm eine Hand voll neuer blanker Goldstücke in den Hut; der arme Spielmann ist überglücklich und in der Freude seines Herzens ruft er: „Gesegene es Euch Gott!" Aber kaum sind diese Worte seinen Lippen entflohen, so thut es einen furchtbaren Knall; die schwarzen Herren, der Saal, die hellen Lichter und die blanken Goldstücke sind verschwunden. Der Spielmann erwacht aus seinem Schlafe, blickt auf und sieht sich unter dem Galgen. Dahin hatte er sich in der Nacht verirrt, da hatte er den furchtbaren Traum gehabt, da hatte ihn der liebe Gott gewarnt. Nun geht er in sich, fängt an zu beten, und um seine Seele nicht wieder dem Teufel in die Hände zu spielen, vermacht er seinen Dudelsack der Kirche zu Strakonitz, allwo man ihn noch lange hinter dem Hochaltar aufgehängt bewahrte.

170. Bergmännlein und Bergschmiedlein in Böhmen.

Die Bergmännlein erscheinen wie die Zwerge dreier Spannen lang. Zu Cutna in Böhmen sieht man sie oft in großen Schaaren aus dem Bergwerke heraus, und herumfliegen. Oft stellen sie sich den Metallgräbern in's Gesicht und zwar als alte Männlein mit einem drei Ellen langen bis auf den Unterleib hängenden Barte, gekleidet wie die Bergleute, in einem gekappten Hemde und mit einem um die Lenden herabhängenden Leder. Sie tragen Laternen, Schlägel, Hammer und anderes Bergmannsgeräth.

So schweifen sie in den Schachten und Gängen herum, darin man bereits die Metalle gräbt oder vermuthen kann. Deswegen werden die Bergleute dadurch von der Arbeit nicht abgeschreckt, sondern wie durch ein gutes Zeichen aufgemuntert, desto hurtiger und eifriger zu arbeiten. Nur an einzelnen Orten wüthen sie und erscheinen in grimmiger Gestalt. Bisweilen hört man sie auch wohl im Takt, wie die Schmiede auf dem Ambos pflegen, das Eisen umkehren und mit Hammern schlagen. Oft hört man sie zu Cutna auch gar subtil klopfen oder hämmern und bicken, als ob drei oder vier Schmiede etwas stießen.

Solche Geister werden auch Hausschmiedlein genannt, weil man sie nicht nur in den Berggruben, sondern auch in manchen Häusern vernimmt, besonders wenn eine merkliche Veränderung zur Freude oder zum Leide vorgehen soll.

---

171. König Prçmislaus von Böhmen 1190.

Zu Prag im Böhmerland regierte vor siebenhundert Jahren König Prçmislaus, ein stolzer Fürst, in Pracht und Herrlichkeit. Doch sein Glück hatte keinen Bestand und das Schicksal spielte mit seiner Krone, wie der Wind mit welkem Laube. Vertrieben aus seinem Lande und verfolgt, flüchtete der unglückliche König sich nach Regensburg, in die freie, feste Reichsstadt. Die hatte gerade damals von einer heftigen Feuersbrunst schweren Schaden erlitten und auch der altersgraue Dom lag in Schutt und Asche. Viele hundert Hände waren jedoch alsobald geschäftig, den verheerten Tempel zu neuem Glanze zu bringen, denn mehr als jede andere Stadt war Regensburg zu jener Zeit bemüht, sich dem Herrn gefällig zu erweisen. Zu stolz, um zu betteln, getrieben von Noth und Elend, soll Prçmislaus, der Böhmenkönig, dazumal unerkannt, längere Zeit als Taglöhner am Wiederaufbau des Domes

mitgearbeitet haben. Spätere glücklichere Tage sahen ihn wieder auf dem Throne seiner Väter. So bewährte sich vor Jahrhunderten schon das schöne Sprichwort: „Arbeit bringt keine Schande!"

172. Der große Blanik.

Als Kaiser Karl der Vierte einst im Jahre 1377 an die Prager Brücke ging, die eben im Bau begriffen war, traf er dort einen lieblichen Knaben an, der blind geboren war und sich vom Liedersingen und Weissagen nährte. Der Kaiser reichte ihm ein Goldstück, dessen Metall und Werth der Knabe sogleich erkannte, und lud ihn ein auf die Hradschiner Burg. Dort, in einer geweihten Stunde und bei der Sterne Dämmerschein, prophezeite der Knabe dem Monarchen, daß Karl IV. nicht viel mehr über ein Jahr leben würde und rieth, daß er sich ganz den religiösen Angelegenheiten widmen solle.

Weiter sprach er: „Gott wird einen König anderen Stammes senden, welcher unnachsichtlich den Uebermuth des entfesselten Landes zu Paaren treibt. Es werden unfruchtbare Zeiten kommen, wo die Ackerhufe kaum genug Brot für zwei Menschen abwerfen wird. Dann wird der Strich Korn sechzig gute Groschen, der Hafer fünfzig Groschen kosten und solche Theuerung lang genug anhalten. Die Böhmen werden nachahmen fremde Trachten der Welschen und Spanier und werden sich an ausländischen Speisen und Getränken letzen. Die Sinnesart der Menschen wird sich umkehren, Geiz wird den Clerus, Grausamkeit die Landesherren, Trunksucht und Sittenlosigkeit den Bürger beherrschen. Prag wird zu Grunde gehen, so daß kaum eine Spur davon in Böhmen erübrigt — zuerst durch Feuer, hierauf aber durch Wasser. Auf dem Ringe der Altstadt Prag steigt das Wasser bis an den kelchgezierten Giebel der Marienkirche. Die Neustadt Prag wird überschwemmt sein, so daß die Fluth die dritte Stufe der

größeren Stephanskirche berührt. Und haben Wasser und Feuer ausgetobt, so wird der Fuhrmann mit der Peitsche schnalzend vorbeifahren und sagen: „Sehet, da war einstmals Prag und dort stand einst das Rathhaus.“ Böhmen aber wird nicht nur wehklagen um die Hauptstadt Prag, sondern auch um Kuttenberg, Saaz und Königgrätz, welche ein gleiches Schicksal trifft. Der Eintritt der Prophezeiung ist an sonderliche Anzeichen geknüpft. Das erste Zeichen wird sein, daß große Abgaben verlangt und Glaubensbedrückungen verübt werden. Das zweite Zeichen wird sein, daß auf den kürzesten Fasching üble Zeiten folgen. Das dritte Zeichen wird sein, daß verschiedliche unerhörte Künste und Gewerbe aufkommen. Das vierte Zeichen wird sein, daß auf den Abhängen des Blanikberges sämmtliches Gehölze verdorrt. Dafern sich die Menschheit nicht bessert, so wird Gott von allen Seiten Feinde in's Böhmerland einfallen lassen, die Verderben stiften. Das erste Feindesheer wird großmächtig heranziehen von Mitternacht. Auf dem Spittelfelde wird stattfinden das erste Blutvergießen und von da wird das Mordgefecht sich fortpflanzen bis an den Blanik. Das zweite Feindesheer wird kommen von Aufgang und wird verderbenbringend sich ausbreiten zwischen Czaslau und Kuttenberg. Das dritte Heer, einbrechend vom Mittag, wird hausen in der Gegend von Tabor, Alles hinwürgen und grausig verfahren mit den Böhmen. Das vierte Heer eröffnet von Untergang sein mörderisch Beginnen; es wird von Pilsen an die Saazer Brücke reichen und von allen das größte sein. Also werden Fremdlinge Böhmen mit ihren Waffen überziehen, werden wirtschaften als Tyrannen, daß die Erde bebt und die Gipfel der Berge zusammenstoßen. Hierdurch sterben ganze Geschlechter aus, mehrere Königreiche, Fürstenthümer und Städte werden zugleich fallen, und wird Niemand sicher sein in Wäldern und Felsenhöhlen. Schreckliches Blutvergießen wird es geben bei dem Blanikberge, am ärgsten um Natscheradatz unfern vom Dörflein Beykowitz. Unterhalb dieses Dörfleins liegt ein Teich, der wird angefüllt sein mit Blut, so da fließen soll wie das Wasser unter'm Blanikberge. So sehr aber auch

das Land gequält werden mag und ausgehungert: die Böhmen werden endlich siegen durch Gottes Macht. Sie werden sich wieder zusammen finden wie die ersten Christen, die Feinde aber werden sich selber morden und gegenseitig aufreiben. Gott wird nämlich in seiner heiligen Allkraft aus dem Schoße des Blanikberges aussenden einen starkmüthigen Rittersmann. Solcher wird sich von dannen begeben, auserkoren zum Sieger, und wird sich umzingeln mit einer Schaar von Berittenen. Wie diese Schaar erscheint, überfällt den Erbfeind ein Grauen, er flieht, wird geschlagen, niedergemacht, aus dem Lande getrieben. Aber nicht innerhalb der böhmischen Marken, sondern in Deutschland wird dieser Sieg erfochten, auf deutschem Boden der Feind vernichtet werden. Bei Cöln am Rhein wird es geschehen, daß der Feind mitsammt den Türken wird untergehen und das Schlachten und Würgen ein Ende nehmen. Und im Böhmerlande beim Blanik, nahe an dem gedachten Teiche wird die Schlacht brausen blutig vierzehn Tage hindurch. Wer aber aus diesem vierzehntägigen Morden sich glücklich gerettet, sucht andachtsvoll die Seinen, um in Gemeinschaft mit ihnen sich zu freuen. Und Einer fragt den Anderen umarmend: „„Was hast Du gegessen? wo warst Du versteckt?““ Und der sagt darauf: „„Gott hat mich beschirmet gnädiglich! Habe Wurzeln gegessen, so die Erde erzeuget.““ Alsdann kommt ein neues Zeitalter, ganz dem vorgewesenen gleich.“

Der große Blanik liegt acht Meilen von Prag am rechten Blanitzufer. Er ist ein waldbewachsener Berg, der sich in der Hochebene bei Launiowitz zu 308 Wiener Klaftern über die Meeresfläche erhebt. Seine bei sonst heiterer Witterung mit Wolken umhüllte Kuppe kündigt der Umgegend jeden nahe bevorstehenden Regen vorher an. Der Glaube an die Ritter in den Felsen des Blanikberges wird erhalten durch das aus dem Felsen bei nassem Wetter hervorrieselnde, durch faulendes Laub und Tannennadeln gefärbte Wasser, welches aus dem Pferdestalle der Ritter kommen soll.

Wer am rechten Tage und zur rechten Stunde an den Blanik

kommt, dem ist der Anblick der Reuter verstattet. Am St. Gregoriustage (den 12. März) halten die Knaben aus der Umgegend noch alle Jahre einen kriegerischen Umzug um den Blanik, indem sie die Sage dramatisch darstellen. Ein Anführer wird gewählet, der läßt Halt machen und fraget, ob es noch nicht Zeit sei. Ein anderer ist der Sendbote, der wird fortgeschickt um zu erkunden, wie es auf der Oberwelt stehet, und erzählet darauf, was er weiß, bis der Anführer spricht: „Noch ist es nicht Zeit!" und das kleine Heer sich auflöset.

173. Die Weibchen unter dem Erlengesträuche in Böhmen.

Zur Zeit der Heuernte erschien in einem Bache unter Erlengesträuche jährlich eine Schaar Weibchen, welche da plätscherten und lärmten und allerlei Fetzen und Windeln von Leinwand zum Trocknen auf das Gesträuch hängten; sie waren nicht größer als einjährige Kinder. Ein Bauernbursch, sonst ein erpichter Vogel- und Taubenfänger, richtete einmal auch eine Falle im Gesträuch am Bache auf — und wirklich ging ihm ein solches Waschweiberl ein. Es hatte ein weißes reinliches Kleidchen von Leinwand an und die wohlgekämmten Haare fielen aufgelöst bis zu den Schultern hinab. Kaum in die Stube gebracht, streifte das Weiberl die Hemdärmelchen zurück, schürzte das Kleidchen und begann zum Verwundern und Ergötzen der Hausbewohner geschäftig aufzuräumen, Geschirr zu waschen, auf die Wandbänke steigend die Fenster zu reinigen. Während der Abenddämmerung kam das Wassermännlein, klammerte sich draußen an die Wand und sprach zum Fenster hinein; das Waschweiberl klammerte sich von innen an die Wand und sprach hinaus; und er trug ihr auf, nichts von ihren Geheimnissen auszuplaudern. Als der Winter nahete, dachten die Hausleute daran, das Waschweiberl mit Schuhen zu versehen;

aber es reichte das Füßchen nicht dar, um ein Maß nehmen zu lassen; man streute daher Mehl auf den Fußboden der Stube und nahm das Maß nach den Tritten des Weibchens. Die Schuhe waren fertig und man stellte sie dem Weiberl auf die Bank, daß es sich derselben bediene nach Gefallen; aber das Waschweiberl fing an zu schluchzen und zu weinen, weil man seine Bemühungen belohnen wollte, nahm die Schuhe, streifte die Hemdärmelchen wieder vor, entschürzte das Kleidchen und stürzte lautklagend davon und wurde nun nie wieder gesehen.— Es lebt eine Mutter, deren Mutter noch als Kind im Hause ihrer Eltern lebte, als sich diese Geschichte zugetragen hat.

174. Die böhmischen Diebe.

Eines Sonntags nach Mittag war einmal ein Hausvater in seinem einschichtigen Hofe von den Seinen allein zu Hause, hatte aber einen guten Freund auf Besuch bei sich. Sie kurzweilten sich durch freundliche Reden und dachten nicht im geringsten an das oder das, was gefährlich sein könnte. Nun traten aber auf einmal sechs Mordiokerls herein und sagten: „Guten Tag! — Geld her!“ — Der Hausvater sah sie eine Weile an, rückte sein Käppchen: „O guten Tag!“ — „Schön Dank!“ — „Ja, und Geld, meine Herren? Bitte mein Leben zu schonen. Ja, mein Geld, meine Herren!“ — Er stand auf, ging in die Kammer, hob ein Brett vom Fußboden auf, nahm einen irdenen, drahtumflochtenen Topf heraus, kehrte in die Stube zurück, schüttete das Kupfer- und Silbergeld auf den Tisch. „Bitte, meine Herren, da liegt mein Geld, meine Herren!“ — Die sechs Mordiokerls griffen höchst zufrieden zu und kümmerten sich wenig, daß der Hausvater ein leeres Gläschen vom Wandgestelle nahm und es verkehrt auf die Tischplatte stürzte. Kaum war aber das geschehen, so konnte keiner der sechs Mordiokerls ein Glied mehr rühren, und so wie Jeder

die Hände in den Geldhaufen drückte, blieben sie starr eingedrückt. Jetzt holte der Hausvater mehrere Ruthen und biegsame Rohrstäbe hervor und fragte den guten Freund, der auf Besuch da war, was besser wäre: Ruthen oder Rohrstäbe? Für Rohrstäbe entschieden sich beide. Nun denn, Rohrstäbe! Nachher schwenkte der Hausvater das Gläschen und heulend entstürzten fünf der Mordiokerls; der sechste Mordiokerl aber wollte sich rächen. Da stürzte der Hausvater lächelnd sein Gläschen wieder auf den Tisch und schlug den Schurken einzeln so lange, bis er um Gnade schrie und in Freiheit gesetzt den nahen Wald durchheulte. Der Hausvater strich ruhig lächelnd sein Geld wieder zusammen, that es wieder in den irdenen drahtumflochtenen Topf, ging wieder in die Kammer zurück, hob wieder das Brett am Fußboden auf, stellte den Topf hinunter, kam wieder zurück, und weil der gute Freund nach Hause mußte, drückten sich beide freundlich die Hände und lächelten über den Vorfall. — Der Mann ist schon gestorben, welcher den Augenzeugen dieses Vorfalls kannte und die Geschichte oftmals erzählte.

---

175. Der böhmische Roßhirt.

Ein Roßhirt hütete einmal im Böhmerwalde seine Pferde. Um bequemer die Aufsicht zu führen, setzte er sich auf sein Lieblingspferd; und als es Abend wurde, zählte er nach, ob er alle Rosse beisammen habe. Und sieh! es fehlte ihm sein Lieblingspferd. Er schrie und pfiff und jagte suchend kreuz und quer und konnte das Roß nicht finden, auf dem er saß. Es schnob und dampfte unter dem verwirrten Reuter das Roß und wieherte heftig, um sich dem Hirten kund zu geben, der es ritt. Maria! Gnadenvolle! wie mußte den Gott verlassen haben, daß er das Roß nicht fand, auf dem er ritt, sondern sich plötzlich, verzweifelnd über den Verlust, vom Rücken desselben auf

einen Baum schwang und sich mit dem Schnupftuch erhenkte! — Noch dieselbe und jede folgende Nacht durchheulte das Gespenst des Roßhirten den Wald und die Gegend, hockte Jedem auf, der seinen Namen rief, und ließ sich eine Strecke weit tragen. Bisweilen kam er in der Abenddämmerung in die nahen Dörfer und grinsete blärrend hier und dort plötzlich zu den Fenstern hinein. Dem Grenzcordon schien es oft, als ob man eine Herde grunzender Schweine paschen wollte, und wenn man näher kam, war nichts zu sehen, als eine fliehende hohnlachende Gespenstergestalt. So trieb viele, viele Jahre sich dieses Gespenst zum Schrecken und zur Qual der Gegend umher und soll noch jetzt nächtlich Wandernden, wenn sie spottend seinen Namen „Stilze" rufen, aufhocken oder sie auf andere Art plagen und necken.

176. Der böhmische Gespensterseher.

Vor Jahren soll ein Mann gelebt haben, vor dessen Augen Hexen und Verwunschene bezeichnet waren. Jene trugen auf dem Kopfe ein hölzernes Milchgefäß; diese schleppten an einem Kettlein eine glühende Kugel hinter der Ferse nach. Deshalb war er aber vielen Anfechtungen ausgesetzt, und sein Weg nach der Kirche, welche auf einer bedeutenden Anhöhe stand, war ein Weg der Kreuzigung und der Püffe, so daß der Unglückliche oft rücklings die Höhe ersteigen mußte, um die stürmische Hexenschaar durch Kreuzeszeichen und Gebete abzuwehren.

177. Geschichte zweier Flucher in Böhmen.

Ein Pferdehändler war ein gräulicher Flucher. Er sacramentirte gegen die Wolken hinauf ebenso geläufig wie gegen die Erde

hinab, und links und rechts um sich. Einmal spielte er Karten im Wirtshause und verlor viel Geld; voll Verdruß und vom vielen Trunk erhitzt, ging er hinaus. Als er merkte, daß ihm das nicht recht nach Willen ging, fing er an entsetzlich zu fluchen und wollte gar nicht mehr enden. Da sauste — Gott sei bei uns! — der Leibhaftige senkrecht aus der Luft auf ihn herab und packte ihn, wie er dasaß, wüthend mit seinen Krallen, trug ihn über das Gebirge und warf ihn dann so gewaltig in eine Pfütze nieder, daß der Schmutz bis an die Wolken über ihm aufflog.

Ein junger Haushirt trieb einmal gegen Abend vom Felde die Herde heim und trat mit dem bloßen Fuß auf einen spitzen Stein. Vor Schmerz warf er sich nieder, nahm den schmerzenden Fuß in beide Hände und rutschte wie ein Hund am Boden hin und her, indem er höchst gräulich fluchte. — Beim Abendessen wollte der Hausherr plötzlich ganz frisches Wasser haben. Was gilt's, kleiner Haushirt, Du wirst das Wasser holen müssen? Richtig. Er nahm den Krug und ging vor das Haus und unter die Linde zum Brunnen. Wie er aber den Krug untertauchen wollte, schoß plötzlich sausend und funkensprühend ein glühender Teufel auf die Linde hin und grimaß'te auf den kleinen Haushirten nieder.

178. Der Dreisesselberg.

Der Dreisesselberg unweit Passau im baierischen Walde ist ein mächtiger, über drei Stunden langer Bergrücken, der sich von Nordost nach Südwest hinzieht und ganz aus grobkörnigem Granit besteht. Ungeheure Massen dieses Gesteines, herabgefallen und ausgespült, ragen schon in der Nähe des Rosenberger Wirtshauses empor, noch größere findet man auf der Schneide des Berges. Nach zweistündigem Steigen erreicht man einen kleinen See von schwarzem Wasser, der bereits in

einer Höhe von 3000 Fuß liegt. Die hochgelegenen Seen sind eine Eigenthümlichkeit der höchsten Berge des Baierwaldes und außer dem Dreisessel sind noch der Arber und der Rachel damit ausgezeichnet. Dieser See hat nahezu eine halbe Stunde im Umfange und eine Tiefe von 16 Klaftern. Er bricht seine dunklen Fluthen an dem kahlen Fels der sogenannten Seewand, und nach der Behauptung der benachbarten Landleute bewohnt ihn kein Fisch, ja nicht einmal ein Wasserinsekt.

Die bekannteste, aber nicht die höchste dieser Partien ist der Dreisesselstein (4010'), auf dessen Spitze drei sesselartige Vertiefungen zu sehen sind. Am Fuße des Gesteines steht eine Pyramide mit der Jahreszahl 1767, welche auf zwei Seiten das fürstbischöflich passauische, an der dritten das fürstlich schwarzenbergische Wappen zeigt. Am ganzen Dreisesselberge ist die Granitbildung so auffallend gleichartig, wie man sie vielleicht nirgends wieder trifft. Das Gestein ist grobkörnig, sehr reich an Feldspath und leicht verwitternd. Auf diesen zerklüfteten Berg wurde im Jahre 1848 vom k. Forstamt ein bequemer Weg gebahnt, und führt eine hölzerne Treppe zu den Sesseln hinan, von wo man den ganzen Umfang des Berges am besten übersieht.

Es wird erzählt, daß zur Zeit, als die Fürsten ihre Zusammenkunft auf dem Dreisesselsteine hielten, in den Burgen zu Wolfstein, Hauzenberg und Riedl drei wunderholde Fräulein lebten. Um diese warben drei junge Edelleute aus dem Gefolge der Fürsten, ein Baier, ein Oesterreicher und ein Böhme. Aber die Fräulein waren eben so hoffärtig als liebreizend, und ihr Sinn stand nach gräflichen oder wohl gar fürstlichen Freiern, weshalb ihnen die schlichten Ritter nicht gelegen kamen. Um diese abzuschrecken, setzten sie den Preis ihrer Schönheit über die Maßen hoch hinauf und stellten den Jünglingen fast unerfüllbare Bedingnisse. Gleichwohl nahmen die Ritter die harten Satzungen an. Sie empfingen aus den Händen der Fräulein jeder ein goldenes Ringlein. Damit sollten sie sich, wenn sie ihre

Abenteuer glücklich durchgekämpft, von heute an über's Jahr, am Abende vor dem Dreikönigsfeste, gemeinsam auf dem Dreisesselstein einfinden. In der Mitternachtsstunde würden sodann auf den Warten der drei Burgen Freudenfeuer auflodern zum Zeichen, daß man der Bräutigame in Jubel harre. Die Ritter zogen nun in den Gauen herum, bestanden manchen heißen Strauß, kämpften mit Riesen und Drachen, und nachdem sie Alles, was ihnen geboten war, pünktlich vollführt, arbeiteten sie sich an dem bestimmten Tage mühsam durch den tiefen Schnee zum Dreisesselberge hinan, um auf dem Gipfel desselben die versprochenen Zeichen abzuwarten. Eine Ewigkeit schien ihnen die Zeit bis zur Mitternacht; diese kam und verrann — aber nirgends brannten die ersehnten Feuer. Die Ritter vermerkten zu spät, daß sie geäfft seien, und voll Unmuthes streiften sie die Ringe von den Fingern und warfen sie, jeder nach einer anderen Himmelsgegend, in die mit Schnee bedeckten Abgründe. Darauf zogen sie von dannen auf Nimmerwiederkommen. Die stolzen Dirnen aber führte kein Freier zum Altare. Sie welkten dahin in den freudeleeren Mauern ihrer Schlösser und sanken in's Grab, ohne auch dort Ruhe zu finden. Denn alljährlich in der Dreikönigsnacht sieht man sie die Kuppe des Dreisesselberges umirren, vergeblich die klafterhohe Schneedecke nach ihren Ringen durchwühlend.

---

179. Weißenstein im baierschen Walde.

In alter Zeit wollte eine Gräfin von Weißenstein sieben neugeborne Kinder ertränken lassen aus Furcht vor einer Prophezeiung, welche dahin lautete, daß sie ihr Leben durch ihre Kinder verlieren werde. Der Graf, der dazu kam, als die Kammerfrau die Kindlein zu Wasser trug, fragte, was sie im Korbe habe, worauf sie ihm entgegnete, es seien junge Hunde. Der Graf hob den Deckel auf, sah

die Kleinen, und als ihm hierauf die Zofe Alles bekannte, ließ er die Rabenmutter zur Strafe lebendig einmauern, verließ das Schloß für immer, das ſeitdem in Trümmer fiel, nahm aber als Andenken für ſeine Familie das Bild eines Hundes in ſein Wappenſchild und nannte ſich fortan Graf Hund von Weißenſtein.

180. Arberſee im baierſchen Walde.

Auf dem Grunde des großen Arberſee's befinden ſich Fiſchlein, deren Schuppen gediegenes Gold und deren Augen koſtbare Edelſteine ſind, jeder ein Königreich werth.

181. Friedrich von Oeſterreich und Ludwig der Baier.

Im Jahre 1323 hatte Friedrich von Oeſterreich aus Ungarn und Oeſterreich ein Kriegsheer zuſammengebracht, mit demſelben zog er wider Kaiſer Ludwig den Baier, wurde aber ergriffen und auf einem ſtarken Schloſſe gefangen gehalten. Sein Bruder Herzog Leopold wurde darüber ſo bekümmert, daß er ſich ſelbſt gern getödtet hätte. Als nun das Geſchrei ging, daß Kaiſer Ludwig daher käme, ihn zu beſuchen, brach er raſch auf, ließ die Wagen und Alles ſtehen und zog wieder hinter ſich in's Schwabenland, indem er nur noch danach trachtete, wie er ſeinen gefangenen Bruder erlöſen könne.

Da kam im Jahre 1324 ein Mann zu Herzog Leopold und bot ihm an, er wolle ſeinen Bruder Friedrich erlöſen und ihn aus ſeinem Gefängniſſe nach Oeſterreich liefern ohne allen Schaden, ſo er folgen würde. Leopold ließ ſich mit dem Manne in einen Vertrag ein und verſprach, ihm ſeinen Lohn zu geben, wenn er das Werk würde ver-

richtet haben. In der bestimmten Nacht hat der Mann mit Beschwörungen den Satan gerufen, der in Gestalt eines Pilgers erschien und den Befehl erhielt, Friedrich ungesäumt aus dem Schlosse in's Oesterreich zu bringen. „Meister", antwortete der böse Geist, „ich will gewißlich den Herzog hierher liefern, wenn er sich nur nicht selber dawiderstellt". In eben der Nacht kam ein Pilger zu Friedrich und sprach: „ich bin gesandt zu Eurer Erlösung; eilet und setzet Euch auf dieses Pferd, so will ich Euch zu Eurem Bruder führen". „Wer seid Ihr"? fragte Friedrich. Der Satan antwortete: „daran ist Euch nichts gelegen, setzet Euch nur alsbald auf, wenn Ihr zur Freiheit kommen wollet". Auf diese Worte empfand der Herzog nebst allen, die um ihn waren, einen großen Schrecken, und schlugen sämmtlich ein Kreuz vor sich, worauf der böse Geist verschwand und leer wieder zu seinem Meister kehrete mit dem Berichte: Friedrich habe die Reise nicht antreten wollen.

182. Der Pförtner bei St. Jacob in Regensburg 1111.

Zu Regensburg im Kloster des heiligen Jacob lebte zur Zeit, da man noch mit dem berühmten Münster der Schotten im Bau begriffen war, ein Laienbruder von überaus großer Frömmigkeit, der das Amt des Pförtners bekleidete und alltäglich das Thor des ewig denkwürdigen Nordportals zu schließen hatte.

Dem treuherzigen Mönche gefiel das neue Gotteshaus so wohl, daß er oftmals zu Gott im Gebete den Wunsch äußerte: wenn einst sein letztes Stündlein schlage, so möge ihn der Allmächtige doch nirgends anders sterben lassen als in dem so heiß geliebten Raume bei Verrichtung seines Amtes.

Seine Bitte fand Erhörung, denn als er einst nach abgehaltener heiliger Messe das Thor wieder schließen und den Riegel vorschieben

wollte, da rührte ihn der Schlag, so daß er augenblicklich den Geist aufgab.

In dieser Stellung, zu Boden liegend, mit dem Schlüssel in der Hand, hat ihn noch im selben Jahre, da der Bau beendet war, der Altmeister, an der Stelle seines Todes, in Stein gar getreulich abgebildet, der Wand verbinden lassen, wie er noch zur Stunde zu sehen ist.

183. Das Liserl in Regensburg.

Das Jahr 1371 war kein gutes für die alte Stadt Regensburg, vielmehr ein gar unheimliches, denn die Pest schlich damals im Lande umher und brach in kurzem mit aller Wuth aus.

Zu gleicher Zeit spukte aber auch in Regensburg ein Geist, der auf Alles, darum er befragt wurde, antwortete und oftmalen zu Nachtzeit die Speisen aus den Schränken holte.

Diesen Geist — er hieß Liserl — fragten die guten Regensburger in allen Angelegenheiten um Rath.

In voller Glaubenseinfalt wurde Liserl in Betreff des Krieges, den die Reichsstädte dem Grafen von Württemberg damals angekündiget hatten, und in Bezug auf die Irrungen, die sich zwischen dem Kaiser und dem Herzoge Stephan von Baiern entspannen, zu Rathe gezogen, und seinen Antworten gleich einem Orakelspruche Glauben beigemessen.

184. Karl der Große in der Betwoche 792.

Kaiser Karl der Große hat sich nicht geschämet, zu Regensburg in den öffentlichen Prozessionen mit unbedecktem Haupte und entblößten Füßen das heilwerthe Kreuz voranzutragen.

In den von ihm erbauten Klöstern, vierundzwanzig an der Zahl, welchen er vor dem Kirchenportal jedem einen andern Buchstaben aus dem Alphabet, etliche Pfund feines Gold schwer, hatte eingraben lassen, hat er zum öftern mit den Ordensbrüdern zu psaltiren und die Lectiones mit heller Stimme abzulesen sich gewürdiget.

Ein Mönch von St. Gallen erzählte von ihm, daß er in der Betwoche des Jahres 792 mit dem Kreuze barfuß von dem Königshof in die Pfarrkirche und am folgenden Tage nach St. Emmeram gegangen sei.

---

185. Herzog Heinrichs Stuhl zu Regensburg 985—995.

Als Herzog Heinrich II. von Baiern, den man seiner Streitlust wegen auch den Zänker nannte, im Jahre 985 — nach längerer Gefangenschaft und viel seltsamen Abenteuern — sein Herzogthum wieder gewonnen, sagte er allen stolzen Entwürfen ab und lebte friedlich auf seiner großen Burg Mach, zwei Stunden von Regensburg, deren runde Wachttürme von dem Kalkfelsen des Donauufers tief in's offene Nordgau sahen. Zehn Jahre lang diente er treu dem Kaiser, im Wendenkriege mit bajarischem Heerbanne, im Frieden mit klugem Rathe, oder beim Feiermahle als Erztruchseß. Jedem that er recht. Der Priesterschaft war er lieb; ein andächtiger Christ.

Allnächtlich ging er von seiner Burg Abbach zu Fuße nach Regensburg, zehntausend Schritte weit, auch im strengsten Winter, um in St. Emmerams Gotteshaus mit andern Ordensbrüdern die Mette zu singen.

Man sieht noch bis auf diese Stunde einen sehr großen Stein als Sessel ausgehauen, auf welchem der fromme Fürst auszuruhen gepfleget, bis die Kirchenthüren eröffnet worden, welchen Dienst mehrmalen die heiligen Engel verrichtet, damit er desto ehender seiner Andacht abwarten konnte.

Es war aber zur selbigen Zeit das Kloster St. Emmeram noch nicht mit den Ringmauern der Stadt umfangen, sondern stund ganz frei, also daß Heinrich von Abbach frei und unbemerkt hinzu gelangen konnte.

Wo er im Leben so gerne verweilete, — in der Kirche des heiligen Emmerams — da sollte er auch nach dem Tode (995) sein Ruhebett finden.

Ein herrliches Denkmal bedeckt seine Asche; auf der Hochplatte desselben ist die edle Figur des frommen Baiernherzogs erhaben gemeißelt.

In der Linken das treue Schild, in der Rechten das ruhmreiche Banner haltend, scheint er einer fröhlichen Auferstehung muthig entgegen zu harren.

186. Der Hunnenplatz an der Richtbank zu Augsburg 955.

Zur Zeit, als den räuberischen Einfällen der Hunnen in der blutigen Schlacht auf dem Lechfelde unweit der Stadt Augsburg am 10. August des Jahres 955 durch deutsche Tapferkeit für immer ein Ende gemacht wurde, lag Herzog Heinrich von Baiern in seiner Pfalz zu Regensburg krank darnieder.

Als Beweis ihres glänzenden Sieges sendeten ihm die deutschen Kriegsfürsten die in der Mordschlacht gefangenen Heerführer der Hunnen: den König Bultz und die Fürsten Lel, Sur, Tax und Schab, die sich ehevor gepralt hatten, ihre Rosse würden alle Gewässer austrinken, deren Hufe die Städte des Westens zertreten, und sie wären nur zu besiegen, wenn der Himmel über ihnen krachte oder die Erde die Reuter verschlänge.

Eingedenk des namenlosen Elendes, das die frechen Räuber schon über sein theueres Land gebracht hatten, ließ Herzog Heinrich sie bald darauf außen vor dem damaligen Ostenthor (nunmehr die Halleruhr genannt) an drei aufgerichteten Pfählen aufknüpfen und

„verzaplen"; ihre Leichname aber blieben dort noch lange nachher zur Vergeltung hangen.

Andere wurden verstümmelt, gekreuziget, mit langsamer Qual getödtet; wieder andere von den Gefangenen hat man haufenweise in große Löcher gethan und lebendig begraben.

So endeten die frechen Feinde unseres Vaterlandes: deutsche Einigkeit hat sie vernichtet! Schrecken und Wehklagen durchlief das ganze Ungarland. Das Volk daselbst verschanzte sich voll Furcht und zitterte vor dem deutschen Namen.

Noch heut zu Tage nennt man die Gegend vor der Halleruhr den Hunnenplatz, — ein Haus aber, unfern derselben, am Eingange der Ostergasse (Lit. H. Nr. 127) heißet an der Richtbank.

---

187. Die Uttenschwalbe der Closen.

Frau Sigaun war ob ihres Vaters Feindschaft in Folge ihrer Heirath gegen seinen Willen voll tiefen Herzeleides und nachdem sie ihrem Gemahl zwei Kinder geboren hatte, entfloh sie auch ihm und ward eine Clausnerin im Walde. Es erwies sich alles Fahnden nach ihr eitel. Mittlerweile wurden die Kinder groß. Agnes, der Mutter Ebenbild, hatte ein Gesicht wie Milch und Blut. Diese erkor sich ein Graf von Orttenburg zu seiner Frau. Ob dem vereinigte sich der alte Graf wieder mit seinem Eidam und gab seinen Enkeln all' deren eingezogenes Gut als ihre Heimsteuer wieder zurück. Der frohen Botschaft willen zog man nun wieder aus, Frau Sigaun zu suchen und fand sie letztlich auch in einem Walde, wo jetzt Isargemünd steht. Da war ein hohler Baum ihre Wohnung und neben dem Gebete die Thiere des Waldes wie der Auen ihr Zeitvertreib. War da sonderlich ein schwarzer Reiger, der verließ sie nie. Als ihr nun des Vaters Verzeihung kund geworden war, kehrete sie

heim und war nun mit ihr Alles wieder froh. Ihren Sohn Jörg nannte alle Welt den Clauser, den Sohn der Clausnerin und er verkehrete sein alt angestammtes Wappen — die neun schwarzen Ballen — zum ewigen Angedenken in die Uttenschwalbe. Merke, das ist im Wappen der Closen der schwarze Reiger mit rothem Schnabel und rothen Füßen, so ein seltsamer Vogel in diesem Land. Man fand ihn zu Zeiten um die Donau herum und malet ihn in eines Schwanen Gestalt.

188. Das Crucifix auf dem Gasteigberge.

Anno 1721 den 22. Juli ist bei dem Isarthor in München der ewige Jud oder bis an's Ende der Welt laufende Schuster ankommen, ist aber nicht in die Stadt gelassen worden, derowegen er sich zu Heidthausen eine Zeit aufgehalten und mit denen zulaufenden Personen geredet und gesaget, daß der Familia von denen Juden, so Christum den Backenstreich gegeben, allen die rechte Hand zweimal länger als die linke sei, von diesem Geschlechte aber, so Christum angespieen, solche speien sich allezeit selbsten an; er sagete weiter, daß er sei schon siebenmal die ganze Welt ausgangen, auf dem Gasteigberg betrachtete und betete er vor dem Crucifix. Als er dessen gefragt wurde, gab er zur Antwort, dieses sei die rechte Abbildung unseres Herrn, und die Länge, und in allen Theilen gleich, er handelte auch mit Geschmuck und Perlein. Hat obiges Crucifix Gabriel Luidl Hofbildhauer zu München aus Blei gegossen.

189. Der Krystall von Nürnberg.

Zu Nürnberg befand sich im 16ten Jahrhundert ein Edelgestein von Krystallen, fein rund wie ein Ring, der gemeinlich in ein seiden

Tüchlein eingewickelt war. Ein Unbekannter hatte denselben einem Manne, der ihn drei Tage beherberget, als Gastgeschenk hinterlassen. Wenn ein keuscher Knabe hineinsah und gefragt wurde, was er sähe, so konnte er Alles offenbaren und erfuhr dies Alles von einem Manne, den er in dem Krystall erblickte und den man oft in Nürnberg auf den Straßen, auch in der Kirche sah. Das Männlein im Krystall trug die gewöhnliche Kleidung, daran eine schöne Kugel oder Hauptkappe mit Dradeln oder Zippeln hing, was unsere Alten gefaltene Kappen nannten. Ein Mann, dessen Weib in Wochen war, sah dieses mit einem Knäblein darin, das sie auch zur Welt brachte. Der Ruf des Glases war so groß, daß man einander immer zu drohen pflegte: man sollte die Wahrheit sagen, oder man würde zum Männlein gehen. Ja, man weiß, daß die Gelehrten ihre Streitsachen in dem Krystall gefunden haben. Im Jahre 1530 zeigte der Teufel im Krystall einem Pfaffen einen Schatz. Als er ihn nun vor der Stadt suchte, fand er eine aufgeworfene Stelle, darin eine Truhe oder Kiste und daneben einen schwarzen Hund in dem aufgegrabenen Loche liegen. Als der Mönch aber in der Grube war, ward er überfallen und umgebracht. Darauf fiel der Hügel wieder ein und die Höhle füllte sich wieder.

190. Die Mägdlein zu Nürnberg.

Pyrkheimer zu Nürnberg ging einstmals mit einem Wahrsager in einem Garten spazieren. Allda sah der Wahrsager zwei Mägdlein, welche das Gewächs im Garten begossen, die bat er, sie möchten ihm und seinem Begleiter ein paar Würzgärtlein (Sträuße) von wohlriechenden Blumen machen, er wolle ihnen in die Faust sehen und wahrsagen, wann sie Männer bekommen sollten. Das eine Mädchen ging davon und wollte sich nicht wahrsagen lassen; die andere ließ sich gern in die Hand sehen und gab ihm Würzgärtlein. Dann ging Pyrkheimer mit dem

Wahrsager fort. Als sie aus dem Garten waren und weiter spazierten, fragte Pyrkheimer, was er in des Mägdleins Hand gelesen hätte, ob Böses oder Gutes; der aber antwortete ganz traurig: das Mägdlein würde nicht über acht Tage mehr leben. Darüber verwunderte sich Pyrkheimer gar sehr, weil das Mägdlein frisch und gesund aussah. Aber ehe der achte Tag kam, erfuhr er, daß das Mädchen durch einen Unfall plötzlich das Leben verloren habe.

---

191. Kaiser Karl der Große im Landsberge bei Ansbach.

In Franken, in der Nähe von Ansbach, liegt der Landsberg. Er ist hohl und Kaiser Karl der Große ist mit seinem ganzen Heere in ihn eingezogen. Dort führt der Kaiser ein unterirdisches Leben. Alle sieben Tage öffnet sich der Berg. Wer dann eine wunderbare Schlüsselblume hat, kann frei hineingehen. Vor vielen Jahren ging ein junger Mensch in den Berg. Er traf daselbst ein unendliches Volk an und am Ende einer Tafel sah er den Kaiser Karl selbst in aller Herrlichkeit. Der Jüngling aber konnte den Anblick nicht ertragen; es wurde ihm angst, und als er draußen wieder aufathmete, war alle Spur der Oeffnung wieder verschwunden.

---

192. Die Ehefrau zu Spalt in Mittelfranken.

Hans Geißelbrecht, Bürger zu Spalt, einer Stadt im Kreise Mittelfranken, an der fränkischen Rezat, hat sich nach Absterben seiner ersten Hausfrau wiederum mit Apollonia, der Wittwe von weiland Hans Francke aus Lautershausen, im Markgrafenthum Brandenburg, verheiratet, seine Hochzeit gehalten und länger als ein Jahr mit ihr

gehauſet. Doch zuletzt hat es der leidige Eheteufel dahin gebracht, daß zwiſchen ihnen Beiden nichts Anderes als Tag und Nacht viel Zanken, Hadern, Grollen, Greinen, Keifen und Nagen geweſen, daneben iſt, was am allerſchrecklichſten, grobes Gotteslästern und übles Schwören mit untergelaufen. Nun kam gedachter Geißelbrecht an einem Freitag, den 19. October 1582, wohl bezecht heim, fing, ſeinem alten Gebrauche nach, mit ſeiner Hausfrau zu zanken und zu ſchwören an, und ſie trieben ſolches, wie ihre meiſten Nachbarn gehört, faſt die ganze Nacht über. Sonnabend Morgen kommt Apollonia zu Anna Stadlerin, ihrer Nachbarin, und ſpricht: „Liebe Stadlerin, habt Ihr nicht gehört, was mein Mann heut die ganze Nacht abermal für Rohheit und Schande geübt?“ — „Ja,“ ſpricht dieſe, „ich und mein Stadler haben es leider nur zu deutlich gehört, was für ein Katzengetön und Gotteslästerung ihr mit einander getrieben, die ganze Nachbarſchaft verliert den Frieden, wo man ſo unchriſtlich lebt.“ Darauf fängt gedachte Apollonia in grimmigem Zorne an und ſpricht: „Ei, will mir unſer Herrgott von dieſem heftigen Manne nicht helfen, ſo wollte ich, der Teufel käme und hülfe mir von ihm.“ Als am gedachten Sonnabend Abend der Geißelbrechtin Rindvieh von der Weide hereinkommt und ſie daſſelbe, wie gebräuchlich, melken will, da kommen zuerſt zwei Vögel, wie Schwalben, da doch in dieſer Zeit keine mehr im Lande ſind, und fliegen ihr geſchwind um den Kopf herum.

Ehe ſie ſich recht unter der Kuh umſieht, ſteht ein langer Mann (es war aber der leibhaftige Teufel) neben ihr und ſpricht ihr zu: „Ach, meine liebe Appel, wie habe ich ein Mitleiden mit Dir, daß es Dir ſo übel geht, Dein Leben iſt ſo hart und armſelig, haſt auch einen ſo argen böſen Mann, der Dich ſo ſchlecht hält; er hat die Abſicht, Alles zu verthun, damit Dir nach ſeinem Tode nur nichts von ihm bleibe. Thue eins, ſage mir zu, daß Du mein ſein willſt. Siehe, ſo verſpreche ich Dir, daß ich Dich in dieſer Stunde an einen ſo herrlichen luſtigen Ort führen will, wo Du für und für nichts thun ſollſt als eſſen, trinken, ſingen, ſpringen, tanzen, in Summa ſolche gute Tage

haben, wie Du Dein Lebelang nicht gesehen noch gehört. Denn es ist um das Himmelreich nicht so beschaffen, wie Deine Pfaffen davon sagen. Ich will es Dir anders weisen."

Auf dies Verheißen des Satans gab die armselige Frau ihm unbedacht die Hand und sagte ihm zu, sie wolle sein werden. Von Stund' an ward sie von ihm besessen. Bei der Austreibung dieses Teufels durch die Kirche bekannte er, daß er Schwamm heiße, d. i. Schwaim, der schwebende Schatten.

193. Die Dull von Hohenwiesen in Altbaiern.

Zur Zeit, da noch Lenggries zur Pfarrei Gaisach gehörte, gingen am Lichtmeßtage die Kirchengeher vor dem Hause der Dull — einer noch im Volksmunde lebenden Hexe — vorbei. Sie war aber noch ganz im Werktagsgewand mit dem Zusammenräumen des Hauses beschäftigt und schien gar nicht an das Kirchengehen zu denken. Man rief ihr grüßend zu: „nicht gar zu fleißig!" „mach' Feierabend!" „es ist Zeit zum Kirchengeh'n!" Sie ließ sich aber nicht irre machen und sagte: „erst muß i's Waxl (das Wachs) no von Venedig holen." Beim Zusammenläuten machte sie sich erst auf nach Venedig, um das Wachs zu holen, und kam dennoch gerade recht zur Wachsweihe nach Gaisach.

Eine Bäuerin hatte schon zwei Stunden an ihrem Butterfasse gerührt, aber es wollte keine Butter aus ihrem Rahm werden; da sah sie die Dull an ihrem Hause vorbeigehen und etwas in ihrem „Fürtuch" tragen; die rief ihr spöttisch zu: „plag' Dich nicht länger, Nachbarin, die Butter hab' ich schon in meinem Fürtuch."

194. Gezwungener Dieb.

Einem Manne brannte das Haus ab, er rettete nur einige hundert Gulden; auch diese wurden ihm bald gestohlen. Dem Trostlosen ward ein Mann verrathen, der sich ehedem im Kloster zu Wessobrunn befunden und Gestohlenes wieder zu schaffen verstände. Dieser schlug erst alle Hilfe in diesem Handel ab, dann aber ließ er sich doch herbei und schrieb einen Zettel; der Bauer sollte einen Wagen vor die Hausthüre führen, in eine Speiche des Rades den Zettel stecken, dasselbe umdrehen und sagen: „Dieb, Dieb, (und) wenn Du größer bist als der Allmächtige, so komme (doch) im Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit." Das Rad (so wurde ihm gesagt) dürfe er aber anfänglich nur langsam umdrehen und ja nicht zu schnell forttreiben, denn sonst überstürze sich der Dieb, der mit der ersten Bewegung des Rades zu laufen beginnen müsse. Der Bauer hat es oft gethan, immer umsonst; der Mann in Wessobrunn bestand darauf, das Geld werde sich finden, er solle nur jedesmal um das Haus herum suchen; da lag es, in einen alten Handschuh gewickelt, plötzlich auf dem Feuerherde, es fehlten nur einige Gulden. Der Dieb mußte über einige Hausdächer gestiegen sein, um es durch den Kamin in's Haus zu werfen. — Der Mann in Wessobrunn hat für seine Hilfe und Rath nichts genommen.

---

195. Der rothe Hahn zu Würzburg.

In der Dominikanergasse zu Würzburg steht ein Haus, welches den Namen „zum rothen Hahn" führt. Auf das Dach dieses Hauses wurde von den Leuten des Wilhelm Grumbach nach dessen Ueberrumpelung der Stadt Würzburg ein rother Hahn gesetzt und das Haus angezündet. Der rothe Hahn krähte und flog von einem Dach

zum andern; das Feuer verbreitete sich weiter auf andere Häuser. Nach seiner Wiedererbauung erhielt dieses Haus den Namen „zum rothen Hahn."

196. Der Nixenbrunnen bei Würzburg.

Auf dem Wege von Würzburg nach Randersacker am Fuße des Neuberges ist vor hundert Jahren der Nixenbrunnen gestanden. In diesem wohnten drei zauberschöne Nixen, welche jedesmal, wenn man den sogenannten Herbstpöpel mit Tanz und Gesang bei Fackelschein feierte, sich unter die tanzenden Winzer mischten, aber oft mitten im Tanze ihren Tänzern enteilten, um in ihren Brunnen zurückzukehren. Als einst der Sohn eines Würzburger Rathsherrn, der einer Nixe nacheilte, in den Brunnen gezogen wurde und nicht mehr zum Vorschein kam, ließ dessen Vater den Nixenbrunnen verschütten und einen Haufen Steine auf dessen Stelle aufrichten.

197. Der Reiter auf dem Steckelhan im Spessart.

Auf dem Steckelhan im Spessart wohnte ein höchst räuberischer und grausamer Riese, der gewöhnlich auf einem pechschwarzen Pferde auszog und durch seine Gräuelthaten das ganze Land in Furcht und Schrecken versetzte. — Da kam ein christlicher Einsiedler in die noch heidnische Maingegend, errichtete Werthheim gegenüber ein Kreuz und verkündete den neuen Glauben. Die Bekehrten siedelten sich in seiner Nähe an und so entstand allmählig ein kleiner Ort, welchem man den Namen Kreuzwerthheim beilegte. Davon hörte der Riese auf dem Steckelhan, und als sich am nächsten Sonntage die Gläubigen zur Anhörung der Predigt um ihren Einsiedel versammelt, sprengte plötzlich

der gefürchtete Reiter, einen gewaltigen Speer schwingend, unter die wehrlose Menge, die entsetzt auseinander stob und ihr Heil in der Flucht suchte. Nur der Einsiedel blieb stehen, sprach ein kurzes, aber kräftiges Gebet, und siehe da: plötzlich bäumte sich das schwarze Roß und warf seinen Herrn mit solcher Gewalt zu den Füßen des Kreuzes nieder, daß er auf der Stelle den Geist aufgab. Das Roß aber war mit einem mal wieder sanft geworden, ließ sich vom Einsiedel ruhig in einen Stall führen, und als selbiger es am folgenden Morgen besuchte, hat sich die pechschwarze Farbe in das reinste Blüthenweiß verwandelt. Wenn man ein krankes Pferd nur in die Nähe des Schimmels brachte, heilte jedes Uebel; und als das Thier, nachdem es noch vielfache Wunderkuren vollbracht, starb, bewahrte man zum Andenken eines seiner Hufeisen, welches noch lange an der Kirchenthüre angenagelt zu sehen war.

---

198. Der Freier von Rothenburg an der Tauber.

Zu Rothenburg an der Tauber ist zum öftern Einer, welcher sich nicht allein in Kleidern prächtig und stattlich gehalten, sondern sich auch großen Reichthumes und vornehmen Geschlechtes gerühmet, in eines ehrlichen Mannes Haus gekommen, nebst zwei andern Gesellen, die er bei sich gehabt, die gleichergestalt ganz schön und herrlich bekleidet gewesen, und von denen der eine pfeifen konnte, der andere geigen. Er hatte auch gemeiniglich stattliche Gastereien und Abendtänze angerichtet und gethan, als wollte er freien um des Hauswirtes Tochter. Gab derhalben vor, er wäre eines vornehmen adligen Geschlechtes, hätte auch groß Gut und Reichthum an Schlössern, Landgütern und vielen Städten in fremden und fernen Ländern, so daß es ihm an keinem Dinge als an einem frommen und tugendreichen Ehegemahl mangelte. Der Wirt aber hatte an dieses Gastes Weise und Wesen

ein großes Mißfallen, verweigerte ihm darum seine Tochter, zumal da sie nicht edel wäre, und verbot ihnen Allen das Haus, daß sie nicht mehr sollten zu ihm kommen. Aber der Gast ist mit seinen Mitgesellen so unverschämt gewesen, daß er nichtsdestoweniger etliche Abende gar schön geputzt wieder gekommen in der Absicht, seinen Handel und sein Fürhaben zu vollstrecken. Das hat dann den Wirt bewogen und Ursach gegeben, daß er auch die Prädicanten des Orts zu Gaste geladen, mit denen hat er dann über Tisch aus Gottes Wort conferirt und allerlei gute Colloquia gehalten. Diese christlichen Gespräche sind dem Gaste und seinen Gesellen sehr verdrießlich gewesen, haben derowegen angefangen von anderen Dingen zu reden und gesagt: das reime sich ja gar nicht, daß er die Gäste mit Predigen wolle fröhlich machen, es wären doch sonst wohl andere scherzhafte und kurzweilige Reden, die in einem solchen Convivio zur Lustigkeit viel dienstlicher, als daß man viel predigte und von Gottes Wort und der heiligen Schrift disputirte. Daran erkannte der Wirt dieser Gäste teuflische Art und Natur, und weil er mit Gottes Wort gegen Teufels List und Betrug wohl gerüstet war, hieß er sie in Christi Namen von ihm weichen. Darauf ist der Bösewicht sammt seinen Gesellen mit großem Brausen alsobald verschwunden und hat einen großen Gestank und drei todte Körper solcher Personen, die wegen ihrer Missethaten mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht waren, in der Stube zurückgelassen.

---

199. Der Waldpfeifer.

Um's Jahr 1690 hat sich zugetragen, daß ein reicher Viehhändler, der früher ein Metzger gewesen, nun aber nur dann und wann über Land oder Feld ging, um Vieh einzukaufen, einmal nach

Bissingen reiste, das nicht sehr weit von seinem Wohnorte entfernt war und allda unter Seinesgleichen gerieth, die sich nach dem Handel mit ihm bei einem Glase lustig machten, wobei ihm die Pfeifer und andere Spielleute aufwarteten. Indem er nun wieder heimkehren wollte, mußte er nothwendig durch ein Holz, darin es nicht richtig war, wie man an dem Orte sattsam wußte, weshalb auch Keiner gern allein, zumal bei Abendzeiten, hindurchgehen mochte. Dieser Mann aber war ziemlich beherzt und scheute sich nicht im geringsten, ohne Gefährten seinen Heimweg durch den Wald anzutreten, obgleich die Sonne ihre Strahlen bereits eingezogen und der Himmel von den Abendschatten sich angebräunt hatte.

Nachdem er nun ein Stück Wegs hinter den Rücken gelegt, vernahm er von fern im Walde eine Schalmey, die gleichwohl viel näher ertönte, als daß sie in irgend einem Dorfe gespielt werden konnte. Auch gab es in der Gegend weder Herden noch Hirten und die Gelegenheit des Ortes ließ nicht zu, daselbst einige natürliche Spielleute, viel weniger eine lustige Gesellschaft von Zechern zu vermuthen. Daher kam ihm die Sache abenteuerlich vor.

Er setzte aber seinen Weg fort, bis seines Vermerkens die Schalmey von der Seite zu immer näher kam, und zwar so nahe, daß er endlich ein wenig still stund, um zu erwarten, was daraus werden und etwan für ein Pfeifer hervorkommen möchte. Da ward er zuletzt gewahr, daß zwischen den Bäumen und durch's Gebüsch Einer gerade auf die Landstraße zuging, auf welcher er sich befand, und hart an ihn herankam. Derselbe hatte ein grünes Käpplein auf. Es war aber dieser Waldpfeifer oder Schalmeyer so seltsamen Musters, daß der Viehhändler ihn für nichts Gutes hielt. Nachdem der Pfeifer bis auf drei oder vier Schritte zu ihm getreten war und vor ihm stehen bleibend immerfort auf der Schalmey lustig weiter pfiff, hat der furchtlose und unerschrockene Mann nach einem kurzen Zuschauen ihn mit den Worten angeredet: „Du Kerl, laß schauen, kannst Du was Wackeres, so mache mir eins auf die sieben Worte Christi am Kreuz."

Sogleich ist der ehrbare Pfeifer sammt dem Schall seiner Schalmey verschwunden. Da heißt's: „Ein Wörtlein kann ihn fällen."

---

200. Die Kriegsleute beim Trunke.

An einem Orte in Oberdeutschland trieben einige Kneipleute beim Trunk gräuliche Lästerung. Als sie ganz trunken waren und Einer die Kanne etwas lange vor sich stehen ließ, sprach sein Nachbar: „Wie sitzest Du so? Sauf doch den Teufel aus!" Da ergriff der andere die Kanne, sah hinein und sprach: „Was? ist der Teufel darinnen? Laß sehen, ich will's aussaufen, wenn gleich tausend Teufel darinnen wären." Wie er aber hat wollen die Kanne zum Munde heben und trinken, ist der Teufel in Gestalt einer Schlange darausgekrochen und hat sie alle erwürget.

---

201. Die Vorbotin des Streites.

Zween vornehme Fürsten in Deutschland hatten lange Jahre in der engsten Freundschaft gelebet und einander alljährlich ansehnliche Geschenke geschicket. Sie waren gemeiniglich beisammen und liebten einander zum allerhöchsten. An einem Fastelabend befanden sie sich bei einem anderen Fürsten und saßen noch sehr spät in der Nacht beisammen. Da setzte sich der Satan in Gestalt einer sehr schönen und jungen Jungfrau, ungemein köstlich gezieret und geschmücket und mit einem blauen Rocke angethan, zwischen ihnen beiden nieder. Wiewohl nun eine gute Anzahl Leute im Zimmer waren, ward die Jungfrau doch von Niemand anders gesehen als von den zween Fürsten und von dem Fürsten, der sie eingeladen hatte. Dieser entsetzete sich nicht sonder-

lich darüber, aber die beiden wurden wegen der Jungfrau ganz unruhig. Darum gingen sie zur Kammer hinaus und ließen die andern Gäste allein die ganze Nacht hindurch sich fröhlich machen. Diese Jungfrau, welche die Leiber dieser beiden großen Herren von einander gesondert hatte, hat man für eine Vorbedeutung des Geistes der Uneinigkeit gehalten, die auch kurz darauf zwischen ihnen entstand. Ihre Zwietracht ward so heftig, daß beide ihre Unterthanen und Freunde zusammen brachten und einander im Felde eine Schlacht lieferten. Darin war der Sieger so sehr verwundet, daß er drei Tage darauf starb. Der Ueberwundene aber, welcher sich durch die Flucht rettete, verschied an einer langwierigen auszehrenden Krankheit.

202. Das Gastmahl im Walde.

Ein Metzger, der in der Nacht durch einen Wald reiste, hörte im Gebüsche leichtfertige Gespräche voller Lachens und Scherzens. Er stand still, trat näher und guckte dann hinein, da sah er Männer und Weiber darin, die aber alsbald verschwunden waren. Doch ließen sie einen gedeckten Tisch mit allem Trinkgeschirr und Gefäßen voller Speisen und Wein zurück, darunter auch silberne Becher. Zwei der Becher nahm er mit sich und brachte sie am andern Morgen vor die Obrigkeit. Diese hat die Gemärk und Zeichen mehrerer Rathsherren erkannt und als sie nach Haus geschickt wurden, um nach ihren Bechern zu sehen, fanden sie diese nicht zu Hause. Deshalb wurden ihre Weiber gefänglich eingezogen und man hat nachher Wunderdinge von den vornehmsten Frauen der Stadt erfahren.

203. Das Zaubermägdlein.

Es begab sich, daß man an einem Orte etliche Zauberinnen ausführete, sie zu verbrennen, darunter eine kleine Dirne, die sehr zeitig von ihrer Mutter zaubern gelernet hatte und mit ihr verbrannt werden sollte. Da kam gerade eine Frau von Adel gefahren, erbarmete sich über die junge Dirne, bat die Richter um ihr Leben und erhielt es auch. Sie nahm sie auf den Wagen, fuhr mit ihr weiter und sprach nun zu der Dirne: „Was hat Dir Deine Mutter gelehret?" Sie antwortete: „Buttern ohne Rahm, Wetter und Wind machen. So Ihr wollet, will ich es Euch auch lehren." Da sie nun der Edelfrauen solches gezeiget und diese merkte, daß sie wohl zugenommen hatte in der Hexenschule, sprach sie zum Kutscher: „Wende den Wagen um den Weg, den wir gekommen sind, zurück, und laß die Klepper sich eilen, ich habe in der Herberge etwas vergessen." Da sie nun an die Richtstätte kam, und das Volk noch bei einander fand, übergab sie die Dirne wieder den Richtern: sie begehre ihrer nicht, sie habe so viel Böses in der kurzen Zeit von ihr gesehen, daß nichts besser sei, als man werfe sie zu der Mutter in's Feuer, was dann auch geschah.

---

204. Der Traupfennig.

Im Städtchen N. war ein Turmbläser und guter Instrumentist, zu dem kamen einst Personen, die er nicht kannte, und sprachen ihn an, ob er nicht einen Abend lang aufwarten wollte, sie wollten ihn schon dafür bezahlen und sorgen, daß er ohne Schaden hin- und zurückkäme. Der Turmbläser willigte ein und kam an einen unbekannten Ort. Die Bürgermeisterin des Städtchens aber war auch zugegen und erschrak, als sie des Dieners gewahr wurde. Sie bedachte

sich nicht lange, sprach denselben freundlich an, bat, er möge sie verschonen und nicht vermelden, daß er sie hier gesehen habe. Er gelobete es ihr und sie schenkte ihm darauf ein Stück Gold, welches ihr Traupfennig gewesen ist. Diese Zusage hielt der Turmmann getreulich und brachte die Bürgermeisterin nicht in der Leute Mund. Doch auf daß ihre Bosheit an den Tag kommen sollte, trug sich Folgendes zu. Es kam eine Theuerung auf und der Türmer ging, Korn zu kaufen, zum Bürgermeister, der solches in Vorrath hatte, mußte ihm auch aus Noth den Traupfennig, den er bis dahin aufgespart hatte, als Zahlung geben. Der Bürgermeister kannte das Stück Geld sogleich, fragete hart, wie der Türmer zu demselben gekommen, denn er meinete, es sei etwa gestohlen, und der mußte zum Beweis seiner Unschuld Alles gestehen. Weil die Frau um Gnade bat und Besserung gelobete, hat der Bürgermeister ihrer um ihrer Verwandten willen verschonet und sie wieder zu Gnaden angenommen.

---

205. Die Sorbenburg bei Saalfeld.

Bei Saalfeld liegt die Sorbenburg. Die wendischen Priester wollten hier eine Veste erbauen. Ihre Götter selbst sollten den Platz bestimmen. Darum sandten die Priester der Sorbenwenden eine weiße Taube aus, die setzte sich auf eine hohe Eiche. Als die Eiche umgehauen war, flog ein großer Bienenschwarm aus dem hohlen Baume. Deshalb heißet die Stelle noch „der hohe Schwarm". Auf dieser Stelle sollen nachher vier große Türme gestanden haben, zwischen welchen ein Haus, in Ketten schwebend, gehangen.

---

206. Vorzeichen von Kurfürst Hans von Sachsens Tode.

Kurz vor des Kurfürsten Hans von Sachsens Tode wurden zu Eisenach folgende Gesichte gesehen: Ein alter verdorreter und umgestoßener Baum mit abgehauenen Aesten; ein wohlgerüsteter Reuter, welcher den Baum trug; ein Jagdhund und ein großes schwarzes Kreuz in einer dicken Wolke. Aus der Wolke aber kamen Donner und Blitze, daß man nicht anders gemeinet, denn das Feuer werde das nächste Dorf, wohin die Wolke zog, anzünden.

---

207. Tod eines Herrn von Reuß.

Etwa um's Jahr 1660 sah der Famulus eines Professors zu Helmstedt in dessen Hause einen Sarg, darinnen ein junger ihm unbekannter Herr lag. Am folgenden Tage erzählete er das seinem Herrn, dem Professor, und mehreren von dessen Hausgesinde. Alle lachten ihn aus. Der Professor erklärte das Gesicht für einen Traum, doch der Famulus behauptete es wachend und ganz genau gesehen zu haben. Acht Tage darauf kam ein junger Herr von Reußen-Blauen (Plauen) nach Helmstedt, unter diesem Professor seinen Studien obzuliegen, und ging bei ihm an den Tisch. Sobald der Famulus ihn ersehen, trat er zu seinem Herrn und sagete ihm, daß es eben dieser wäre, den man in den Sarg geleget hätte. Der Professor verbot ihm sehr hart, davon im geringsten gegen Jemand zu reden, aber wenige Tage darauf wurde der junge Herr durch eine Krankheit in's Bett geworfen, welche dergestalt überhand nahm, daß sie ihn in den Sarg und in's Grab brachte.

---

208. Der Blutberg in Thüringen.

Bei der Wachsenburg in Thüringen liegt der Blutberg. Der sieht ganz roth aus, vielleicht weil Regengüsse den Grasteppich hinwegspülten und dadurch der rothe Thon zum Vorschein gekommen ist. Die Wachsenburg war das Lehen eines geistlichen Herren, der einen Burgmann darauf gesetzet hatte. Der Vogt aber schaltete und waltete auf eigene Hand, weglagerte, fing Kaufleute, zwang ihnen schwere Lösegelder ab oder ließ sie gar in seinen Burgverließen verschmachten. Als der geistliche Herr das vernahm, schickte er einen Mönch als Bußprediger an den Vogt; der aber ließ ihn binden und befahl, ihm auf dem nahen Hügel den Kopf abzuschlagen. Da rief der Mönch in seiner Todesangst, er möge sich hüten, Hand zu legen an einen Geweihten des Herrn, und wenn er dort bluten sollte, werde der Berg, der jetzt im grünen Maienkleide prange, blutroth werden. Der Vogt lachte, dem Mönch ward der Kopf abgeschlagen, der Berg aber ist nun roth und heißet seitdem der Blutberg.

---

209. Häusernamen.

Früher war die schöne Sitte, daß die Häuser Namen hatten und heißet noch jetzt ein schönes hohes Haus auf dem Neumarkte in Leipzig die hohe Lilie.

Zu Erfurt sah einst ein Schäfer in seinem Garten einen Bock und ein Schaf an einem Rosenstocke stehen. Das Schäfchen aber scharrete mit seinem Fuße etwas Geld aus der Erde. Da grub der Schäfer nach und fand so viel Geld, daß er davon drei schöne Häuser bauen konnte, welche sich von der Lehmannsbrücke bis zu Weißgerbern erstrecken. Er nannte aber das erste Haus zum güldenen Schafe und

ist daran auch ein Schaf in Stein zu sehen; das andere zum Rosenstocke und das dritte zum schwarzen Bock.

Ein anderes Haus in Erfurt heißet zum Rebstocke und wurde erbauet durch Otto von Ziegler. Dieser war 1421 geboren und reisete 1447 zum heiligen Grabe und in die achtzehen Königreiche. Er brachte aus dem gelobten Lande einen großen merkwürdigen Rebstock mit und erbauete danach 1451 zu Erfurt in der Futtergasse ein schönes Haus als Stammhaus, das er zum Rebstock nannte. Oben an dem Hause stunden auf steinernen Platten die Wappen der achtzehn Königreiche ausgemalet, wodurch der Otto von Ziegler gereiset. Auch ward der Rebstock, den er mitgebracht hatte, daran abgebildet und außerdem in seiner Familie aufbewahret. Ziegler's Gemahlin hieß Margaretha Rosenzweigen. Er starb erst 1517 im sechsundneunzigsten Lebensjahre.

210. Doctor Faust in Erfurt.

Die Sage läßt Doctor Faust gewohnt haben in einem Hause neben dem ehemaligen Universitätsgebäude; kaum ist ein alterthümlicheres in der Stadt. Es ist hoch aus Steinen gemauert, die das Alter gebräunt hat, die Ecken sind rund gemeißelt, die Thür ist niedrig, in kleinen Spitzbögen ausgezogen, links und rechts in die steinernen Pfosten gehauene Rundsitze, darüber in den Winkeln zwei Mohrenköpfe. Im Innern ist es gleich alterthümlich, hoher Flur, hohes Parterre, große Säle. Die Seitengebäude sind auch alt, Gebälk und Mauerwerk grau, die Fenster wie beim Haupthause vergittert, alles mit hohen Mauern umgeben.

In die Schlösserstraße zu Erfurt, welche vom Anger nach dem Mittel- und ältesten Punkte der Stadt, einer Mühle an der Gera, leitet, mündet zwischen zwei Häusern laufend das „Doctorgäßchen" ein. Es ist so schmal, daß wer eintreten will zuerst lugt, ob Niemand

am andern Ende bereits eingetreten ist; denn zwei Personen können unmöglich aneinander vorbei und da die Häuser, die das Gäßchen einschließen, nach oben sich zuneigen, so ist es ziemlich dunkel darin. Von diesem Gäßchen erzählt die besonders in der Schuljugend, welche hier vorbeikommt, lebende Sage: Doctor Faust habe einst, als dieses Gäßchen stadtbekannt, aber anders benannt gewesen sei, mit Studenten die Wette gemacht, dasselbe mit einem vierspännigen Fuder Heu zu passiren. Die Wette wurde angenommen und des anderen Tages unter ungeheuerem Zulauf des Volkes ausgeführt. Vier Ochsen zogen das mächtigste Fuder Heu die Schlösserstraße herauf. Sie machten vor dem Gäßchen Halt. Plötzlich verwandelt sich der Wagen in einen Strohhalm, die vier Ochsen in vier Mistkäfer (nach anderen in weiße Mäuse), welch wunderlich Gespann dann leicht das Gäßchen passirt und am Ausgange, in der Borngasse, sich wieder in Wagen und Ochsen verwandelt. Seitdem heißet das Gäßchen das „Doctorfaust-gäßchen".

211.

Der Rabe auf dem Schloßhofe zu Merseburg.

Wenn man in den ehrwürdigen Dom zu Merseburg vom Schloßhofe aus eintritt, so gelangt man zunächst in eine Kapelle, deren Wände, al fresco gemalt, die Bildnisse vormaliger Bischöfe von Merseburg schmücken. In dieser Kapelle ruht auch Bischof Thilo von Trotha. Ein schön in Erz gearbeitetes Kunstwerk erhebt sich über seinem Grabe. Der Bischof ruht in Lebensgröße darauf in liegender Stellung, das Haupt, aus dessen Gesichtszügen tiefer Schmerz spricht, auf den Arm gestützt. Neben

diesem Grabmale befindet sich ein anderes, dessen Stelle eine ebenfalls schön gearbeitete Erztafel bedeckt und auf dieser Tafel sieht man einen kopflosen menschlichen Oberkörper, die Arme über dem Rumpfe erhoben. In der einen Ecke erblickt man einen Fuchs, in der anderen einen großen Raben, der einen Ring im Schnabel hat. Beide Denkmäler stehen im Zusammenhange.

Bischof Thilo von Trotha besaß einen sehr kostbaren Ring, der ihm ungemein lieb und werth war. Beim Waschen pflegte er ihn vom Finger abzuziehen und in das offene Fenster seines Schlafgemaches zu legen. Eines Tages vermißte der Bischof nach dem Waschen den kostbaren Ring. Nirgends war derselbe aufzufinden; außer dem Bischofe hatte das Gemach nur dessen alter Kammerdiener betreten, den der Bischof seiner Treue wegen hoch schätzte und den diese Treue gegen allen Verdacht, daß er seines Herrn kostbaren Ring entwendet habe, schützte. Allein die Liebe, die der Bischof seinem treuen Diener kund gab, hatte schon längst diesem unter dem übrigen Hofgesinde Feinde und Neider erwecket. Es gelang, den treuen Diener des Diebstahles zu verdächtigen. Er wurde verhaftet, die Untersuchung eingeleitet und von ihm das Geständniß, daß er den Ring entwendet habe, durch die Folter erpreßt. Seine Aussage war, den Ring habe er auf die Seite gebracht, so daß er nicht wieder zu finden sei. Das Urtheil lautete auf Enthauptung. Auf dem Schaffot soll der Unglückliche, obschon vergebens, sein Geständniß widerrufen und erklärt haben, daß er zum Zeichen seiner Unschuld, sobald der Kopf gefallen sei, die Hände über dem Rumpfe gen Himmel erheben werde, was denn auch geschehen ist. Schon dies hatte in dem Bischofe Zweifel an der Schuld des alten, lieb gewesenen Dieners erregt und Schwermuth bemächtigte sich seiner. Auch sollte bald dessen Unschuld erwiesen werden. Eines Tages erschien nämlich beim Bischofe ein Schieferdecker und überreichte ihm den abhanden gekommenen Ring, den er bei einer Dachreparatur am weißen Turme, einem hohen Turme des Schlosses in der Gegend der Domkirche, in einem dort befindlichen Rabennester nebst anderen

Kostbarkeiten von Gold und Edelstein gefunden hatte. Da ließ der Bischof seines unschuldig gemordeten Dieners Leiche aus dem Grabe, das er auf der Richtstätte erhalten hatte, in die Kapelle bringen und beerdigen und auf das Grab jene Erzplatte legen, auf welcher der Rumpf mit nach oben erhobenen Armen den Vorgang bei der Hinrichtung des unschuldig Gemordeten bezeichnet, der Fuchs aber die Verleumder andeutet und auch der eigentliche Dieb des Ringes seine Stelle fand. Den Bischof warf aber der Kummer auf das Lager, von dem er nicht wieder erstand. An einem Hause am Marktplatze in Merseburg, in welchem der treue Diener gewohnet haben soll, war ebenfalls ein Stein mit dem Bilde eines Raben, der einen goldenen Ring im Schnabel hat, und auf dem Hause ein schlanker Turm angebracht zum Andenken. Noch jetzt aber wird in Folge einer dazu vom Bischofe gemachten Stiftung, welche den Unterhalt eines Raben reichlich sichert, auf dem ersten Schloßhofe, wenn man vom Domplatze aus das Schloß betritt, in einem großen turmartigen Bauer ein großer Kolkrabe zum Andenken an den Vorgang unterhalten.

212. Die Kegelbahn im Kyffhäuser.

Es waren einmal zehn Handwerker, die wohnten alle in einem Hause, hatten keine Arbeit und machten Musik, was sie nebenher trieben. Einst war es um Weihnachten und sie bliesen der Sitte nach zu Neujahr. Dabei mußten sie über den Kyffhäuser. Sie hatten nicht viel Geld erhalten und dachten: ei, so wollen wir einmal dem Kaiser Otto eins spielen. Da spielten sie drei Stücke. Danach that sich der Berg auf und stand ein rundes, schönes Schloß da und eine Kegelbahn dabei. Da erschraken sie und kamen auch Beamte, Prediger, Grafen und Fürsten auf sie zu und fragten, ob sie nicht Lust hätten einmal Kegel aufzustellen. Das versprachen sie, die Leute

aber, die kegelten, warfen die Kugeln immer über den Kopf weg. Sie mußten die Kegel immerfort aufstellen und wurden hungrig dabei. Da kam Jemand und fragte, was sie essen und trinken wollten. Was sie da bestellten, das erhielten sie. Als sie nun auf's schönste und beste gegessen hatten, mußten sie wieder aufstellen. So dauerte es fort bis Abends um sechs, da gingen alle nach einander, die gekegelt hatten, in den Berg hinein. Darüber verwunderten sie sich und waren verdrießlich, daß sie keine Belohnung erhielten, sagten auch zu dem Letzten, der noch zugegen war, ob sie denn nichts erhalten würden. Er antwortete, sie möchten sich doch die Kegel nehmen. Acht nahmen nun die Kegel, zwei die beiden Kugeln. Sie sagten aber untereinander, was sie denn damit sollten? Als sie in den Wald hineinkamen, wurde Alles sehr schwer und sie warfen es weg. Ein Weber allein sagte: „den König, den ich habe, nehme ich mit; ich kann ihn bei meinem Handwerke zum Garnklopfen gebrauchen." Der König aber wurde immer schwerer, so daß er ihn fast nicht mehr tragen konnte, und als er nach Hause kam, warf er ihn hinter die Treppe. Er war aber sehr verdrießlich und seine Frau fragte ihn, was ihm denn fehle. Da sagte er, daß er nichts als ein Klopfholz bekommen habe. Um zwölf Uhr Nachts, da längst das Licht ausgethan worden, war in dem Hause, wo alle die Handwerker zusammen wohnten, ein wunderschöner Glanz. Als sie nach der Ursache sahen, war der König echtes Gold und so schwer, daß sie ihn nicht heben konnten. Da sprachen sie zu einander, wir wollen zurückgehen und Kugel und Kegel holen. Als sie an die Stelle kamen, wo sie Alles fortgeworfen hatten, war nichts mehr dort. Da gingen sie wieder nach Hause und wollten sich den König theilen. Das thaten sie und machten als reiche Leute eine Reise zum Vergnügen, bauten auch ein großes Haus an der Stelle, wo sie die Kegel und Kugeln weggeworfen hatten.

Zwischen Weihnachten und Neujahr traten sie wieder vor den Berg und spielten, da that sich der Berg wieder auf und es kamen zwei Herren und zwei Damen; der eine Herr aber sagte: „der andere sei

sein Vater, und der Oberförster des Kaisers Otto. Die eine Dame aber sei seine Mutter und die andere seine Schwester. Der junge Herr aber, der das sagte, war als Jäger gekleidet und sagte auch: ihnen könne er seine Noth klagen; sie möchten einmal seine Hunde zählen. Da zählten sie sieben und er fuhr fort zu berichten, daß er auf einem großen Baume hätte verhungern müssen. Als der Kaiser Otto Hochzeit gehabt, hätte noch ein wildes Schwein gefehlt, das hätte er wollen schießen, hätte es aber nicht getroffen. Das Schwein habe wollen zu dem Baume hinauf, jedoch habe es sich an einer Stuke den Leib aufgerissen, es sei aber aufgerichtet unter dem Baume sitzen geblieben und habe immer noch zum Baume hinaufgesehen. Er habe geglaubt, es lebe noch und sei auf dem Baume verhungert. Weil er aber das Gebell seiner Hunde gehört, so habe er sich verflucht, daß er alle sieben Jahre die Waldung durchjagen wolle.

Damit war er verschwunden, jagt auch noch immerfort und hat nur sollen den Leuten sagen, warum er jagen müsse. Am Kyffhäuserberg war damals schon kein Schloß mehr zu sehen. Die zehn haben bis zum Tode von ihrem Gelde gelebt.

Ein Reisender und ein Handelsmann gingen nach Tische über den Kyffhäuser. Auf der Wiese fanden sie eine Kegelbahn, wie ein Schießstand so lang, und zwölf Männer, die durch Nicken ihren Vorschlag, daß der Reisende mitkegeln und der Handelsmann die Kegel aufsetzen wolle, billigten. Als der Handelsmann die Kugel herabwarf, sah er, daß es ein Todtenkopf war. Zuletzt schenkten die Kegelnden Jedem einen Kegel und gingen danach allesammt wieder in den Berg. Die beiden gingen zu einem Juden, als der aber erfuhr, was ihnen begegnet war, sagte er: „Ei, das ist von Kaiser Otto's Vermögen! die Kugel kann ich nicht bezahlen." Er war ihnen aber beim Verkauf behilflich und der Reisende wurde ein reicher Gutsbesitzer, der Handelsmann ein großer Kaufmann.

213. Trompete und Clarinette.

Im Anfange der Welt brachte ein Schäfer das Clarinetteblasen auf. Später blies ein Schäfer die Clarinette auch sehr schön. Er hütete am Eingange des Kyffhäuserturmes um die Mittagsstunde und dachte: „Du möchtest nur dem Kaiser Otto einmal Tafelmusik blasen." Wie er am vierten Stücke war, trat von der Bedienung Jemand heraus und hatte eine silberne Trompete in der Hand. Sowie der Schäfer aufhörte zu blasen, trat der Bediente auf ihn zu und sprach: „Hier, mein lieber Schäfer, hier schickt der Kaiser Otto eine silberne Trompete. Er läßt sagen: so lange er hier in der Verbannung an dem steinernen Tische gesessen hätte, wäre ihm in dieser Stunde noch nie eine Musik gebracht. „Ja," sagte der Schäfer, „ich bin zwar ein Clarinettenbläser, aber kein Trompeter." „Es wird schon gehen," sagte der Diener. „Sogleich werde ich's versuchen", sprach der Schäfer, „allein meine Schafe sind schon zu weit entfernt. Morgen Mittag, will's Gott, entrichte ich meine Schuldigkeit." Nun übte er sich den ganzen Nachmittag auf seiner Trompete und es ging, als ob's ihm sein Geist lehrte. Ebenso die Nacht bei der Herde und den andern Morgen. Den Mittag brachte er schon dem Kaiser ein Ständchen auf der Trompete. Nach dem vierten Stücke trat schon wieder der Geist heraus und bestellte: der Kaiser wünsche ihm, daß er mit der Trompete sein Glück mache. Nachher ging er vom Schafhüten ab und wurde der ausgezeichneteste Musikus.

---

214. Kaiser Otto im Kyffhäuser und die Musikanten.

Drei Musikanten aus Sandersleben hatten zu einer Kindtaufe aufgespielt und gingen bei Nacht über den Kyffhäuser heim. Da

sprachen sie zu einander: „Laßt uns hineingehen in den Turm und dem Kaiser Otto Musik machen.“ Sie gingen also in den Berg und trafen den Kaiser Otto und sein Gesinde beim Boßeln oder Kegelschieben. Als sie gespielt hatten, erhielt der eine zum Lohn einen Stein, der andere einen halben Kegel und der dritte eine halbe Boßelkugel. Die ersten Zwei warfen sogleich den Stein und den halben Kegel fort, der Dritte behielt seine halbe Boßelkugel. Als sie aus dem Berge kamen, verwunderten sie sich gar sehr, denn die Sonne schien hell am Himmel und sie vermeinten doch nicht, daß es schon Tag sein könne. Da sie nach Sandersleben heimkehrten, waren dort andere Menschen, als sie gekannt hatten, und sie waren viele, viele Jahre fort gewesen. Die halbe Boßelkugel aber, die der eine Musikant aufgehoben hatte, war eitel Gold geworden.

Musikanten hatten am Sonntage in einem Dorfe am Kyffhäuser gespielt. Erst am Montag Morgen in der Frühe kehrten sie heim. Sie kamen am Kyffhäuser vorbei. Da sprach der Eine: „Wir wollen dem Kaiser Otto ein Ständchen machen.“ Die Andern meinten, daß sie genug gearbeitet hätten, er aber ließ nicht nach. Sie bliesen also vier Stück, wie sich's gehört, und nun trat einer von des Kaisers Bedienung heraus und hatte für jeden Musikanten einen Knochen in der Hand. Er gab jedem einen, machte seine Verbeugung und die Musikanten gingen ihres Weges. Sie verwunderten sich, was sie mit den Knochen sollten, und warfen sie fort. Nur der Eine, der sie veranlaßt hatte dem Kaiser das Ständchen zu bringen, nahm seinen Knochen mit nach Hause, wo er ihn unter die Treppe warf. Des Nachmittags ging er spazieren; als er nun mit einem anderen Musikanten Abends nach Hause kam, glänzte etwas unter der Treppe: der Knochen war zum allerfeinsten Golde geworden. Er schenkte, nachdem das Gold verkauft war, den vierten Theil des Erlöses dem, der ihn nach Hause begleitet hatte. Die anderen Musiker aber konnten die geschenkten Knochen nicht wieder finden.

215. Kaiser Friedrich der Rothbart und Utchen.

Neben den weitläufigen Ruinen der Kaiserburg Kyffhausen über der alten Kaiserpfalz Tilleda, welches früher dicht unter dem Kyffhäuser gelegen haben soll, stehet noch wohlerhalten ein alter Burgturm. Ein Eingang ist daran unten nicht wahrzunehmen. Man kann jedoch an vorspringenden Steinen zu einer oder zu zweien offenstehenden Luken emporklettern. Das nahmen sich Soldaten vor, welche in Tilleda in Quartier lagen und in ihrer Heimat viel vom Kyffhäuser gehöret hatten. Aber sie kamen unverrichteter Sache wieder in Tilleda an, denn die sonst offen stehenden Luken waren mit eisernen Läden geschlossen gewesen. Als die Leute in Tilleda das höreten, sprachen sie: „So ist Euch alle Herrlichkeit des Kyffhäusers bescheret gewesen und Ihr habet sie verscherzet! Die eisernen Läden hättet Ihr nur zu nehmen gebraucht und sie hätten sich in goldene verwandelt!" Spornstreichs eilten die Soldaten wieder auf den Kyffhäuser, aber die eisernen Läden waren verschwunden.

In solch wunderbarem alten Turme unter der Erde sitzet Kaiser Friedrich mit Utchen, seiner Prinzessin, und mit dem ganzen wunderlichen Hofstaate, hoffet aber, wie man höret, noch einmal wieder herauszukommen, wenn die schwarzen Vögel nicht mehr fliegen; weil er aber mehrentheils in Schlaf versunken und sein rother Bart schon durch den steinernen Tisch gewachsen sein soll, so ist solch muthiges Wort des alten Kaisers ein Spott den Thoren und ein Märlein den Kindern geworden, wie die Rede eines wunderlichen Alten oder eines ruhmredigen Mannes. Mit den schwarzen Vögeln meinet aber der Kaiser die Raben, welche um den Turm fliegen und soll auch wohl von den bunten Vögeln gesprochen und darunter die Elstern verstanden haben. Es sitzet auch ein Vogel bei ihm im Turme, welcher ihm Alles anzeiget, insonderheit wenn Besuch zu ihm gekommen ist. Und sind immer noch Viele im Lande, welche auf solchen alten Kaiser Frie-

derich warten. — Es wird auch erzählet, daß ein Reuter mit einem Schimmel, welches vielleicht der Kaiser gewesen ist, mit Hilfe der Prinzessin in einem Augenblicke von unten auf dem Kyffhäuser oben gewesen sei. Es hat aber auch der mächtige Kaiser Friederich der Rothbart auf dem Kyffhäuser oftmals Feuer gespieen. Dann sprachen die Leute in der Umgegend: „Kaiser Friederich ist böse" und erschraken sehr und brachten allerlei Geschenke auf den Kyffhäuser, ihn zu begütigen. Es ist aber die Burg Kyffhausen in Allem gar wunderbar und blühet daselbst sogar in der Johannisnacht der Zinnoberstein. Zwischen Elf und Zwölf ist er alsdann zu pflücken. Es sind auch zwei Glocken im Kyffhäuser.

---

216. Das glühende Schiff im Kyffhäuser.

Drei Jungen gingen zusammen in den Kyffhäuserberg und kamen zuletzt in ein großes Behältniß. Da war ein großes Wasser und kam ein glühendes Schiff darauf herunter. Aus dem Schiffe kam der Böse und fragte, wen von ihnen Dreien er haben solle. Nun waren zwei von den Jungen confirmirt und einer war noch ein Schulknabe. Da sagten die beiden älteren, er solle den jüngsten nehmen. Da gab diesem der Böse eine derbe Ohrfeige und sagte, er habe noch nicht Christi Blut genossen und wäre noch unschuldig. So kamen sie alle Drei glücklich wieder aus dem Berge heraus.

---

217. Die Morgenhelle am Kyffhäuser.

Vor dem Kyffhäuser hat ein Schäfer die Schlüsseljungfrau angetroffen, die darin wohnt, und sich mit ihr so lange dort ergangen,

bis es ganz dunkel gewesen ist. Und weil er sich beklagt hat, daß ihn so die Nacht überfallen, so hat sie ihn auf der Platte oben auf dem Kyffhäuserberge an eine Stelle geführt, da strahlte ihm plötzlich eine große Helligkeit entgegen, als ob es schon Morgen gewesen wäre. Da hat er wollen getrost in den hellen Morgen hineinschreiten, zwei Schritte vor der Helle aber schauderte er und blieb stehen. Da kehrte die Jungfrau in die Dunkelheit zurück, der Schäfer aber verharrte an der Stelle, wo er stehen geblieben war, während der ganzen Nacht und am andern Morgen hatte er vor einem tiefen See gestanden.

218. Ostern auf dem Kyffhäuser.

In einem Dorfe am Kyffhäuser hatte ein Bauer ein sehr dreistes Dienstmädchen, Namens Johanne. Es holte Osterwasser aus dem Kyffhäuser Brunnen um elf Uhr. Sie goß es in eine Gilte und holte eine zweite und dann eine dritte Tracht, denn die Stunde von elf bis zwölf war immer noch nicht um. Jede Tracht goß sie in ein besonderes Gefäß. Nach dem Einfüllen der dritten Tracht rief's: „Aber nun komm nicht wieder!" Als sie das Wasser am andern Tage mit ihrem Herrn besah, war die dritte Tracht Wein.

Zu Ostern wollte ein Mann in den Kyffhäuser gehen und begab sich mit seinem Begleiter zuerst oben auf den Kirchhof. Der Begleiter sollte nichts sprechen und nichts angreifen. Der Mann beschrieb den Rasen mit einem Kranze und schlug mit dem Stabe darauf. Der Rasen drehte sich los und gerade wie ein Kessel in das unterirdische Schloß Kyffhausen hinein. Da war der Kaiser Friederich und mehrere seiner Bedienten. Von den dastehenden Schätzen nahm der Eingedrungene eine Stange. Sie war von Gold und er theilte ihren Besitz oben mit seinem Begleiter.

219. Die Musikanten von Oldisleben.

Ein alter und ein junger Musikant von Oldisleben gingen zusammen auf den Kyffhäuser. Da beschrieb der Alte einen Kreis mit gottgeweihter Kreide auf dem Boden und schlug mit der Wünschelruthe hinein. Alsbald kamen sie auf einen funkelnden Hof. Da öffnete sich eine Thür, die führte in den Saal der Burg. Da saß Kaiser Friederich im Lehnstuhl vor dem Tische. „Fliegen die Raben noch um den Turm?" fragte der Kaiser. „Ja," antwortete der Alte. „So muß ich noch hundert Jahre sitzen!" sprach der Kaiser. Darauf bekam der alte Musikant Gold, der junge ein goldenes Instrument. Von der Zeit an wollten alle Musikanten goldene Instrumente haben und gingen deshalb auf den Kyffhäuser. Aber es gelang ihnen nicht, in den Berg zu kommen.

---

220. Die Sau im Kyffhäuser.

Im Kyffhäuser bei dem Fräulein hält sich eine Sau auf mit zehn oder zwölf Jungen. Einst wollte ein Jäger Dachse fangen am Kyffhäuser. Er meinte auch richtig einen Dachs aus seiner Höhle durch den Hund in den davor ausgespannten Sack getrieben zu haben, band den Sack fest zu, nahm ihn auf die Schulter und stieg mit ihm den Berg herunter. In Tilleda wollte er ihn dann nach Gewohnheit der Jäger auf engem Hofe herausschlüpfen und von den besten Hunden des Dorfes zu Tode beißen lassen. Er freute sich schon auf das Fest, das er dadurch den andern Jägern von Tilleda geben konnte. Da rief es oben: „Komm, Matzchen, komm!" Es war das Burgfräulein, welches eins der Ferkel vermißte. Sogleich sprach oben eine Stimme zu dem Burgfräulein: „Da unten hat er eins im Sacke!" Da merkte der Jäger, daß er ein Ferkel vom Kyffhäuser hatte. Er-

schrocken band er den Sack auf und es lief den Berg hinan zum Burgfräulein.

Ein Sauhirt ließ die Herde in den Mittagsstunden durch seinen Knaben am Kyffhäuser hüten. Aber jedesmal verschwand eine Sau von der Herde zu Mittag. Wenn der Sauhirt zurückkam, bedrohte er den Knaben deshalb. Dieser band eines Tages aus Furcht der Sau den Anfang eines Zwirnknäuels um, das er in der Hand hielt. Indem er nachher das Knäuel wieder aufwickelte, ging er ihr nach. So kam er an ein Loch, das in den Berg führte, und kroch hinein. Da sah er Rappen stehen in langer Reihe an der Krippe. Unter der Krippe fraß seine Sau den herabfallenden Hafer auf. Da trat auch das Burgfräulein zu ihm, tröstete ihn über die Sau, führte ihn an einen Tisch und trug ihm Speisen auf. Er setzte sich nieder und aß. Als er aufstand und wieder aus dem Berge kam, war die ganze Herde verschwunden. Er stieg nach Tilleda herunter, aber Alles kam ihm fremd vor. Er fragte nach seinem Meister, dem Sauhirten, doch Niemand wußte etwas von ihm. Die Kinder aber umringten ihn und lachten ihn aus. Da merkte er erst, daß er einen langen schneeweißen Bart hatte. Er war ein Greis geworden und im Kirchenbuche stand, daß gerade vor einhundert Jahren der Saubube am Kyffhäuser verschwunden sei. Weil ihn nun Niemand mehr kannte, so wäre er gern zu den Schätzen des Kyffhäusers zurück gekehrt. Aber er fand den Eingang nicht wieder, weil er nicht die Jacke dort hatte liegen lassen, wie er hätte thun sollen.

---

221. Das Brautpaar von Bennungen.

Der Sauhirt von Bennungen wollte sich ein Weib nehmen. Die Braut vermochte wohl, eine kleine Hochzeit zuzurichten; aber das Tafelgeschirr mußten sie von Utchen aus dem Kyffhäuser borgen und sich

den Hochzeitswein von ihr ausbitten. Ihnen that sich dann auch eine Thüre in dem Berge auf, allwo ihnen eine schöne Musik entgegenscholl. Utchen aber packte ihnen ihren Korb mit Tellern, Schüsseln, Messern, Kelchen und kostbarem Weine. Darauf zeigte ihnen Utchen die Schönheiten des unterirdischen Schlosses und sie haben auch den Kaiser Friederich in seiner Herrlichkeit gesehen. Zuletzt gingen sie herunter, und wiewohl es ihnen lange gedünkt hatte, so glaubten sie doch nur Eine Nacht im Kyffhäuser gewesen zu sein. Sie schritten in den hellen Morgen hinein nach Bennungen zu. Da aber war ihnen Alles fremd und die Leute sahen sie lange verwundert an. Endlich trat Einer näher und fragte: „Sind Sie denn aus Bennungen?“ „Ei wohl,“ antwortete die Braut, „wir wollen Hochzeit machen, sind schon zweimal in der Kirche aufgeboten und haben uns nur das Geschirr und den Wein vom Kaiser Rothbart und von Utchen geholt.“ Darüber lachten die Leute, denn das Brautpaar war steinalt geworden und die ältesten Männer und Frauen hatten nicht mehr so altfränkische Kleidung gesehen wie die zwei Beiden anhatten. Wegen des Lachens wurde der Bräutigam fast böse und sprach: „Ei, ich bin ja hier ein Hirt in Bennungen!“ Darüber lachten Alle noch lauter, denn er hatte einen eisgrauen Bart bekommen, wie die Leute nur noch bei den polnischen Juden gesehen hatten. Nun gingen sie zum Pfarrer, denn sie verlangten sehnlich, ein Ehepaar zu werden. Der Pfarrer fand im Kirchenbuche, daß dies Brautpaar vor zweihundert Jahren in den Kyffhäuser gegangen und verschwunden sei. Er ließ sich bewegen, es zum dritten male aufzubieten und zu trauen. Auch rüsteten ihnen die Leute eine kleine Hochzeit aus, wobei das Brautpaar ihnen Utchens Wein vorsetzte und das Geschirr aus dem Kyffhäuser gebraucht wurde. Nachmals trug das Paar das Geschirr wieder in den Kyffhäuser, aber diesmal war Utchen sehr böse, weil sie ihr keinen Hochzeitskuchen mitbrachten.

222. Nachtherberge im Kyffhäuser.

Ein Schweinhirt hütete die Schweine im Thale am Kyffhäuserberge. Eine Sau in der Herde ging täglich im Thale herauf in den Berg; wenn sie zurückkam, hatte sie sich satt gefressen, legte sich an's Wasser und schlief. Eines Tages folgte er ihr nach und bemerkte, daß die Sau durch ein Loch zum Berge hineinkroch. Als sie gesättigt wieder herausgekommen war, ging er hinein. Er gelangte aber in ein großes Schloß mit geräumigen Zimmern. In der einen Stube stand auf einem gedeckten Tische Braten und Wein, eine Jungfrau aber trat zu ihm und nöthigte ihn zu frühstücken. Auch Mittags und Abends erhielt er zu essen. So verweilte er den Tag über, Abends um acht fielen ihm seine Schweine ein und er wollte sie nach Hause bringen. Die Jungfrau aber sagte, er möge nur dableiben, seine Schweine wären schon längst zu Hause. Den Abend um zehn fragte ihn die Jungfrau, ob er nun auch schlafen wolle. Das bejahte er und ward in ein Zimmer geführt, wo vierundzwanzig Betten standen. Er legte sich in das kostbarste und schlief ein. Als er erwachte, war es ihm, als wär' es der nächste Morgen. Da er aber nun aus dem Gange herausging, so sah er, daß in dem Holze Alles verwachsen und verändert war. Er ging nach seinem Hause zu, kannte aber die Leute nicht mehr, die ihm begegneten, und diese sahen ihn staunend an, denn sein Kopf war eisgrau. Statt seines Häuschens fand er einen Palast in dem Dorfe. Staunend ging er zum Pfarrer und klagte ihm seine Noth. Der Pfarrer forschte nach seinem Stande und er antwortete, daß er der Schweinehirt hier aus dem Dorfe sei. Er fragte auch, ob des Amtmanns alte Sau noch lebte. Der Pfarrer sagte, davon wüßte er nichts. Da fragte der Pfarrer nach seinem Namen, aber es war keine Familie des Namens mehr am Orte. Er schlug das Kirchenbuch nach. Darin fand er, daß der Schweinehirt 380 Jahre im

Berge geschlafen hatte. Er sagte ihm das, als aber der Hirt es hörte, erschrak er, fiel um und war todt.

---

223. Kaiser Friederich und die Musikanten.

Einst spielten die Musikanten aus Tilleda vor dem Kaiser Friederich. Die Schloßjungfrau brachte eine Flasche Wein und sie riefen: „Hurrah, Kaiser Friederich soll leben!“ Die Schloßjungfrau brachte eine zweite Flasche, schenkte ihnen zuletzt den goldenen Becher, aus welchem sie getrunken hatten, und sagte, daß sie jedes Jahr auf denselben Tag dahin kommen und dem Kaiser Friederich ein Ständchen bringen sollten. Der goldene Becher wird, wie es heißt, noch in der Kirche zu Tilleda aufbewahrt.

Ein Orgeldreher spielte auf dem Kyffhäuser. Er mußte den Hut abnehmen und wurden ihm Kohlen hineingethan. Er warf sie weg, aber eine war darin geblieben und zum Goldstücke geworden. Darauf spielte er wieder, bekam aber keine Kohlen mehr.

---

224. Schäfer am Kyffhäuser.

Ein Schäfer blies vor dem Kyffhäuser die Clarinette. Den fragte der Kaiser Friederich, ob die Raben noch um den Berg flögen und rechnete wie viel hundert Jahre er noch sitzen müsse. Zwei andere Schäfer beschlossen einmal, Utchen einen Besuch zu machen. Sie gingen also auf den Kyffhäuser, da kam Utchen und brachte sie in einen Gang, in dem stand ein Faß mit alten Hufeisen. Sie gingen daran vorbei immer in dem Gange hin und kamen in des Kaisers Marstall. Da sahen sie des Kaisers Leibroß und andere Pferde an. Danach

führte Utchen sie zum Kaiser selber. Da sahen sie auch des Kaisers Leibknappen und den Vogel, der im Ringe schwebte und ihm ansagte, daß Besuch da sei. Nachdem sie sich eine Zeit lang an dem Anblicke all der Herrlichkeit erfreut hatten, traten sie den Rückweg an. Utchen ermahnte sie aber, daß sie ja nichts mitnehmen oder auch nur anrühren sollten auf dem Heimgange. Dahingegen reichte sie ihnen ein grünes Sträußchen; das steckte der eine an seinen Hut, wie Schäfer thun, der andere warf es fort. Als sie wieder an das Faß mit alten Hufeisen kamen, nahm dieser ein halbes Hufeisen, steckte es zu sich und ging zuletzt aus der Thür. Die Thür aber schlug ihm den Hacken vom Fuße ab. Der andere Schäfer mußte ihn aufhucken und wegen des geringen Diebstahls als einen Krüppel zu seiner Horde bringen. Er selbst aber, weil er seine Begierde gezähmt hatte, fand das grüne Sträußchen von der Prinzessin in Gold verwandelt und konnte es für tausend Thaler verkaufen.

225. Kuhhirt im Kyffhäuser.

Der Kuhhirt von Sittendorf ging in den Kyffhäuser und mußte einer fürnehmen Gesellschaft, in welcher sich der Kaiser Friederich befand, die Kegel aufsetzen. Er verlangte nichts dafür und mußte einen Kegel zum Lohne nehmen. Als er aus dem Berge kam, war die Herde mit den Hunden fort. Er sah sich verwundert um, doch an dem Berge erschien ihm sonst wohl Alles unverändert. Er ging nach Sittendorf hinunter, das kam ihm wie verwandelt vor. Wo seine Hütte gewesen war, stand ein ansehnliches Gebäude. Die Leute, so darinnen wohneten, kannten ihn nicht. Sie hatten das ansehnliche Gebäude schon ererbt und schlugen ihm die Thür vor der Nase zu. Neugierig wurde er vor dem Hause von Kindern und Erwachsenen umringt, denn er sah gar alterthümlich aus. Niemand kannte seinen Namen. Endlich

kam eine arme Frau mit einem Kinde im Mantel die Straße herauf, hörte den Namen und sprach: „Meine Mutter war aus diesem Geschlechte; mein Großvater war der Letzte, der den Namen hier führte. Sein Vatersbruder soll in den Kyffhäuser gegangen sein und ist nicht wieder kommen.“ Sie wußte das Jahr zu nennen und der Kuhhirt war hundert und zehn Jahre fort gewesen. Der Kegel hatte sich in Gold verwandelt und die Frau mit dem Kinde beerbte den Kuhhirten.

Einst schickte ein Kuhhirt den Hirtenjungen nach Hause, daß er ihm zu trinken hole. Der ging über den Kyffhäuser und wurde von einer fürnehmen Gesellschaft von Kaisern und Rittern bedeutet, die Kegel aufzusetzen. Als die Sonne unterging, wurde er ungeduldig und rief: „Nun, hört denn das Kegelspiel hier gar nicht auf?“ Bei diesen unehrerbietigen und muthwilligen Worten war die ganze hohe Gesellschaft verschwunden. Da nahm er den Kegelkönig mit. Nachmals sprach man einst im Hirtenhause davon, wie der Hirtenjunge schon einer so fürnehmen Gesellschaft die Kegel aufgestellt hätte. Zum Beweise holte man den Kegelkönig unter dem Bette hervor, denn es waren Gäste da. Da hatte sich der Kegelkönig in Gold verwandelt.

226. Wein vom Kyffhäuser.

In Sittendorf war eine Gesellschaft bei einem armen Manne zu Gaste. Da fehlte es um acht Uhr an Wein. Die einfältige Tochter des Mannes wurde ohne Geld ausgeschickt, solchen zu holen. „Woher denn?“ fragte sie. „Vom Kaiser Rothbart!“ antwortete ihr der Vater spöttisch. Sie nahm das für Ernst und ging auf den Berg. Da trat ihr das Fräulein entgegen, trug einen Schleier und hatte lange rothe Haare, welche noch weit über ihre Schultern herunter hingen. Sie nahm dem Mädchen das Gefäß aus der Hand und schloß eine Thür auf. Dann reichte ihr das Fräulein den Krug wieder und

sprach: „Hier ist der Wein, aber komm nicht wieder.“ Indem sie die Thür wieder verschloß, blieben zwei von den langen rothen Haaren des Fräuleins darin hängen, die steckte das einfältige Mädchen als ein Wunder zu sich und ging heim. Das Mädchen war lange ausgeblieben. Aber der Wein schmeckte den Gästen überaus wohl. Die Haare des Fräuleins hatten sich in der Tasche des Mädchens zu kostbaren langen Ringen zusammengelegt und waren die herrlichsten Goldfäden daraus geworden. Zu jener Zeit diente eine Magd auf der Pfarre zu Sittendorf, die hat's ihrem Sohne, einem alten Kuhbauer zu Kelbra, oft erzählt.

In dem Hause neben der Gemeinschenke zu Tilleda war einst Kindtaufe. Da sollte der Vater Etwas zum Besten geben und eine arme Dirne sollte auch Wein holen. „Woher?“ fragte sie. „Küpphüser!“ lautete die kurze Antwort des Taufvaters. Sie ging dahin und die Jungfrau mit Schlüsseln gab ihr mehrere Eimer voll des herrlichsten Weines. Sie durfte sogar wieder kommen und alle Tage erlabte der Arme sich also mit seiner Freundschaft. Verkaufen durfte er Nichts. Den sauren Wein in der Schenke wollte nun Niemand mehr trinken. Weil der zornige Wirt das Mädchen oft mit dem Eimer nach dem Berge gehen sah, so errieth er zum Theil das Geheimniß. Er ging nun auch nach dem Kyffhäuser. Doch bekam er keinen Wein und ein Sturmwind fegte ihn vom Berge herunter. Eine alte Frau trat zu ihm und gab ihm Geld. Davon wurde nach dreien Tagen seine Leiche begraben.

---

227. Der Kyffhäuser und die Fuhrleute.

Ein mit Korn schwer beladener Wagen fuhr am Kyffhäuser vorbei. Da wurde ihm vorgestellt, warum er sein Korn bis nach Nordhausen verfahren wolle? auch in dem Berge beim Kaiser Friederich

sei Nachfrage nach Getreide. Das ließ sich der Kornfuhrmann nicht zweimal sagen und wie geschmiert gleitete der Wagen mit den Pferden den Berg hinan. Als abgeladen war, wurde er aufgefordert, sich die Bezahlung selbst zu nehmen, aber nicht mehr, als der Marktpreis wäre. Es stand Geld die Hülle und die Fülle da und trotz aller Ermahnungen nahm er zu viel. Der Wagen stand schon vor dem Thore. Beim Hinausgehen wurde der Fuhrmann gefragt, ob er nicht mehr Geld genommen hätte, als der Preis wäre. Nein, sagte er. Da wurde er noch einmal ernstlicher gefragt. Er verneinte es wieder und ging zum Thore hinaus. Das Thor aber schlug zu und schlug ihm den Hacken ab.

Ein anderer Fuhrmann fuhr seinen ausgedroschenen Weizen zum Verkauf vorbei. Da standen Zwerge am Berge, das waren die Boten des Kaisers, die erwarteten ihn schon und führten ihn mit seinem Wagen in den Berg hinein. Dort luden Diener den Weizen ab. Als der Bauer Bezahlung verlangte, riefen die Zwerge: „Fahre nur hin, Du hast sie schon.“ Geduldig fuhr er von dannen, war aber im Herzen sehr betrübt, denn es war nur eine Walze auf den Wagen geworfen. Er getraute sich kaum ohne Geld nach Hause zu kommen. Da sah er erstaunt, wie die Pferde unter ihrer Last zu schwitzen anfingen. Als er durch Hayna kam, wurde die Walze den Pferden zu schwer und war in Gold verwandelt.

Ebenso soll ein Bauer aus Edersleben zu seinem Glücke eine alte Hemmkette erhalten haben, welche zu Golde wurde. Eine Walze ist oft auf dem Kyffhäuser gesehen, gerade so wie sie von Kühen bei Tilleda über's Feld gezogen wird. Auch eine leinene Plane mit Flachsknoten wurde gesehen, die nachher verschwunden waren. Knaben aus Kelbra, welche Haselnüsse pflücken wollten, nahmen einige Knoten mit, sie waren nachher Gold. Auch eine Bornwinde mit der großen Kette lag da und war nachher verschwunden.

Ein Fuhrmann in Nordhausen saß, wie dort alle Leute pflegen, bei der Martinsgans. Da wurde er von einem fremden

Manne zu einer Fuhre gedungen. Sie hielten vor einem kleinen Wirtshause an und legten sich daselbst schlafen. Als aber der Fuhrmann am andern Tage erwachte, lag er in einem herrlichen Schlosse mit glänzenden Gemächern. Es ist aber das alte Schloß Kyffhausen gewesen.

---

228. Die Rothenburg.

Die Trümmer der Rothenburg liegen an der Nordwestseite des Kyffhäusers über dem Dorfe Kelbra. Auf der Rothenburg wohnt eine Jungfrau. Sie läßt am ersten heiligen Ostertage früh die Leute, die über der goldenen Aue so herrlich aufgehende Sonne bewundern, zeigt ihnen auch, wie alsdann die Sonne hüpft und rühmt ihre Sprünge.

In einem Frühjahre kam eine Gesellschaft aus Kelbra über das Rathsfeld daher. Die fand es lebendig auf der Rothenburg und dort wurden Flachsknoten geklängt, so daß sie von der Sonne aufspringen sollten. Da ihnen das zu dieser Zeit und an diesem Orte gar sehr auffiel, so nahmen sie einige Flachsknoten mit. Nachher sind es Goldstücke gewesen. Die Rothenburg und das Kyffhäuserschloß sind auch von Kurgängern und Goldsuchern gar viel bereist. Ein Knabe hat sich etwas Erde am sonnigen Tage von einem Kurgänger aus dem Gemäuer der Rothenburg genommen, welche sich daheim auf dem Schranke verwandelte. Der Goldarbeiter von Stolberg zahlte fünf Thaler dafür. Zwischen der Rothenburg und der Burg Kyffhausen liegt der Goldbrunnen im Bornthale.

---

229. Kaiser und Junker.

Einige Musikanten beschlossen, auf den Kyffhäuser zu gehen und zu spielen. „Wo ist Utchen?“ riefen sie oben. Da fing sogleich droben der Hahn zu krähen an und neben ihnen stand Utchen. Sie begrüßten sie und sagten, daß sie dem Kaiser Friederich ein Ständchen

bringen wollten. Sie spielten drei Stücke, erhielten aber nur drei Eichenzweige, welche Utchen zum Lohne an ihre Hüte steckte. Ein tiefsinniger Musikant wollte nun noch immer fortspielen. Allein die andern sagten bald: „Laßt uns zum Ritter auf die Rothenburg gehen. Da ist's doch noch ein ander Werk als bei dem alten Kaiser in seinem Turm. Der zahlt doch noch mit ordentlichem Gelde und ißt und trinket wie unser eins und wohnt mit nichten unten im Turm,

sondern in einem schönen anmuthigen Schlosse mit stattlichen Zimmern. Kaiser hin, Kaiser her! Der Junker ist unser Mann!" Sie machten sich also auf den Weg zu dem Ritter nach der Rothenburg. Utchens Sträuße rissen sie von der Mütze. Nur der Eine, welcher immer noch länger in den Ruinen des Kyffhäuserschlosses vor dem alten Kaisergeiste hatte spielen wollen, ließ die Zweige sitzen. Wie sie nun der Rothenburg sich näherten, riefen sie: „Juchhe, juchhe! Pförtner, thu' auf, die lustigen Musikanten kommen! Der Ritter von der Rothenburg mit seiner gnädigen Gemahlin lebe hoch!" Da schwenkten sie wohl Alle die Hüte. Aber an dem Hute des tiefsinnigen Musikanten klankerte und klinkerte es. Er trug einen goldenen Eichenzweig am Hute. Da eilten die andern Musikanten nach dem Kyffhäuser zurück und wollten ihre grünen Zweige suchen; sie waren aber verschwunden.

Anhang.

Ueber die

deutsche Kaisersage

und

Anmerkungen.

Ueber die deutsche Kaisersage.

Während der Zersplitterung Deutschlands in den an hochgespannten Erwartungen und idealen patriotischen Empfindungen so überreichen Jahrzehenden nach den Freiheitskriegen war es ein tröstlicher poetischer Glaube, daß unsere deutschen Kaiser noch in den Bergen schliefen, so wie daß Einer von ihnen wiederkommen, seinen Schild an den „türren Boum" (dürren Baum) hängen und durch einen letzten großen Kampf seine Macht wiederherstellen werde. Am tröstlichsten schien es, daß Friedrich Barbarossa, der würdevolle Hohenstaufe, sogar durch seinen Tod in den Wellen des fernen Orientes seinem Vaterlande nicht hätte für immer entzogen werden können. Ein vielverbreitetes Gedicht von Wetzel ließ ihn selbst aus dem Kyffhäuser herauskommen, als Sänger bei einer Familienfestlichkeit im gemüthlichen Thüringen auftreten, seinen Tod im Wasser erzählen und mit den Worten: Kennt Ihr den Kaiser Rothbart nicht? verschwinden. Diese Nachahmung eines Goethe'schen Gedichtes ist jetzt von dem etwa gleichzeitig entstandenen Gedichte Rückert's ganz verdrängt. Dieses stammt aus dem Jahre 1813. Unter dem Einflusse desselben mögen die Brüder Grimm 1816 Friedrich den Rothbart als den Kaiser im Kyffhäuser genannt haben anstatt Friedrich II. Uebrigens hatte zuerst Johannes Praetorius im 17. und Behrens im 18. Jahrhundert Friedrich Barbarossa als bergentrückt neben Friedrich II. im Kyffhäuser erwähnt.

Diese deutsche Kaisersage ist seit 1853, besonders aber seit 1871 durch Georg Voigt's vorzüglichen Aufsatz in Sybel's Zeitschrift der

Gegenstand anziehender Untersuchungen geworden. Georg Voigt sagt: „Erst in neuester Zeit, seit die Sagensammler und Touristen zum Berge gekommen und dieser eine Wirtshausindustrie hat, ist auch dem dortigen Volke der Rothbart aufgedrängt worden, ohne indes, wie es scheint, das alte Sagen vom Kaiser Friedrich überwinden zu können." Diese Worte sind nicht unrichtig. Was zunächst die Wirtshausindustrie betrifft, so ist sie freilich auf dem Rücken des Kyffhäusers seit dem Tode Friedrich Wilhelms III. bis zur Wiederherstellung des deutschen Kaiserreiches mit Genehmigung der schwarzburg-rudolstädtischen Regierung auf eine Weise betrieben, die allerdings auf die Umgestaltung einer deutschen Volkssage schon einigen Einfluß üben konnte. Ich selbst habe mich zwar nie entschließen können, das Bild des Kaisers Rothbart bei den Wirtinnen auf dem Kyffhäuser für einen Silbergroschen anzusehen. Aber Herr Director Richter zu Eisleben in seinem Kyffhäuserbuche erzählt, daß „der alte Barbarossa, der Kaiser Friederich" auf dem Kyffhäuser in einer Art von Guckkasten mit langem, weißem Barte am Steintische gesessen habe und der neugierigen Menge der Gäste gezeigt sei, wie er von dem Knappen die Nachricht empfange, daß die Raben noch nicht verscheucht seien. Zuletzt habe die Regierung von Schwarzburg-Rudolstadt den Damen die Wirtschaft gekündigt. Da habe man den „Burgfräulein" den Rath gegeben, ihren Barbarossa nebst der ganzen Baracke, in der er bisher gesessen, einzupacken und nach Berlin zu bringen, um den Barbarossa hinfort in seiner langjährigen „Originalwohnung" den Bewohnern der deutschen Reichshauptstadt vorzuführen. Nachdem die Sehnsucht des Barbarossa erfüllt und seine Verzauberung zu Ende gegangen wäre, sollte er seine bisherige Behausung verlassen und seine Wohnung in der Nähe seines Nachfolgers, des Kaisers Wilhelm, aufschlagen. Dem Director Richter wurde erzählt, daß „die Burgfräulein" wirklich ihre Holzbude „mit dem Kaiser Friedrich nebst ihren eigenen werthen Persönlichkeiten" nach Berlin übergesiedelt hätten.

Was die Sagensammler betrifft, so werden sie am Kyffhäuser

wohl alle nach dem „Kaiser Rothbart" gefragt haben, weil ihnen dieser so populäre Ausdruck am meisten als Schlüssel für die Herzen des Volkes dienen zu können schien. Zur Verwunderung der Forscher bedienten sich aber die echten Sagenkundigen im Volke in ihren Antworten stets des richtigeren Ausdruckes „der Kaiser Friederich".

Schon vom Kaiser Nero (so entwickelt Voigt) war gesagt, daß er zum Schrecken seiner Feinde wiederkehren werde und zwar als mächtiger Herrscher aus dem Orient. Falsche Nerone beuteten den Volksglauben aus, wie später falsche Friedriche. Auf Nero wie auf Friedrich II. war ein Zwischenreich gefolgt. Wie die Sage von Nero, ist die vom Fortleben Friedrichs II. nach Voigt in Italien entsprungen. Während der Hohenstaufenherrschaft entstand durch die gewaltigen Schläge, welche dieselbe gegen das Papstthum führte, die Vorstellung, daß aus diesem Geschlechte der Antichrist hervorgehen und das Ende der Dinge herbeiführen müsse. Nun starb um 1202 der calabresische Abt Joachim von Fiore, den Dante in den Worten verherrlicht:

Il Calavrese abate Giovacchino
Di spirito profetico dotato.

In den Kreisen der Joachiten, die seine schwärmerischen Schriften als prophetische Bücher betrachteten, lebte der Franziscanermönch Salimbene von Parma, der um 1287 eine Chronik schrieb. Er führte einen joachitischen Sibyllenspruch an, in dem es heißt: „oculos ejus morte claudet abscondita" und „vivit et non vivit". Diesen Sibyllenspruch bezieht er auf Friedrich II. Salimbene glaubte Friedrichs II. Tod erst, als er ihn von Innocenz IV. selbst verkündigen hörte. Friedrichs II. Tod war in der That, wie die Sibylle geweissagt, ein verborgener: sein Sohn Manfred, in dessen Armen er starb, hielt ihn geheim, um sich Apuliens und Siciliens zu bemächtigen, ehe sein Bruder Konrad aus Deutschland käme. Durch diese Umstände, durch joachitische Vorstellungen und aus dem Salimbene bildete sich allmählig die Sage. Falsche Friedriche traten auf, die sich nie auf Friedrich I., sondern stets auf Friedrich II. bezogen. Eine Zeit lang wandert nun Friedrich II. nach Voigt's An-

sicht heimatlos umher, wenn auch nicht ganz wie der ihm verwandte ewige Jude. Erst lange nach dem Beginne des 15. Jahrhunderts bezeugen zwei deutsche Chronisten, daß Friedrich noch lebe im Schlosse des Kyffhäusers. Dies alte Kaiserschloß lag um die Mitte des 15. Jahrhunderts jedenfalls schon wüst. Zu Luther's Zeit muß aber die Kyffhäusersage die Menschen schon lebhaft beschäftigt haben, besonders an seinem Geburts- und Sterbeorte Eisleben. Schrieb doch von dort gerade an Luther's Todestage ein Cantor an Osiander nach Nürnberg, daß sich ein Geschrei erhoben habe, Kaiser Friedrich sei auf dem Kyffhäuserberge erstanden. Man habe ihn für einen Wiedertäufer gehalten und ihm fünf Artikel des Glaubens vorgelegt. Auf jeden Artikel habe er gar schön geantwortet. Auch habe ihm der Landvogt die kaiserlichen Rechte vorgehalten und er habe latine darauf geantwortet, in summa er sei Kaiser Friedrich, und habe gesagt, der Kyffhäuserberg habe 550 Jahre gestanden, er habe 190 Jahre darauf regiert und 400 Jahre im Berge gelegen und sei jetzund wieder von Gott erweckt, die kaiserlichen Rechte da wieder aufzubringen. Er habe wunderliche Reden geführt, daß sich mancher tapfere Mann darüber verwundert. Er sei ein bleicher Mensch, habe lederne Hosen an und einen seltsamen weißen Mantel. Diesen Kaiser habe der Landvogt nach Frankenhausen geführt. Er sei gerne mitgegangen und habe nur gebeten: man solle ihn als einen Kaiser nicht binden.

Auch Luther hörte zu Eisleben vor seinem Tode noch von diesem Kaiser Friedrich im nahen Kyffhäuser. Er soll gesagt haben: „Ich weiß nicht, was ich davon halten soll, der Teufel hat vormals mehr den Leuten eine Nasen gemacht." Diese Aeußerung legitimirt sich durch sich selbst als ein Wort Luther's: er glaubte nicht, daß ein Hohenstaufe im Kyffhäuser spuke; aber er hielt es für sehr möglich, daß der Teufel sich für ihn ausgäbe oder doch die Augen der Menschen behexe, um einen Betrüger (diesmal war es vielleicht mehr ein Irrsinniger) für den Kaiser zu halten.

Es ist erwiesen, daß bei diesem falschen Friedrich des 16. Jahr-

hunderts wohlunterrichtete Personen nur an Friedrich II. dachten. Riezler in Sybel's Zeitschrift von 1874 betont es, daß Friedrich II. im Abendlande für mehr als ein halbes Jahrhundert der letzte Kaiser gewesen sei. Eine ältere Weissagung von Adso, welche neben derjenigen der unseren hohenstaufischen Kaisern nicht ganz abgeneigten Joachiten auf die Sage eingewirkt, habe auf den letzten Kaiser gelautet. Bloß aus älteren christlichen Sagen vom Antichrist habe sich die Sage von der Fortdauer Friedrichs II. gebildet. Aus ihnen seien auch die Züge von der gerechten und glücklichen Regierung des letzten Kaisers, von der Meerfahrt, vom Aufhängen der Krone oder des Schildes am Oelberge oder am dürren Baume herübergenommen worden. In der ganzen Kaisersage finde sich vom Heidenthum keine Spur, denn alle jene Weissagungen beruhten auf Daniel und der Apokalypse. Es handle sich um eine Stammsage, welche die Thaten des Antichrists verkündige: Friedrich II. wird wiederkehren, weil er der Antichrist ist, und er wird noch Schlimmes über die Kirche verhängen. Sodann um eine daraus erwachsene, aber doch gleichfalls ganz christliche Zweigsage, welche sich mit den Thaten des letzten römischen Kaisers vor der Ankunft des Antichrists beschäftigte: Friedrich wird wiederkehren, weil er der letzte römische Kaiser ist, der noch vor der Ankunft des Antichrists am Oelberge die Krone niederlegen muß. Der Ursprung der zweiten Sage sei allerdings in Deutschland, der Ursprung der ersten aber ganz sicher in Italien zu suchen. Und so handelte dann auch Moriz Brosch in Sybel's Zeitschrift von 1876 eigens über die Friedrichssage der Italiener. Er bestreitet freilich gerade die Bildung einer eigentlichen Sage über Friedrich II. in Italien. Nur der Cultus der vollendeten Persönlichkeit habe sich in Italien dieses Kaisers bemächtigt, und dieser Same sei in Deutschland als Sage aufgegangen.

Durch alle diese historischen Untersuchungen ist nicht bloß dargethan, daß Friedrich II. und nicht Friedrich I. in den Kyffhäuser entrückt ist. Es ist dadurch auch ein Fundamentalsatz der deutschen

Mythologie von Jakob Grimm erschüttert, daß alte deutsche Götter als Kaiser in den Bergen fortlebten. Wilhelm Müller, der Mitherausgeber des mittelhochdeutschen Wörterbuches, dachte bei der Bergentrückung schon mehr an eine heidnische Unterwelt. Mit Sicherheit aber kann man jetzt in ihr nur noch einen Spuk in einem christlichen Todtengewölbe sehen. Ein eingehender Bericht über die Bergentrückung im Zobtenberge möge dies beweisen.

Es handelt sich hier um den ältesten und zugleich den eingehendsten und anschaulichsten Bericht über eine förmliche Bergentrückung, den wir überhaupt besitzen. Er stammt aus dem Jahrhundert der Reformation. Denn auch in Bezug auf die Bergentrückung trägt unsere Volksüberlieferung den Charakter des 16. Jahrhunderts. Bei der damaligen Erneuerung des gesammten Geisteslebens wurde jedenfalls das ganze Mittelalter mit seinem Faustrechte in die Rumpelkammer der hohlen Berge geworfen, mögen sie nun dem Volke schon früher als Rumpelkammer für seine heidnischen Götzen gedient haben oder nicht. Nach der Sage vom Zobten haben die Geister in den Bergen ausdrücklich ausgesagt, daß sie ebenso wenig wissen, ob sie Heiden oder Christen, Kaiser, Raubritter oder einfache Mörder sind, als das Volk und die Gelehrten es wissen. Sie gestanden es einem frommen Autor aus dem Jahrhunderte der Reformation, dem Johann Beer, der sie förmlich interviewt hat und sein Gespräch mit ihnen drucken ließ.*)

*) In meinem Besitze befindet sich die Schrift: „Gothofr. Henr. Burgharti, Doct. Med., Iter Sabothicum, das ist: Ausführliche Beschreibung einiger An. 1733 und die folgenden Jahre auf dem Zothen-Berg gethanen Reisen, wodurch sowohl die natürliche als Historische Beschaffenheit dieses in Schlesien so bekannten und berühmten Berges der Welt vor Augen geleget wird. Mit Kupffern. Breßlau und Leipzig. Bey Michael Hubert. 1736." (Kl. 8. 194 S.) S. 84 dieser Schrift wird gesagt, daß von Johann Beer von der Schweidnitz aus Schlesien, so ao. 1570 gelebet und 1600 gestorben, 1639 in Amsterdam ein Büchlein „Gewinn und Verlust irdischer und himmlischer Güter" in 12 gedruckt sei. Blatt 10 und 11 werde erzählt, daß Johann Beer Gewalt und Gnade von Gott empfangen habe, in die Berge zu gehen und des darin liegenden Gutes sich zu gebrauchen,

Ungefähr dreißig Jahre nach dem Erscheinen des Irrsinnigen, der sich auf dem Kyffhäuser für den Kaiser Friedrich ausgab, um's Jahr 1570 vor Ostern, öffnete sich dem Johann Beer aus Schweidnitz auf einem Spaziergange ein sonderbarer Eingang in den Zobten. Mit gutem Bedacht begab er sich hinein in der Absicht, die Wunder der Natur auf philosophische Weise zu beschauen und also Gott seinen Schöpfer zu loben. Indessen kündigte ihm ein gewaltiger Wind etwas ganz Ungewöhnliches an. Er ging deshalb wieder zurück. Jedoch nahm er sich sogleich vor wiederzukommen, wenn er sich in den Ostertagen noch besonders auf geistliche Weise dazu vorbereitet haben würde. Autor machte sich dann wirklich am Sonntage Quasimodogeniti wiederum an den Berg. Er suchet und findet den vorigen allbereit wieder aufgesiegelten Ort mit Freuden; gehet getrost da hinein; kommt in einen sehr engen Gang zwischen zwei steinernen Wänden, da die Fahrt bald hoch, bald niedrig, bald enge, bald weit ist und endlich in eine oben

---

wie auch denen daselbst eingeschlossenen Geistern zu predigen. Die Schrift von Johann Beer hat jedoch Burghart wohl nicht gesehen. Als Burghart's Quellenangabe sind vielmehr die S. 83 stehenden Worte zu betrachten: „Diese Wunder-Geschichte hat der Hr. Praelat Fibiger aus eigenhändig geschriebenen Zetteln des bekannten Abrahams von Frankenberg, welche durch die Verlassenschaft Dr. Joh. Scheffler's auf die Bibliotheque des Fürstl. Gestiftes S. Matthiae zu Breslau kommen, den Scholiis zu Henelii Silesiogr. renov. Cap. II. §. 13 pag. 141 sequ. einverleibet." Joh. Scheffler ist der bekannte Angelus Silesius (1624—1677). Was Burghart 83—93 mittheilt, ist demnach Uebersetzung nach Fibiger. Dieser wollte 1624 auch einen sechzigjährigen Schüler Beer's Namens Johann Springer gesprochen haben und stützte sich außerdem auf die von Beer's Frau und Schwiegersohne herrührenden Nachrichten. Burghart sagt 83 auch, daß glaubwürdige Personen, welche um 1730 „an einem Wallfahrtstage oben auf dem Berge gewesen", wirklich in eine solche weite, geraume und ziemlich lichte, hinten zu aber etwas finstere, und allem Ansehen nach weit hineingehende Grotte oder Höhle von ohngefähr gerathen seien. Sie müsse in der Nähe des Brunnens gegen die Abendseite zu gewesen sein. Burghart bedauert, daß er dies zu spät erfahren habe, um es noch untersuchen zu können. — Nach der kurzen Erwähnung in Grimm's deutschen Sagen (2. Auflage I. 186. 187) erzählt Chamisso das Abenteuer des frommen Johannes Beer in dem Gedichte „Die Männer im Zobtenberge" 12. Aufl. seiner Gedichte 305—307.

und unten gleich lange Galerie ausgehet. In solchem Gange nun kommt ihm nicht mehr wie zuvor ein grausamer Wind, sondern ein lichter Schein entgegen. Dem siehet und gehet er nach bis zu einer beschlossenen Thüre mit einer eingeschnittenen Glasscheiben, wodurch gedachter verborgener Lichtstrahl den engen, finsteren Gang wunderlich erleuchtet. Der gottselige Wandersmann klopfet auch an, und zwar zu dreien unterschiedenen malen, worüber gedachte Thür eröffnet worden. Da siehet er mit Verwunderung drei lange ganz abgemagerte Männer um einen runden Tisch gegen einander sitzen: trugen altdeutsch oder spanische Biret (Barete) auf den Häuptern, sehen erzitternd und sehr trübselig aus; haben auch ein schwarz Sammet- mit Gold beschlagen Buch vor sich auf dem Tische, also daß manchem herzhaften Menschen hier wohl hätte der Muth entfallen mögen. Was thut aber unser Gottesmann? Er schreitet im Namen Gottes mit unerschrockenem Geiste und Gewissen zu ihnen und spricht: Pax vobis, Friede sei mit Euch! Sie antworten: Hic nulla pax, hier ist kein Friede! Er thut den andern Schritt und spricht: Pax vobis in nomine domini, Friede sei mit Euch im Namen des Herrn! Sie erzittern mehr und sagen mit halber Stimme: Hic non pax, hier ist nicht Friede. Er thut den dritten Schritt bis nahe an den Tisch und spricht: Pax vobis in nomine domini Jesu Christi, Friede sei mit Euch in dem Namen unseres Herrn Jesu Christi! Sie verstummen mit großem Schrecken, Furcht und Zittern. Legen ihm darauf das schwarze Buch vor, das machet er auf, besiehet dem Titul, der lautet: Liber obedientiae, das Buch des Gehorsams. Darauf fraget der Autor (denn wie schon erwähnt, hat Johann Beer sein Abenteuer selbst beschrieben), wer sie wären. Sie sagen, sie kenneten sich selber nicht. Er fraget weiter, was sie an diesem Orte machten. Sie antworten, sie erwarteten mit Schrecken das große und strenge Gerichte Gottes, zu empfahen was ihre Thaten werth seien. Er fraget, was sie gewürket bei Leibesleben. Sie zeigen auf einen Vorhang, dahinter werde er finden die Zeichen und Zeugen ihrer Handlungen. Er ziehet den Vorhang beiseits, siehet eine große

Menge von allerlei mörderischen Waffen, auch alte theils halb, theils ganz verwesete Dinge gleich einem Meßkram oder Jahrmarktswaaren sammt etlichen Menschengebeinen und Hirnschädeln, dergleichen im Stift Köln vor Zeiten bei einem Hauptmörder, welcher 960 Mörde begangen und es bis 1000 bringen wollen, in einem hohlen Berge gefunden worden. Daraus ist zu ersehen, daß ihnen ihre Werke nachgefolget und sie Räuber und Mörder gewesen; wie auch die Historien in der schlesischen Chronica vom Zottenberge und dem darauf zerstörten Raubschlosse sammt andern glaubwürdigen Denkzeichen bezeugen und ausweisen. Autor fraget, ob sie sich zu solchen Werken bekenneten. Sie sagen: ja. Autor: ob es gute oder böse Werke wären? Sie sprachen: böse. Er: ob es ihnen leid, daß sie solche böse Werke gewürket. Sie antworten nichts, erzittern nur. Er fraget weiter, ob sie bekenneten, daß sie hätten gute Werke thun sollen. Sie antworten: ja. Er: ob sie auch noch gute Werke thun und wieder gut sein wollten? Sie antworten, sie wüßten es nicht. Sie wüßten von keinem Wollen, können in sich nichts finden noch empfinden, Böses oder Gutes zu wollen. Er hält an und spricht: Wie es ist möglich gewesen, daß Ihr Euch dem Guten entnommen und aus dem Guten in das Böse kommen seid, also ist es auch nicht unmöglich, daß Ihr aus dem Bösen wieder könnt zu dem Guten gelangen und mit Gott dem höchsten und einigen Gute und Ganzen versöhnet und geeiniget werden, so Ihr nur das einige Mittel, nämlich wollen und begehren wieder gut zu werden, und zu Gott zu kommen, wollet ergreifen und beständig darinnen fortfahren und beharren. Sie werden darüber bestürzt, befinden auch zwar etwas Aenderung bei sich selber, stehen dennoch im Zweifel und Unwissen, ob sie könnten oder wollten das Wollen und Können. Autor nimmet jedoch nun allen Abschied von ihnen und lässet die drei Männer auf weiteres Besinnen beisammen.

Johannes Beer's Schwiegersohn scheint später evangelischer Pfarrer in dem jetzt wegen seiner Felsgebilde vielbesuchten Dorfe Adersbach gewesen zu sein. Auch seine Seele war von den Wundern der

Schöpfung, den Felsen und Höhlen, erfüllt. Dem schriftlichen Berichte seines Schwiegervaters hat er mündlich hinzugefügt, daß über andern Sachen in selbiger Wunderhöhle des Zobten auch noch ein schönes Positiv mit in Silber vergoldeten Clavieren gestanden, auf welchem Johannes Beer, um die Geister zur Erkenntniß ihrer selber und dem Lobe Gottes zu erwecken, zu unterschiedenen Malen solle gespielet und also ferner mit diesen verschlossenen und verbannten Geistern solle geredet haben.

Wir sehen wohl, daß dieser Bericht dieselbe starke Glaubenskraft ausspricht, welche dem Jahrhunderte der Reformation eigen war. Derselbe Geist beseelte den Johann Beer, welcher in Luther lebte und im Rector Thymus, der den Thedel Unverfehren besang. Aber die Bergentrückung bleibt dunkel. Wir bleiben in Betreff ihrer auf unsere Kaisersagen angewiesen. Im allgemeinen müßte bei der Bergentrückung der Kaiser wenigstens der Gedanke an eine Vergötterung, also an altdeutsche Götter, erlaubt sein. Auch haben die Kaisersagen jedenfalls eine viel zu große Ausdehnung, als daß es möglich wäre, sie alle auf Friedrich II., d. h. auf Salimbene und dergleichen zurückzuführen. Glücklicher Weise hat Dümmler in Sybel's Zeitschrift für 1873 bereits nachgewiesen, daß eine ganz ähnliche Sage wie von dem hohenstaufischen Geschlecht 1280 auch schon von dem karolingischen urkundlich verbürgt ist, die dann doch ohne Zweifel die älteste deutsche Kaisersage sein wird. Freilich ist 1280 das karolingische Geschlecht noch eben so wenig in einen bestimmten Berg versetzt als das hohenstaufische. Dagegen beschränkt sich für die neuere Zeit die Bergentrückung der Kaiser weder auf einen Kaiser Karolus noch auf einen Kaiser Friedericus. Daß Voigt, nachdem er den Rothbart als Prätendenten abgewiesen hat, einfach sagen zu können glaubt, die Fassung der Sage, nach welcher auch Kaiser Otto im Kyffhäuser sitzen solle, halte er kaum der Erwähnung für werth, scheint mir auf einer mangelhaften Kenntniß dieser Ottonensagen zu beruhen. Allerdings kennt man diese Sagen nur durch die mündliche Ueberlieferung. Aber ist

es nicht auffallend, daß nordwärts vom Kyffhäuser oder vielmehr von der goldenen Aue, im Mittelpunkte des alten Sachsenlandes, überall vom Kaiser Otto erzählt wird?*) Scheint es nicht, daß die Nachricht, Kaiser Otto sitze im Kyffhäuser, von den alten Sachsen aus Norden gekommen ist, wie die, daß Kaiser Friedrich im Kyffhäuser sitze, aus

---

*) In den Anmerkungen zur ersten Auflage dieser deutschen Sagensammlung waren zu allen mir mündlich erzählten Sagen keine näheren Angaben enthalten. Es mußten daher die Quellenangaben für die Anmerkungen zu Nr. 202—229 dieser zweiten Auflage, weil die Kyffhäusersagen sämmtlich dem Volksmunde entnommen waren, erst neu hinzugefügt werden, wobei jedoch in Bezug auf die Heimat der erzählten Kyffhäusersagen eine in den Anmerkungen zur ersten Auflage enthaltene allgemeinere Angabe über alle von mir gesammelten Kyffhäusersagen zur Bestätigung der aus dem Gedächtnisse gemachten etwas näheren Quellenangaben in der zweiten Auflage dient. Es heißt nämlich in den getrennt erschienenen „Anmerkungen zu den deutschen Sagen", Berlin 1863, 37: „Es sind . . . . . alle diejenigen mitgetheilten Sagen, in welchen vom Kaiser Friedrich die Rede ist, von mir mündlich am Kyffhäuser, in Kelbra oder Tilleda, gesammelt. Die Sagen ähnlichen Inhalts vom Kaiser Otto dagegen sind mir im Norden des Kyffhäusers erzählt worden. Wie klein der Umkreis ist, auf welchem ich vom Volke bereits den Kaiser Friedrich nennen hörte, so groß ist das Gebiet, auf dem man mir noch von Kaiser Otto erzählte: es reicht vom Kyffhäuser, von Tilleda und Kelbra über den Harz bis nach Goslar, Aschersleben und Eisleben . . . . hin. In Magdeburg läßt sich die Frage: Friedrich oder Otto? schwerlich entscheiden. Herr Philipp Wegener schrieb mir aus Olvenstedt bei Magdeburg am 9. April 1879, daß er zwar bei seinen Nachfragen nach Sagen und Gebräuchen in der Gegend von Magdeburg niemals gerade direct nach der Kaisersage geforscht habe, es sei ihm aber auch niemals eine Spur derselben entgegengetreten. Daß die Sachsenkaiser in dieser ganzen Gegend um Quedlinburg her nicht so leicht aus der Erinnerung verdrängt werden konnten, liegt gewiß auch daran, daß dies die Heimat des sächsischen Kaiserhauses war, so wie umgekehrt südlich vom Kyffhäuser nach Schwaben zu, also in Thüringen, die Sage vom Kaiser Friedrich im Kyffhäuser leichter als im Norden Eingang finden konnte. Bei dem nach den Entdeckungen von Kuhn, Schwartz und Sommer zwar nicht mehr neuen, doch meiner Sammlung von Kyffhäusersagen . . . . . in dieser Art eigenthümlichen Resultate einer förmlich parallelen Stellung der Sagenkreise vom Kaiser Otto und vom Kaiser Friedrich bis in die einzelnen Sagen hinein, welche vor allen Dingen anschaulich gemacht werden mußte, waren nicht so viele Zusammenziehungen möglich, als sonst wohl erlaubt gewesen wären. Ganz poesielos und ohne tiefes Gemüth ist keine Kyffhäusersage, und so kann man sich die Ausführlichkeit bei den Kyffhäusersagen schon gefallen lassen."

Süden? Im Sachsenlande selbst, in Goslar und Harzburg, leben die alten Sachsenkaiser in Burgen, Gewölben und Brunnen fort. Will man annehmen, daß auch davon nur die Italiener die Ursache sind? oder daß die Sachsen ihren ohnehin bei ihnen selbst fortlebenden Kaiser Otto erst in den Kyffhäuser versetzten, weil sie diesen durch die Sage von Friedrich II. als einen Geisterberg kennen lernten und Otto mit Friedrich II. verwechselten? Es ist möglich, jedoch wenig wahrscheinlich. Sollte aber Herr Professor Voigt die Sage vom Kaiser Otto im Kyffhäuser darum für werthlos erklärt haben, weil er vielleicht glaubt, Kaiser Otto sei erst nach 1813 in den Kyffhäuser gebannt, so müßte ich diese Annahme entschieden bestreiten. Nachdem Rückert sein Gedicht geschrieben hatte:

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich

konnte die Sage von einem Ottonen im Kyffhäuser wohl noch im Absterben begriffen sein, aber nicht im Entstehen.

Das Einzige in der Kyffhäusersage, was entschieden auf das germanische Heidenthum hinzudeuten scheint, bleiben die Raben. Aber wie steht es eigentlich mit ihnen? Zeigen sie sich als Vögel, die einer heidnischen Gottheit angehören? — Es sind Odin's Raben! ruft Karl Simrock in seiner deutschen Mythologie aus. Aber, setzt er hinzu, sie müßten in den Berg hineinfliegen! nicht bloß so um den Berg herum, sondern an die Seite*) des „als Kaiser verjüngten Gottes"!

*) Man sieht, daß ich auf die Stellen in den Sagen Nr. 215 S. 257 Z. 3 v. unt. und Nr. 225 S. 265 Z. 2 v. ob. kein Gewicht lege. Wahrscheinlich sind beide Sagen von derselben Person erzählt, da in Nr. 225 auf Nr. 215 gewissermaßen zurückverwiesen wird. Da beide Sagen mir am Fuße des Kyffhäusers erzählt sind, wo von der Kaisersage seit Jahren viel gesprochen war, so kann dieser Zug recht gut schon durch eine Einwirkung der gelehrten Mythologie in die Sage gekommen sein. Daß der Vogel in beiden Sagen gerade Besuch anzeigt und nach Nr. 225 im Ringe schwebt, verräth zwar schon den selbständig dichtenden Volksgeist, ist aber doch wie die ganze Erwähnung des Raben innerhalb des Schlosses nur überflüssiges Beiwerk. Erst wenn eine Sage vorhanden wäre, in welcher der Rabe, der dem

O über die dummen Raben! In der That sind sie für die Friedrichssage in einer viel zu späten Zeit erst verbürgt, um viel Gewicht auf sie legen zu können. Man hat wohl gesagt, daß die schwarzen Raben, nach welchen sich der Kaiser Friedrich erkundige, auf die schwarze Amtstracht der Geistlichkeit zu beziehen seien. Die Ordenstracht der Mönche, mit welchen die Hohenstaufen ihren Culturkampf führten, war aber bunt genug. Vielleicht sind die Raben wirklich so spät in die Kyffhäusersage hineingekommen, daß sie sich bloß auf die Amtstracht unserer norddeutschen Küster und Pastoren beziehen können. Von 1817 bis zur neuen Aera galten die Raben sogar als Symbol der politischen Reaction, insbesondere der particularistischen Bestrebungen in Deutschland.

Die deutsche Kaisersage, wie sie, dem Geiste der modernen Lyrik blutsverwandt, zur Zeit der Zerrissenheit Deutschlands unsere Herzen in der Jugend gerührt hat, wird uns immer theuer bleiben, auch wenn es nicht gelingen sollte, ältere Urkunden aufzufinden, welche dem bergentrückten Kaiser seinen Platz in dem „deutschheidnischen Götterhimmel" sichern. Ganz wie Wilhelm Grimm mit den Märchen gethan hat, so müssen die Sagen zunächst literarhistorisch behandelt und um ihrer poetischen Schönheit willen gepflegt werden.

Kaiser Besuch ansagt, nicht bloß beschaut würde, sondern wirklich in die erzählte Begebenheit verflochten wäre oder wohl gar deren Mittelpunkt bildete, könnte ich einiges Gewicht auf diesen Zug legen. In der ersten Auflage bilden die ganzen Kyffhäusersagen die Nummern 196—213, die Sagen Nr. 215 und 225 die Nummern 192 und 208.

Anmerkungen.

1. **Stiftung von Kloster Gandersheim.** Die Sage stammt aus dem carmen de primordiis coenobii Gandersheimensis (Pertz mon. Germ. VI., Scriptor. IV., S. 306—317). Dort heißt es V. 32—36:

Ergo nocturnas quondam scindente tenebras
Aurora lucis splendore suae rutilantis,
Haec prostrata sacram solito jacuit secus aram,
Sacratam *sub baptistae Johannis honore*
Oratu pulsando jugi penetralia coeli.

Ferner V. 231, 232:

Silvestremque locum *Faunis monstrisque repletum*
Fecit mundatum diviuis laudibus aptum.

Ferner V. 255—269:

Ipsaque complectens animo praecepta parato,
Egreditur, dictis credens ex corde jubentis;
Ac cementariis secum sumptis bene gnaris,
Perrexit citius, *quo duxit Spiritus almus*,
Donec ad coeptum porrexit nobile templum.
Illic *candidulam vidit residere columbam*
In designati praecelso vertice saxi;
Quae mox expansis volitans praecesserat alis,
Temperat atque suum non sueto more volatum,
Posset ut aereos directo tramite sulcos
Cum sociis gradiendo sequi virguncula Christi.
Cumque *columba* locum volitans venisset ad illum,
Quem nunc non sterilem magnis scimus fore petris,
Descendens terram rostro percusserat illam,
Sub cujus lapides latuerunt aggere plures.

Die Sage, wie sie in unserem Texte vorliegt, ist aber nur aus Leuckfeldi antiquitates Gandersheimenses, Wolffenbüttel 1709, 33, 34 entnommen. Ebenda 60 findet sich auch folgende Sage: In der Gandersheimischen Kirche ist oben unter dem gewölbten Bogen eine große eiserne Kette zu sehen, welche von einer Mauer zur andern durchgehet. Sie soll als Beute aus einem Türkenkriege daselbst zum Andenken aufbehalten sein, in welchem einstmals die Türken und die Christen mit einander eine Seeschlacht gehalten, und die Türken zu ihrem Vortheile eine große eiserne Kette, so auf ansehnlichen Flößen, von einem zum andern, gelegen, vor sich gehabt, die Christen entweder damit zu umringen, oder sie zu ihrer Vertheidigung zu gebrauchen.

Die Christen ließen, weil sie günstigen Wind gehabt, mit vollen Segeln ihre Schiffe gehen, und sprengten damit die Kette, wonach geschehen, daß die Türken von den Christen glücklich geschlagen, die Kette aber in viele Theile zum Zeichen des Sieges unter die Officiere getheilt worden. Ein Schiffscapitän, der aus Rüden gebürtig gewesen, soll sein überkommenes Theil davon zum besonderen Andenken der Gandersheimischen Stiftskirche geschenkt haben.

2. **Der Spring am Elm.** Rudolf Bode jun. hörte die Sage am 21. Juli 1878 so auf einem Ausfluge von Braunschweig nach dem Elme. Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, Leipzig 1848, 140, haben die Sage unvollständiger unter der Ueberschrift „Der Lutterspring". Aus dieser Ueberschrift geht jedoch hervor, daß es sich hier um die Quelle der Lutter handelt, nach welcher Königslutter heißt und die man um so mehr durch ein „Häuschen" zu ehren Ursache hatte, als ihr Königslutter namentlich früher, so viel ich weiß, einen blühenden Nahrungszweig verdankte. Das Wasser, in welchem sich der merkwürdige Dukstein bildet, gab nämlich auch dem aus ihm gebrauten Dukstein, einem noch um 1830 weit umher beliebten leichten und angenehmen Biere, den Namen. — Vergl. auch besonders die Anmerkung bei Kuhn und Schwartz, 486. Auch Lauterberg heißt nach seinen Lutterthälern, so wie Lautenthal nach seiner Laute. Vergl. Grieben's Harz, 16. Aufl., 93 und 77. Die andere braunschweigische Stadt Lutter, Lutter am Barenberge, kommt in der Thedelsage 15 vor. Vgl. 294.

3. **Roklum.** Mündlich im Halberstädtischen. Zu dem ersten der mitgetheilten Verse ist zu bemerken, daß die freundlich genug drei Stunden vor dem Harze am Bruche gelegene Stadt Hornburg von vielen Händlern mit Lumpen und Bettfedern bewohnt wird. Zu Vers 4, daß das etwas näher nach Braunschweig als nach Halberstadt zu gelegene Roklum einen vergoldeten Kirchturmknopf, und zu Vers 5, daß Winnigstedt einen Kirchturmknopf hat, der wie ein Taubentopf, d. h. ein Taubennest, aussieht. Seinstee, Häwer und Wetzlewwe in Vers 2, 3 und 4 sind hier Dativen, vor denen jedesmal ein d' (zu) verschluckt ist, d' Seinstee, zu Seinstedt u. s. w. Roklum heißt im Volke Rokel, bei den das sogenannte Messing Sprechenden Rokellum, und daher die Volksetymologie Rook-kehr-um. So spricht bei Otmar (Nachtigal), Volkssagen, Bremen 1800, „ein Engel bei einem schrecklichen Brande, der die ganze Gegend bis dahin verwüstete". Diese Worte beweisen, daß in Otmar's Fassung, obgleich Heinrich der Löwe darin nicht genannt wird, dennoch wohl an eine Verwüstung des Bisthums Halberstadt gedacht ist.

4. **Herzog Heinrich der Löwe.** Die Einleitung und die Reime am Schlusse aus: „Leben und Thaten des großen Helden Heinrichs des Löwen, Herzog zu Braunschweig. Einbeck, bei H. Ehlers." Auf dem Holzschnitte des Titelblattes schreitet Heinrich der Löwe grimmig einen Weg hinauf nach dem Thore. Er hat den Degen zur Seite und den Pilgerstab in der Hand. Sein Löwe schreitet wie ein Hündchen neben ihm. Dicht hinter ihm ist der Giersberg zu sehen. Der Kern meiner Erzählung, von den Worten „Schnell segelten sie" bis „hängt über seinem Grabe" wurde bearbeitet nach dem

Manuscripte: „Ein alte Histori oder Gedicht, Von einem | Fürsten und Herr, Herr Hertzogen zue | Braunschweig vnd Lüneburgk | Hinrich de Lowwe geheten |. In Gesangs Weise gerichtet | Im Jahr 1585." Vgl. XIII. Das Wort Lowwe ist sehr undeutlich geschrieben und wie es Herrn Bibliothek-Secretär Milchsack in Wolffenbüttel scheint, der mir im März 1879 gütigst eine Auskunft über das Gedicht ertheilte, diese ganze Zeile von anderer Hand. Das Gedicht findet sich in Wolfenbüttel Cod. Extrav. 207. 5. Bl. 27—34. Am Schlusse des Gedichtes steht eine Bemerkung, wonach etzliche Croniken dieß Gedicht nicht melden und andere viele Historicorum nur berichten, daß der Herzog nach dem heyligen Grabe sei gewesen und daselbst woll entpfangen vnd vieleicht die angedeutete Klaue undt Leoparden zum Präsent und Zeugniß verehrt worden seien. Dann wird auch noch gesagt, daß Greifen und Drachen dasselbe sein möchten, und daß „vor etzlichen Jahren" ein orientalischer Drache vom Sturme nach Tirol verschlagen sei. Diese wolfenbüttler Handschrift wurde lange als verloren beklagt. In Dr. Edwin Julius Koch's Compendium der deutschen Literaturgeschichte. 2. Auflage. Berlin 1795. I. Band, 134, wo ich die Stelle mit einem kleinen Zusatze Meusebach's auf der Königlichen Bibliothek in Berlin einsah, heißt es unter Anderem: „Eines Heldengedichts auf Herzog Heinrich den Löwen und andere Braunschweigische Herren gedenkt Spangenberg in seinem Adelspiegel. In dem Verzeichnisse der Handschriften auf der wolfenbüttler Bibliothek fand ich ein ähnliches Gedicht unter der Aufschrift angezeigt: Altdeutsches Gedicht von Heinrich dem Löwen, scriptum ann. 1585. Die Handschrift selbst war nicht zu finden." Das von Koch über diese Handschrift Gesagte wurde im wesentlichen wiederholt im literarischen Grundriß durch von der Hagen und Büsching 185. Ueber das Gedicht sagte sogar Karl Gödeke noch in seiner Mittheilung über Reinfrit von Braunschweig im Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrgang 1849 S. 266: „Ob das in Wolfenbüttel vorhanden gewesene schon zu Kochs Zeit verschwundene Gedicht von 1585 Heinrich den Löwen schon im Texte selbst nannte, ist mir zweifelhaft." Hierauf dient zur Antwort, daß Heinrich der Löwe in der wolfenbüttler Handschrift selbst, abgesehen von jener Zeile der Ueberschrift, welche jünger als das Gedicht selbst sein dürfte, nicht „Heinrich der Löwe", sondern der Herr, der Herzog, der Held heißt. Ebenso ist es in der „Historie und Geschichte von Herzog Heinrich dem Löwen", welche Büsching in seinen Volksmärchen, Sagen und Legenden nach einem in seinem Grundrisse schon angeführten Drucke wieder abdrucken läßt. Ich kann nun ferner mittheilen, daß dieses Gedicht bei Büsching kein anderes ist, als das von ihm selbst im Grundrisse als verloren beklagte, das aber in der Handschrift eine bedeutend ältere Sprache und Auffassung zeigt als bei Büsching. Vielleicht war der Druck, welchem Büsching folgte, nach der Handschrift in Wolfenbüttel veranstaltet, diese aber gerade behufs des Druckes wohl keineswegs von Büsching, sondern für die frühere Veröffentlichung überarbeitet. Beide male hat das Gedicht 104 Strophen. In Strophe 35 sagt nach der gefälligen Mittei-

lung des Herrn Milchsack der Wirt aus dem Nobiskruge (der Teufel) zum Herzog:

Ja höre ich will dir sagen
Du sagst noch viel von Gott
Du Liegest in Wassers Wage
Er hilfft dir nicht aus noth.

„Wage" ist nach Herrn Milchsack's Mittheilung ganz deutlich (nicht Wagen, noch Wogen), auch Strophe 37 steht „Wage", nicht Wagen, und Strophe 32 wird es eben so sein. Der Teufel sagt also nicht, daß der Herzog in einem Wasserwagen, sondern daß er im Gewoge des Wassers, im Meere, liege. Es handelt sich um dasselbe Wort, welches Benecke im Wörterbuche zu Iwein 524 unter der wâc verzeichnet. Es ist also 7 Z. 25 zu bessern: „Du liegst im Gewoge des Meeres und mußt sterben"; 8 Z. 5 „von diesen unabsehlichen Meereswogen herunter helfen" und ebenso 8 Z. 13 „trocken" für „ohne Wage". In Strophe 39 der Handschrift wünscht der Herr, daß Gott ihm beschere „einen säeligen Wagen"; bei Büsching „einen sel'gen Tag". Ersteres bezieht sich auf die Art der Reise, Letzteres ganz modern auf das Wiedersehen bei der Herzogin. In Strophe 40 der Handschrift will der Herzog „zu Gottes Gelück fahren", bei Büsching „in Gottes Geleit". Die 44. Strophe der Handschrift redet wieder vom Nobis-Wirt, die bei Büsching vom Teufel. Grimm's Deutsche Sagen, 1. Auflage, II., 241—247 folgen in der Sage von Heinrich dem Löwen „dem Volksliede", also wohl Büsching, jedenfalls einem von dem bei Büsching nicht verschiedenen Drucke. Kuhn und Schwartz 145, 146 erzählen die Sage kurz mit der Quellenangabe: mündlich. Vergl. auch „Fahrt in den Osten" in W. Müller's und G. Schambach's Niedersächsischen Sagen und Märchen. Göttingen 1854. 389—519. — Ueber die in Sage und Gedicht erwähnten Lokalitäten zu Braunschweig wird mir aus der Familie Bode daselbst geschrieben: „Die Burg Dankwarderode ist in Braunschweig bekannt. Sie liegt am Ruhfäutgenplatze dicht hinter dem Dome. Vor Jahren ist sie in eine Infanteriecaserne umgewandelt, die aber vor längerer Zeit niedergebrannt ist und jetzt in Trümmern liegt. Ferner gibt es den Namen ‚Hagen' noch jetzt vielfach in Braunschweig. ‚Der Hagen' war früher eins der fünf Weichbilder der Stadt. Noch jetzt gibt es eine Hagengemeinde, einen Hagenmarkt, eine Hagenbrücke u. s. w. Der Giersberg führt seinen Namen noch heute. Er liegt dicht bei Braunschweig und ist ein ziemlich unbedeutender Berg am großen Exercierplatze". Dagegen ist nicht zu entdecken, wo das 24 erwähnte Mooshaus zu suchen ist. — Strophe 74 des Gedichtes lautet in meiner Abschrift und von mir interpungirt:

Was soll man immer sagen?
Dem Breutigamb kam die Mehr.
Er war woll zu beklagen.
Nun ist meine Sache verloren;
Durch den Korb bin ich hindurch u. s. w.

Hier kommt also der Korb im Jahre 1585 vor. Vielleicht wird dadurch die Redensart „einen Korb geben" aufgeklärt. Es heißt einfach „Durch den

Korb bin ich hindurch", d. h. der Bräutigam, der nach der Rückkehr Heinrichs des Löwen in ähnlicher Lage ist, wie die Freier der Penelope nach der Rückkehr des Odysseus, ist durchgefallen. Da flüssige Gegenstände durch den Korb ebenso gut durchfallen als durch ein Sieb, so ist vielleicht davon, daß Körbe mit Heiratsanträgen in Verbindung gebracht werden, der Sinn nur der, daß die Freier gesiebt werden. Wer abgewiesen ist, wird als durchgefallen betrachtet. Das Spottlied vom Schreiber im Korbe hat vielleicht nur dazu beigetragen, eine ältere Bedeutung des Korbes bei Heiratsanträgen zu verdunkeln. Wie schon aus Hildebrands interessanten Zusammenstellungen in Grimm's Wörterbuche unter Korb erhellt, so erhielt im Mittelalter gerade der begünstigte Liebhaber einen Korb. Wenn man nun mit Rücksicht auf solche Scherze, wie sie das Volkslied vom Schreiber im Korbe erzählt, sprichwörtlich gerade umgekehrt dem verschmähten Liebhaber einen Korb beschert, so wird es erlaubt sein, diese Vorstellung für eine mehr abgeleitete zu halten und einen ursprünglicheren Zusammenhang des Korbes mit Heiratsanträgen zu suchen, wozu vielleicht diese Stelle in dem Gedichte einen Schlüssel gibt. Dabei dürfte vielleicht festzuhalten sein: nicht, daß der Korb gegeben wird, ist zunächst das Verfängliche an ihm, sondern daß er dazu dient, alles Unangemessene durchzusieben und hindurchfallen zu lassen. Noch in der heutigen Sprache ist Korb und Sieb vielfach dasselbe. Der Unterschied ist nur der, daß dasjenige, was durch das Sieb auf die Erde fallen soll, förmlich „durchgesiebt", d. h. hin und her geschüttelt wird, daher „Kornsieb", durch welches in der Scheune der Staub hindurchgeschüttelt wird, während die Körner oben liegen bleiben. Ebenso „Milchsieb" oder „Theesieb", welche man wenigstens in der Hand zu halten pflegt, bis die Milch oder der Thee hindurchgelaufen ist (in diesen beiden Fällen bleibt gerade das Unreine oben). Von der Milch sagt man: „sie wird durchgesiebt", auch „durchgeseit", vom Brei sogar, er wird durch den Durchschlag „durchgerührt". Dagegen spricht man bei der Käsebereitung nur von einem „Käsekorbe" (nie von einem Käsesiebe), in welchem die weiche Masse hingestellt wird, damit alles Wässerige abläuft und durchfließt. — Der Fall, daß Helden gerade zum Hochzeitstage der Gattin zurückkehren, kommt in der Sage oft vor und J. W. Wolf hat die Ochsenhaut oder dergl., worin sie eingenäht werden, in seinen Beiträgen zur Myth. 4 flg. und in dem Aufsatze „Wuotan" Bd. I. 63 seiner Zeitschrift auf Wuotan's Mantel deuten wollen. Das siebente Jahr wiederholt sich dabei fast stets als der für die Rückkehr festgesetzte äußerste Zeitpunkt, in diesem Gedicht aber tritt der Zug ganz besonders hervor („Ist länger, denn sieben Jahr" u. s. w.). Man hatte auch im 16. Jahrhundert ein Sprüchwort: „es laufft kein toll hund sieben jahr" (s. Bücherschatz der deutschen Nationalliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts [von K. Heyse] 1854. Nr. 1277). Die hohe Bedeutung des 7. Jahres überhaupt suchte schon Kuhn's Anmerk. auf S. 499 der nordd. Sagen und meine Bemerkung über die Merwigslinde im 1. Bande von Wolf's Zeitschrift 85 hervorzuheben. — Die Dankbarkeit der Thiere gegen Menschen gibt dem Volks-

märchen zu den bunteſten Bildern Stoff. Die Befreiung des Löwen im Kampfe mit dem Drachen (wurm) hat im Jwein dieſelbe Folge; auch dort bringt der Löwe Nahrung und ſeine Anhänglichkeit an ſeinen Herrn äußert ſich noch ſeltſamer als hier: er will ſich einſt um ſeinetwillen geradezu das Leben nehmen. Vgl. auch 182. — Nobiskrug erklärten Kilian, Schilter und J. Grimm aus abyssus, mhd. âbȳs (Abgrund, Hölle). Wilhelm Müller, altd. Nel., 401, hält das Wort für eine „Entſtellung aus Nörſi oder Narſi, der als Sohn Loki's und Bruder der Hel recht wohl im deutſchen Glauben ein Beherrſcher der Unterwelt ſein konnte". Im Bremer Wörterbuch III. 254 wird bemerkt, daß das N ſich aus der Redensart na'n Obiskroge oder na'n Obskrooge eingeſchlichen habe: he is na'n Obskroge heiße: er iſt nicht mehr in der Welt, man weiß nicht, wo er geblieben iſt. Eine Sage „Die Prinzeſſin im Nobiskruger Holze" findet ſich bei K. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holſtein und Lauenburg. Kiel 1854. 346, 347. Vergl. „der Naberskroch" bei A. Kuhn, Märkiſche Sagen und Märchen, Berlin 1843, wo es ſich um das Grenzland zwiſchen dem Herzogthum Braunſchweig und der Altmark handelt. Ferner „Der Nobelskrug" bei Kuhn und Schwartz 85, und ebenda 131, ſowie 484—486 „Naberskroch". Bei Brandenburg iſt der Owers Krog. Vergl. die Sage oben 77 und Dr. G. Sello im „Bär", 1877 111. — — — Wie in unſerem Gedicht der Teufel durch das gut motivirte Brüllen des Löwen, welches den Herzog weckt, geprellt wird, ſo weckt in einem ähnlichen Falle, in der 2. Goslar'ſchen Sage in meinen Harzſagen I ein Hündchen die ſchlafende Kaiſerstochter, und wie in Braunſchweig der Löwe, iſt in dem nahen Goslar das Hündchen noch jetzt (im Dome) zu ſehen. — Jwein hat beim Abſchiede von der Königin Laudine ein vingerlîn erhalten; als er ſich untreu erweiſt, indem er nicht zur beſtimmten Zeit zurückkehrt, ſoll Lunete das vingerlîn von ihm verlangen; endlich knüpft ſich die ganze Entwirrung an die Perſon dieſes klugen Hoffräuleins, ſo daß das vingerlîn dabei nicht mehr nöthig iſt. — Von den deutſchen hier herbeizuziehenden Märchen aus dem Volksmunde will ich beſonders auf eins hinweiſen, das mir ſchriftlich mitgetheilt iſt. Es berührt ſich theils mit dem Märchen vom glückbringenden Vogel, theils einfach mit dem von den zwei Brüdern (vergl. meine Kinder- und Volksmärchen, XXIV. XXV. 20—24). Ich werde dies Märchen anderswo mittheilen und dann auch den Boccaccio zur Vergleichung mit der Sage von Heinrich dem Löwen herbeiziehen. — Maßmann theilte ein dem unſerigen nicht ganz unähnliches Gedicht auf Heinrich den Löwen mit, darin kommen geſchnäbelte Leute, aber kein Nobiswirt vor. — Ein Meiſtergeſang aus dem 16. Jahrhundert, Heinrich des Löwen Wallfahrt nach dem gelobten Lande in Görges' Vaterländiſchen Geſchichten u. ſ. w. 5 fängt an „von Chriſti Geburt 1114 Jahr". In der Moringer, Uhland, Volkslieder, Nr. 298, 2. Abtheilung, 773 ff., nach fliegenden Blättern, meiſt mit Jahreszahlen aus dem 16. Jahrhundert, wonach auch ohne Zweifel Guſtav Schwab's Romanze „Der Möringer", wieder abgedruckt in Hocker's Volksglauben 10—13, gearbeitet iſt, fährt der edle Moringer in Sanct Thomas

Land, nachdem er sich auf 7 Jahr bei seiner Frau beurlaubt hat. In der Stunde, da seine Frau Hochzeit halten will, ruft er den Sanct Thomas an, wird im Schlaf nach seiner Mühle versetzt wie Odysseus nach Ithaka (Eumäus), dankt dafür Marie und ihrem Kinde und geht nach seiner Burg.

5. **Thedel Unverfehren von Walmoden.** Nach Georg Thym's, Schulmeisters zu Wernigerode, auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlicher Dichtung: „Des Edlen vnd Streitbaren heldes Thedel Unvorferden von Walmoden manlicher vnd Ritterlicher thaten, vil hübscher, wunderbarlicher geschicht vor etlichen jaren im Land zu Braunschweig, im Stift Halberstadt zum Heiligen grabe vnd in Lifflandt wahrhafftig ergangen, kurtzweilig zu lesen vnd auff's fleißigst in Reymen gebracht." Als Drucker wird Paulus Messerschmidt in Straßburg genannt. In der aus Wernigerode in den heiligen Weihnachtsfeiertagen 1558 datirten Vorrede wird angegeben, daß Alles vor fünftehalb hundert Jahren wirklich geschehen sei. Vergl. Literarischer Grundriß durch von der Hagen und Büsching 192. Thym bezieht sich auf alte mündliche Ueberlieferung und eine Familienchronik. In: Die Geschichte des Lyceums zu Wernigerode. Eine Einladungsschrift zu der am 21. August 1850 zu begehenden Feier des 30jährigen Bestehens dieser Anstalt. Von Kallenbach und Keßlin handelt II. 11 und 5 vom Rector M. Georg Thymus, Verfasser des Thedel Unvorferden von Walmoden, vergl. auch das Kirchenlied: Aufer immensam aufer deus iram. Thymus, Schüler Melanchthon's, war Rector zu Goslar, wurde 1550 als Ludimagister auf ein Jahr in Wernigerode angenommen und starb als Professor zu Wittenberg 1561. — Meusebach bemerkte bei einem Magdeburger Drucke des Thedel handschriftlich zu 108 seines durchschossenen Exemplares der 2. Auflage von Koch's Compendium, I. Band: „Dieser Magdeburger Druck (in der wolfenbüttler Bibliothek) besteht aus 55 bedruckten Blättern und das Druckjahr 1558 ist am Ende angezeigt. — Auch ‚Gedruckt zu Wolfenbüttel, durch Cunradt Horn. Im jar 1563', hat 47 bedruckte Blätter und ist in der wolfenbüttler und in der Kirchenbibliothek zu Celle befindlich. Auch ‚Strassburg, durch Paulum Messerschmidt', ohne Jahr, 88 bedruckte Blätter, in 8. Ist ebenfalls in der wolfenbüttler Bibliothek." — Dieser letztere ist der mir vorliegende Druck, welcher nicht ohne Jahr ist, wie Meusebach glaubte, sondern, wie schon erwähnt, unter der Vorrede das Jahr 1558 nennt. Das nämliche Jahr ist nach Meusebach's Angabe aber auch am Ende der nur 55 Blätter enthaltenden Magdeburger Ausgabe genannt. Thym gibt den Inhalt seiner zwanzig Gesänge jedesmal, abgesehen von dem gleichfalls ausführlichen Register, ausführlich vorher in einer zusammenhängenden prosaischen Erzählung an, die viele moralische Lehren enthält, welche in den Gesängen selbst zurücktreten. Mein Bericht ist sowohl nach der Prosa als nach den Versen abgefaßt. Im Wunderhorn, noch in der Ausgabe des 2. Bandes von 1846, findet sich 308—327 eine Bearbeitung des Gedichtes; die Geschichte vom Pferdediebe zu Schladen und einigermaßen auch vom Bischofe von Halberstadt, welche ich kaum andeute, sind dort keineswegs gebührend in den Hintergrund gedrängt.

Das in dem Gedichte von Thymus erwähnte Gerücht, Heinrich der Löwe sei ertrunken, wird Jedermann an Friedrich Barbarossa erinnern. — Zur Erläuterung einiger Stellen in der Thedelsage schrieb mir Herr Pastor R. Kellner aus Lutter am Barenberge im März 1879: „Daß Lutter am Barenberge den Herren von Wallmoden (gegenwärtig in Altwallmoden), deren Besitz sich noch jetzt bis $^1/_2$ Stunde von hier erstreckt, gehört haben mag, ist mir nicht unwahrscheinlich, doch habe ich vorläufig hierüber weder schriftliche noch mündliche Nachrichten. Die Worte ‚Brelem nach der Hahr' bezeichnen offenbar das etwa 1 Stunde von hier südwestlich belegene Dorf Bredelem, welches an der sogenannten ‚Haar' gelegen ist, einer steinigen Hochfläche, welche in der hiesigen Gegend durch schlechte Wege berüchtigt, durch die daselbst gebauten vorzüglichen Kartoffeln aber berühmt ist. Dort liegt auch die Ortschaft Ostharingen und der Weiler Haarhof. ‚Appelhorn' findet sich auf der vom Königlichen Generalstabe herausgegebenen Karte unserer Gegend von 1878 als ‚Königlicher Forst Appelhorn' neben dem ‚Bredelemer Gemeindeholz' südwestlich von Lutter am Barenberge verzeichnet." — Zu dem Umstande, daß Thedel mit Rücksicht auf das Tauformular den Teufel überwinden zu können glaubt, vergleiche man, daß nach Horst's Zauberbibliothek I. 366—368 Luther selbst Folgendes in Erasmus Gruber's analectis erzählt: „Man sagt eine Fabel von einem Arzt, der ein Kindlein über der Taufe gehalten und Gevatter war worden und hatte daselbs die Worte von der Taufe hören sprechen mit dem Gebet und Sprüchen auß der Schrift, darinn angezeigt wird, daß wir auß dem Reich des Teufels erlöset und in das Reich des Sohns Gottes versetzt werden, da verwundert er sich der großen Verheißungen und Wohlthaten, so uns in der Taufe gegeben und fürgetragen werden und sagt: wenn ich wüste, daß ich auch also getaufft wäre, und daß dieselben Worte über mich auch gesprochen wären, so wollte ich mich für den Teufel nimmermehr fürchten, und da ihn andere dessen erinnert und überredet haben, daß er auch eben mit diesen Worten getaufft sey, hat er einen solchen Glauben gefaßt, daß er gantz und gar bey ihm beschlossen, er wolte sich nimmermehr für dem Teufel fürchten. Endlich aber ist ihm ein Gespenst fürkommen und der Teufel ist ihm erschienen in Gestalt eines Bocks, davon aber ist er so gar nicht erschrocken, daß er auch das eine Horn genommen und zerbrochen hat, und hat's seinen Gesellen gebracht, von denen er gangen war. Da nun dasselbe einer von seinen Gesellen gesehen hat, hat er sich doch das große Wunderwerk bewegen lassen und hebt an, sich auch zu rühmen, daß er getaufft sey, und wolle sich für keinem Teuffel noch Gespenst, wie greulich das auch seyn möchte, fürchten. Geht derhalben an den selbigen Ort und das Gespenst des Bocks kommt wieder. Da er aber nu dem Bock die Hörner wolte angreiffen, nimmt ihn der Teuffel bey dem Hals und erwürgt ihn. Warumb ist nu jener der Gefahr entrunnen und dieser nicht? Das ist darumb geschehen, daß an diesem große Vermessenheit und kein rechter Glaub gewest ist. Er hat gemeint, er könte den Teuffel mit seinen Kräfften und Stärke überwinden. Er hat in Summa keinen rechten Glauben. Ein jeder soll sich selbs prüfen, was

für Gaben er hat, denn gleich wie wir am Leib, am Verstand und am Gut einander ungleich sind, also sind wir auch mit den geistlichen Gaben einander nicht gleich. Ein jeder soll in seinem Beruff bey dem Gesetz, so gebräuchlich ist, und bey dem gemeinen Rechte bleiben, biß daß ihn Gott beruffen oder zwingen wird, daß er etwas Sonderliches thun soll." Vergl. 302 und Märkische Sagen und Gebräuche von Dr. G. Sello im „Bär" von 1876 Nr. 17, wo der Bischof Dietrich von Bülow zu Lebus einen Faustschlag vom Ritter Siegmund Nieverschrocken in's Gesicht erhält. Dieser Ritter soll zu Mittelwalde wohl bekannt gewesen sein und sein Schild dort noch in der Kirche hängen. Mit Bezug auf Th. Vernaleken's Anmerkung in den Alpensagen, Wien 1858, 86, ist zu bemerken, daß das neuniederdeutsche Wort für erschrecken jetzt verfehren oder auch noch vorfehren lautet. Das Wort vorfehren kommt in einer interessanten Wortspielerei vor bei Ph. Wegener, volksthüml. Lieder I 1879, 87. — Bei Wolf, Deutsche Sagen, 243—245, enthält „Reise nach Jerusalem" die Sage bis dahin, wo der Ritter, den sein verstorbener Koch zur Reise auffordert, diese antritt. Der Ritter selbst und der Ort, wo er die Todten trifft, sind nicht genannt. Die Brüder Grimm schlossen die Thedelsage mit der von den Nibelungen und einigen anderen noch 1818 aus ihren deutschen Sagen aus, weil diese Sagen „in dem engeren und lebendigeren Umfange ihrer Dichtung auf unsere Zeit gekommen sind". (Vergl. D. S. II. Bd. 1. Auflage XII. XIII.) Wäre in der langen Zeit seit 1818 für meinen Landsmann Thymus literarisch etwas geschehen, so würde ich nicht daran gegangen sein, einen Theil der von den Meistern mit weisem Bedachte gelassenen Lücke auszufüllen. Da indessen fast Niemand den treuherzigen und ergötzlichen Inhalt des sagengetreuen Gedichtes von Thymus kennt, so erschien mir schon der Entstellung des Wunderhorns gegenüber eine wahrheitsgetreue Bearbeitung nicht unzweckmäßig.

6. **Schöppenstedter Streiche.** Mündlich von meinem Schwager, dem Inspector Gittermann in Neu-Wegersleben, welcher in Schöppenstedt geboren ist. Von den hier mitgetheilten drei Schöppenstedter Streichen findet sich der zweite auch als Nr. 6 unter den Schöppenstedter Streichen bei Kuhn und Schwartz 147—152.

7. **Die Bergkanne zu Goslar.** Der Geleitsmann durch den Harz von Aug. Ey. 2. Auflage. Goslar 1855. 218—220. Nach meinen Harzsagen, I, Leipzig 1854, 50, bietet eine Jungfer am Johannistage die Schätze des in dieser Sage erwähnten Schildbergs bei Lautenthal an.

8. **Die Gruben bei Zellerfeld.** Ey 165—170.

9. **Der Pochknabe zu Lautenthal.** Ey 216. 217.

10. **Die Moosweiblein von Wildemann.** Ey 221, 222. Vergl. W. Mannhardt, Wald- und Feldculte I. Berlin 1875, 75, 81, 146. Scherer im Anzeiger 1877. 188. Harzsagen, I. 51.

11. **Der Hahnenklee am Rehberger Graben.** Ey 234—237.

12. **Das Zwergvolk bei Sachsa.** Die Zwergsagen von Sachsa gehören zu den schönsten, die es gibt, und sind durch ihre Lebendigkeit sehr

merkwürdig. Sie wurden zuerst aufgefaßt von Otmar, gingen danach im Auszuge in Grimm's „Deutsche Sagen" über und wurden dann von neuem nach dem Volksmunde in meinen Harzsagen I. 208—211 veröffentlicht. Sowohl von Otmar-Nachtigal, der in diesen Sagen die Erinnerung an ein wirkliches überwundenes und aus der Geschichte verschwundenes Volk sehen wollte, wie auch aus einem andern Gesichtspunkte von mir sind bereits kritische Erörterungen dieser Sagen versucht. Der berühmte, sich auch anderswo wiederholende Abzug des Zwergvolkes über die Brücke lag uns indessen in der köstlichen Fassung, wie ich ihn hier mittheile, noch nicht vor. Ich hörte die Sage nachträglich in dieser ungemein poetischen Art zu Stolberg a. H. Weidenzweige dienten zur Weissagung, wie Wilhelm Grimm in seiner Schrift: „Ueber deutsche Runen" darthat. Zwergsagen von Sachsa auch bei Kuhn und Schwartz. Vergl. die Sage „des kleinen Volkes Ueberfahrt" bei K. Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holstein 1854. 317.

13. **Das Heckemännchen.** Schriftlich von Rudolf Müldener. Vergl. „Der Heckethaler" bei K. Seifart, Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim. II. Cassel 1860. 65. Ferner „Der Heckethaler" bei Kuhn und Schwartz 20. „Der Heckethaler" bei Müller und Schambach 170. 470. 471. „Das Heckemännchen" bei H. Pröhle, „Harzsagen". II. (Unterharzische Sagen) 69. In der Schweiz hat man „Wechselthaler", deren Bedeutung erhellt aus E. L. Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau. II. Aarau 1850. 163—165. Vergl. Vernaleken, Alpensagen 98. 99.

14. **Der böse Mann.** Schriftlich durch Lehrer Lohrengel auf dem Oberharze.

15. **Der Soldat und die Katzen.** Mündlich in der Harzgegend.

16. **Der Fleischer.** Mündlich in der Harzgegend.

17. **Die Danneilshöhle.** Mündlich so im Halberstädtschen vor vierzig Jahren. Aehnlich bei Otmar 280—292, weniger bei Kuhn und Schwartz 158, wo man auch 488 die Anm. vergleiche. Der Roland von Halberstadt kommt in der Sage bei Kuhn und Schwartz nicht vor. So wie sie ihnen erzählt wurde, erzählte sie mir noch im August 1878 ein geborener Eilenstedter, der Barbier Müller, in Berlin. Auch in „Allerhand aus Neu- und Alt-Ruppin" (Nachlese zu den Sagen und alten Gesch. aus der Mark Brandenburg von W. Schwartz im Bär 1876 Nr. 10—12) verräth ein Mädchen den Schlupfwinkel der Räuber durch Erbsenstreuen.

18. **Das Wirtshaus von Kloster Hamersleben.** Die mündliche Erzählung einer Frau aus einem Dorfe an der Ostseite des brandsleber Holzes, dem nordöstlichsten Vorberge des Harzes eine kleine Stunde von Oschersleben, wurde wesentlich ergänzt nach einem schriftlichen Berichte des Schulinspector Meyer zu Blankenburg über seine Jugendjahre zu Engelstedt, einem Dorfe drei Stunden westlich von Braunschweig. Während in der mündlichen Erzählung nur das Wiegenkind vorkam, rettet die Großmutter selbst in der Fassung des Schulinspector Meyer die Spieler, indem sie die Strophe dichtet und spricht:

Ihr Höhlengeister, packet euch, hier habt ihr nichts zu schaffen;
Dies Haus gehört in Jesu Reich, laßt es nur sicher schlafen.
Der Engel starke Macht hat es in guter Acht,
Ihr Heer und Lager hält ihm Schutz, drum sei auch allen Teufeln Trutz.

Diese Strophe ist aus dem Liede „Der lieben Sonne Licht und Pracht" von Scriver. Da dieser 1690—1693 Consistorialrath und Hofprediger zu Quedlinburg war, wo man im Schlosse sein Bild findet, so ist es interessant, daß jene kräftige Strophe weit und breit um Quedlinburg herum als wirksam gegen böse Geister gilt. Vergl. Harzsagen I. Band. 32. Nach Meyer's Mittheilung wurde in Engelstedt auch erzählt, daß jene Strophe von einem armen Schulmeister gedichtet sei. Dieser habe vorher wegen großer Noth beim Anschlagen der Betglocke nicht gebetet: „Christe, du Lamm Gottes." Deswegen sei ihm der Teufel erschienen und nur dadurch verscheucht, daß der Schulmeister die Lade öffnete, in welcher das Leichlaken lag. Darauf war ein Kreuz gestickt mit der Umschrift: „Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn." Vor dem Goldglanze der Stickerei entfloh der Teufel aus der Turmluke. — Nach F. C. K. Weigands Wörterbuche 3. Aufl. I. 1005 ist die oder der Krause, auch der Kraus, eine Art Deckelkrug. Noch jetzt sagt man so viel ich weiß in der Provinz Sachsen Kraus abwechselnd für Kraug, wenn ein wirkliches Gefäß und nicht die Schenke gemeint ist. Ein Wort crûselîn (Kräuslein) kommt nach Weigand im 12. Jahrhundert vor. Während er dieses Wort von crucibolus, Becher in Kreuzform, ableitet, macht er schon darauf aufmerksam, daß sich daneben ein lateinisches Wort crucibulum, Nachtlaterne in Kreuzesform, finde. Von diesem Worte crucibulum kommt ohne Zweifel das Weigand noch unbekannte neuniederdeutsche Wort Krüsel her. Herr Schulinspector Meyer hat mir aus Blankenburg am Harz unter dem 1. April 1879 eine Abbildung des Krüsels geschickt und dabei bestätigt, daß meine Beschreibung dieses Lämpchens, wie sie S. 49 Z. 8 v. o. in der Sage selbst gegeben wurde „im Ganzen genommen richtig" ist. Er fügt hinzu: „In meinem Geburtsorte Engelstedt, einem Dorfe im Amte Salder, wie in der gesammten heimatlichen Gegend, wurde, namentlich während des Winters, viel gesponnen und das nicht bloß von dem weiblichen, sondern auch vom männlichen Geschlecht, und somit war fast jede Stube eine Spinnstube. O, diese Spinnstube mit ihrer Poesie, mit dem in ihr laut werdenden Sange, mit der dort gehörten Sage im freundlichen, humoristischen oder auch grausigen Gewande, der Alle lauschten! Und zu der Poesie gehörte auch der durchweg gebrauchte Krüsel. In des Ofens Nähe bildete er den Mittelpunkt der oft so zahlreichen spinnenden Gesellschaft, indem er an einem am Balken befestigten und oft kunstvoll geschnitzten Krüselhaken hing. Ob dem jetzt noch so ist, weiß ich nicht, allein im vollen Gebrauche ist der Krüsel nach wie vor noch beim Harzer Bergmann, beim Müller und auch noch, obschon nicht mehr so häufig wie früher, beim Bäcker. Mancher Redensart lag er zum Grunde, z. B.: Einen im Krüsel haben, für den Angetrunkenen; et is 'ne nich ganz helle in Krüsel u. s. w." Solche kleine Lampen hängen auch

in Satuelle bei Neuhaldensleben von der Decke herab in die Mitte der Stube, in der sich reihweise von Haus zu Haus an den Abenden die Bauern zum gemeinsamen Tabacksschnüren nach der Tabacksernte versammeln. Herr Pastor Mangelsdorff schreibt mir jedoch unter dem 9. April 1879 aus Satuelle, daß diese Lampen jetzt nur „Hängelampen" genannt zu werden scheinen. — Der evangelische Prediger Herr Voigt hat die Güte gehabt, mir im März 1879 auf meine Anfrage wegen des Steines Folgendes aus Hamersleben zu schreiben: Etwa da, wo jetzt die zur Erinnerung an die glorreiche Aufrichtung des deutschen Kaiserreiches gepflanzten Friedenseichen stehen, hat dieser Stein zwischen dem Wirtshause und der alten Doppschmiede gelegen und wurde von jeher der „Teufels-Hund" genannt. Das Wirtshaus steht noch auf der alten Stelle, aber die alte Doppschmiede hat einer Maschinenfabrik landwirtschaftlicher Geräthe Platz gemacht und der Teufelshund ist verschwunden. Jedoch ist die Erinnerung daran noch jetzt lebendig. In den Kriegszeiten, bei dem Durchzuge der verbündeten Heere nach Frankreich (1813), lag der Stein noch an seiner alten Stelle. Die Ehefrau des Besitzers des ältesten und größten Ackergutes weiß davon aus ihrer Jugendzeit zu erzählen. Sie sagt: Weil in einem unsern gelegenen Ackergute der Führer der Russen im Quartiere gelegen, seien ungehorsame Soldaten oder die sonst etwas verbrochen hatten, auf den Teufelshund geschnallt und hätten dann ihre Portion Stockprügel gekriegt. Sie hat das aus dem Munde ihrer alten Pflegemutter, und ist es ihr deshalb unvergeßlich, weil jene sie als kleines Kind, wenn sie gar nicht einschlafen wollte, mit der Sage vom Teufelshund und den darauf geschnallten und geprügelten Russen in den Schlaf gebracht hat. Wann der Stein von seiner Stelle entfernt, und wohin er gekommen ist, konnte mir Niemand von denen, die ich darüber befragte, angeben. — Wohl liegt im Orte auf dem sogenannten Braunsberge hart an der Mauer des größten Ackergutes ein ungefüger Feldstein von ansehnlicher Größe und Schwere; aber das steht fest — der Teufelshund ist es nicht. Es scheint übrigens auch sonst hier an Sagen nicht zu fehlen. Bei der Umfrage nach dem Teufelshunde wurde mir beiläufig die Sage von dem Glockenspringe erzählt. Danach soll der Teufel einst aus dem vordern, dem alten Kirchhofe zugewandten Turme der uralten Klosterkirche drei Glocken gestohlen haben. Drei Streifen an der Kirche sollen die Stellen bezeichnen, an denen der Teufel sie herausgezerrt habe. Mit ihnen durch die Lüfte fahrend, habe er sie in das Ottleber Bruch geworfen. An der Stelle, wo sie in dem Wiesen-Sumpfe versunken sein sollen, findet sich noch heutigen Tages ein Springquell lebendigen Wassers, der eine Quelle speist, welche sich später in den sogenannten Beek (Bach) ergießt, der von Beckendorf (sprich: Beekendorf) kommend durch Ottleben und Hamersleben fließt. Er mündet zuletzt im größeren S. 3 genannten Oschersleber Bruche. — Zu der Erzählung im Texte vergl. K. Müllenhoff, Sagen 148 und 149 „Der Teufel und die Kartenspieler". W. Müller und Schambach, „Niederdeutsche Sagen", 160 „Der Spieler und der Teufel".

19. **Die Edelmannsgruft bei Oschersleben.** Schriftlich durch Benfe († zu Magdeburg). Vergl. auch die kurze Erwähnung der Sage in meiner Schrift „Aus dem Harze". 2. Aufl. 101.

20. **Die Capelle bei Schwanebeck.** Leuckfeld's Antiquitates Groningenses und mündlich.

21. **Die steinernen Bauermeister und die Trappen.** Hier nach Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes und der Umgegend. Bearbeitet von mehreren Sachkundigen. Mit vier Abbildungen. 1847. 64—67. Die Sage steht jedoch dort ohne Quellenangabe nur nach einer älteren halberstädtischen Zeitschrift, die auch für die zweite Auflage dieser Sammlung selbst in der K. Bibliothek des Domgymnasiums zu Halberstadt trotz der Bemühungen von Gustav Schmidt nicht aufzufinden war. So viel ich mich erinnere, ist die Sage dort von Stephan Kunze erzählt, dessen für die Sagenkunde nicht unwichtige Schrift über Hohenneindorf (s. 62. 299) wir gleichfalls nicht mehr auffinden konnten. Die Trappen treten in der Sage im Halberstädtischen an die Stelle des Schwans. Man verspottet wenigstens die Kroppenstedter damit, daß Einer von ihnen geglaubt habe, eine Trappe zu schießen, welche aber in demselben Augenblicke eine alte Frau geworden sei. Man nennt die Kroppenstedter daher scherzweise Trappenschützen.

22. **Das Grundlos am Hakel.** Otmar's Volkssagen 253—266.

23. **Die Zwerge im Holtberge bei Sargstedt.** Schriftlich von Karl Elis in Halberstadt († 1858 in Halberstadt). Sargstedt, an der Südseite des Huywaldes gelegen, soll rings (so wurde mir schriftlich von Elts mitgetheilt) von Todtenhügeln umgeben sein. Viele der Hügel sollen bereits abgetragen sein, um die schöne schwarze Erde auf die Aecker zu bringen. So fand Herr von Lette beim Bau eines neuen Gehöftes einige Urnen und bei demselben Baue ließ er vom Fuße eines Hügels am Thieberge Sand holen und man fand hier eine Urne und ein Fäßchen aus Urnenthon gefertigt, ungefähr 12 Zoll lang und an den Seiten 4 Zoll, in der Mitte 7 Zoll im Durchmesser. Das ganze Faß ist mit Punkten geziert, welche in gleich weit abstehenden Reihen fast wie die Reife eines Fasses um das Fäßchen herumlaufen. Das länglich viereckige Spundloch war mit einem Deckel verschlossen, darüber der viereckige Zapfen eine erhabene ovale Platte, mit Punkten verziert, hat. An jeder Seite der beiden Boden befinden sich oben und unten zwei Löcher, welche wohl dazu dienten, eine Schnur durchzuziehn, um das Faß daran tragen zu können. An der einen Seite des Deckels befindet sich auch ein Loch, durch welches ein Band gezogen werden konnte, um es am Fasse zu befestigen. Auf beiden Boden des Fasses befindet sich ein punktirter Kreis, welcher durch vier Doppelreihen von Punkten verziert ist, die untere Seite, dem Spundloche gegenüber, ist schlicht und etwas platt gedrückt, damit das Fäßchen liegen kann, ohne daß etwas herausläuft. Im Fasse befand sich nur etwas Sand. Es ist nicht auf der Drehscheibe, sondern aus freier Hand, aber dennoch sehr zierlich gefertigt und ganz unverletzt.

24. **Der reiche Mann von Halberstadt.** Remigii Daemonolatria II. 82 und 392.

25. **Der Wetterhahn von Harsleben.** Mündlich in Harsleben und mir von dort erzählt durch Schuhmacher Ewe jun. in Nöschenrode bei Wernigerode. Vergl. Grimm's Kinder- und Hausmärchen, I. Nr. 80. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, III. 269.

26. **Die Teufelsmauer und der Königstein bei Westerhausen.** Mündlich am nördlichen Harzrande.

27. **Der Stein bei Wasserleben.** Schriftl. von Handschuhm. Braun, von welchem ich auch viele handschriftl. Gedichte in der Mundart seiner Heimat Wernigerode besitze. Man wird denken müssen, daß in dieser Sage ursprünglich der Stein entweder das versteinerte Mädchen oder das versteinerte Brot war. Nimmt man das letztere an, so bedeutet der Ring wohl den festgebannten Fuß des Mädchens. Eine Variante ist, daß das Mädchen, nachdem es sich auf dem Brote die Schuhe angezogen, sogleich in die Erde gesunken und spurlos verschwunden sei.

28. **Gero.** Die Gersdorfer Burg in geschichtlichen Umrissen dargestellt von Carl Elis. Halberstadt 1853. (Selbstverlag des Verfassers.) 22—24. Ueber die völlig sagenhafte Beziehung Gero's zur Gersdorfer Burg vergl. meinen Aufsatz über Gero im Programm der Luisenstädtischen Realschule für 1870. In der ersten Auflage dieser Sagen 58 heißt es nach Elis bei den Worten: „Schauplatz eines furchtbaren Ereignisses" noch: „Wie der Annalist Wittechind von Corvey erzählt." Diese wahrscheinlich vom Oberdomprediger Augustin, dessen Forschungen Elis überall zugänglich waren, herrührenden Worte können sich aber nur auf folgende Stelle beziehen: „Barbari autem labore nostro elati, nusquam ab incendio, caede ac depopulatione vacabant, Geronemque, quem sibi rex praefecerat, cum dolo perimere cogitant. Ipse dolum dolo praeoccupans convivio claro delibutos ac vino sepultos ad triginta fere principum barbarorum una nocte extinxit." Ein Ort ist dabei nicht angegeben. (Pertz, Monum. scriptorum tomus III, der ganzen monum. tomus V. 444. Widekind liber II.) Selbst aus dem Chronicon Corbeyense bei Wedekind, Noten, Hamburg 1823, läßt sich die Sage, wie Elis sie erzählt, nicht herleiten. — Vergl. zu der Sage „Das Bild des Gero" bei Kuhn und Schwartz 167.

29. **Die Teufelsmühle auf dem Ramberge.** Brederlow, Der Harz, zur Belehrung und Unterhaltung für Harzreisende. Braunschweig 1851. 438. 439.

30. **Die Tanzwuth.** Vergl. Otmar 29, hier aber aus „Geschichte Halberstadts von L. F. Niemann. I. Band. Halberstadt, bei Brüggemann" (1828?) 119 und 114, wo es sich nach zwei lange in der Kirche zu Kölbick aufbewahrten Tafeln mit lateinischer und deutscher Inschrift findet. Niemann wurde von Heinrich Heine in der Harzreise verspottet, weil er die Sage von der Prinzessin Ilse in seinem Handbuche für Harzreisende ausdrücklich für eine Fabel erklärt. Seite 114—117 seiner Geschichte von Halber-

stadt sagt Niemann auch noch Folgendes: „Jahrhunderte wälzte sich diese Sage bis auf unsere Tage fort, nicht ohne Erleidung von Veränderung und Zusätzen. Eine lange Reihe von Chroniſten, Geſchichtſchreibern und Märchenerzählern hat ſie gedreht und gewendet, verbrämt und ausgeſchmückt, bis endlich auch das halberſtädtiſche Dorf Danſtedt zu der Ehre gelangt iſt, der Tummelplatz dieſer Tänzer zu werden, wozu augenſcheinlich der Name die Veranlaſſung gegeben hat, indem es nämlich Tanzſtedt genannt worden ſei, aber weder dieſes iſt erwieſen, noch kann der tiefe Graben bei der Kirche einen Grund abgeben, den Schauplatz dieſer Sage dorthin zu verlegen. Jedoch iſt auch Abel's Meinung, daß dieſer Ort von dort geſtandenen Dannen (Tannenbäumen) ſeinen Namen erhalten habe, weiter nichts als Vermuthung. — Wilhelm von Sommerſtett, einer der Chroniſten, der dieſe Sage erzählt, ſchrieb eine Geſchichte von England vom Jahre 449—1143 und eine Geſchichte der engliſchen Biſchöfe bis auf ſeine Zeiten, und lebte alſo über hundert Jahre nach der Zeit, worin dieſe Sage fällt. Vincenz von Beauvais ſtarb zwar erſt im Jahre 1264, er bezieht ſich aber auf Guillerin, einen wenig bekannten Chroniſten, der zwar nicht dem Schauplatze, auf dem die Sage ſpielt, wohl aber der Zeit, in welcher der wunderbare Tanz vorgefallen ſein ſoll, nahe ſteht, indem er auf einen Aufſatz Othbert's, der ſich unter den Tänzern befunden habe, hinweiſt, wie dieſes der Schluß ſeiner Erzählung ergibt. Guillerin ſpricht im allgemeinen von einem Dorfe in Sachſen, nennt alſo weder Kolbeck (Kolbick) noch Danſtedt, führt aber einige an dieſem Vorfalle theilnehmende Perſonen namentlich an. Der Meßprieſter hieß Robert, der Bruder der Tänzerin, die den Arm verlor, Johannes, und war nicht der Sohn des Kirchners, ſondern des Prieſters. Auch der Biſchof von Köln wird genannt. Es war Herbert. Endlich den Reihen der Tänzer führte an Othbert und hat nachmals den Vorfall ſelbſt beſchrieben. So gewiß nun iſt, daß dieſer Vorfall durch Fabeleien entſtellt iſt, ſo gewiß ſcheint es dagegen auch zu ſein, daß irgend eine hiſtoriſche Thatſache im Hintergrunde liegt und auch zu dem nachmals an dem Orte angelegten Kloſter Veranlaſſung gegeben haben mag. Nicht weniger gläubig, als der fromme Kloſterbruder, der den Bericht von dem Wunder auf die Tafel ſchrieb, bezeigt ſich Vincenz von Beauvais. Er hegt keinen Zweifel von dem geringſten Nebenumſtande. Wahrlich ein würdiger Prinzenerzieher (König Ludwig's des Heiligen Söhne waren ſeinem Unterrichte anvertraut) und ein Glaube, der bei ſeinen Zöglingen Früchte tragen mußte! Auch dem nachmaligen Kloſter zu Kölbick werden dieſe Früchte nicht gefehlt haben und reichliche Gaben den Altären dargebracht ſein! Nur Guillerin fällt bei, daß er ſeinen Bericht als Geſchichtsſchreiber beglaubigen müſſe und er thut es, ſo gut er kann, indem er ſich auf einen ſchriftlichen Aufſatz des Vortänzers Othbert bezieht, den ihm Ehrn Piligrim, Herbert's Nachfolger, zu leſen gab. Wäre nicht der Hauptſache der Stempel der Erdichtung aufgedrückt, ſo könnten wir über Nebenumſtände — über die Ehe des Prieſters und daß Herbert Biſchof geweſen ſei, auch Kölbick nicht zu ſeiner, ſondern zur halberſtädtiſchen biſchöflichen Diöceſe gehörte — hinweggehen, da der flüchtige Sinn der Nation,

der Guillerin angehörte, auch sein Erbtheil gewesen sein mag. [Er hatte vielmehr in jedem Worte recht!] Sollte vielleicht die Kriebelkrankheit . . . . ., welche noch von der mit dem Namen Veitstanz belegten Krankheit zu unterscheiden, indem erstere epidemisch, letztere aber solches nicht ist, sich zum ersten male in dieser Gegend gezeigt, und sich aus dieser unbekannten, den Priestern wie den Laien unerklärlichen Erscheinung, diese Sage entsponnen und durch Mönchsfabelei und Politik ausgebildet haben?" — Vergl. Büsching's Volkssagen Nr. 70. H. Stahl, Westfälische Sagen und Geschichten, Elberfeld 1831, 103—104, erzählt die Geschichte aus dem Jahre 1013 von der Stadt Körbecke in Westfalen, wobei uns schon die Aehnlichkeit der Namen Kölbick und Körbecke auffällt, nach Bernh. Wittius, Historia Westph. Der Priester, der zu Korbecke vor dem Altare in der Andacht gestört wird, heißt bei Stahl Rothbertus. Erinnert dieser Name an den Namen jenes oben in dieser Anmerkung erwähnten Othbert, so tritt bei Stahl auch in Korbecke der Bischof Herbert von Köln als Erlöser der unfreiwilligen Tänzer auf. Daraus wird ersichtlich, daß jene noch von Niemann ohne nähere Ortsbestimmung herbeigezogene Sage eigentlich zu Körbecke in Westfalen spielt, wo sie sich 1013 in der Christnacht begeben haben soll. Der Grund des Wunders war in Korbeck, daß der heilige Magnus dort den Märtyrertod gestorben war. Vergl. auch Henrici de Hervordia chronicon ad a. 1013. — Das von Hohenneindorf nach Stephan Kunze's Schrift über diesen Ort aus dem Gedächtniß (vergl. 299).

31. **Der Ring zu Dessau.** Vernunft- und schriftmäßige Abhandlung vom Aberglauben nebst einem Anhange vom Astral-Geist, verfaßt von Heinrich Carl Schütze, Rector der Schule zu Wernigerode. Wernigerode, 1757. 387—389. Dort die erste Fassung der Sage nach Beckmann. Wie die Ahnfrau von Ranzau in Grimm's deutschen Sagen 1. Aufl. I. Bd. 51, so liegt auch die Fürstin zu Dessau nach der ersten Fassung der Sage Nachts neben ihrem Manne im Bette, als sie geholt wird.

32. **Die Hasenkirchmeß in Wittenberg.** Liechtenberg's Praestigiarum magicarum descriptio, Ausgabe von 1631, 71.

33. **Luther und der Mönch.** Gödelmann, Von Zauberern, Hexen und Unholden I, 23. Hier wirft also der Teufel das Tintefaß um. Einige Bemerkungen über Luther's Aufenthalt auf der Wartburg, wo er das Lied „Ein' feste Burg" gedichtet haben und dem Teufel das Tintefaß an den Kopf geworfen haben soll, mögen hier Platz finden. Luther ahmte in diesem Liede, in welchem sein Auftreten gegen den Teufel eben so culminirt wie in dem Wurfe mit dem Tintefasse, sehr frei Psalm 46 nach. Echt mittelalterlich veranschaulicht er uns selbst unter dem Bilde der angefochtenen Gottesburg das ganze Reformationswerk. Jede Strophe ist wie eine Burg für sich, eine Ebernburg, eine Wartburg, eine Veste Koburg und ein Mansfelder Schloß. Es ist eine der ergreifendsten Stellen in Goethe's Götz von Berlichingen, wo durch eine kühne Andeutung Goethe den Mann der Gottesburg sich dem irdischen Ritter von Schloß Jaxthausen nähern läßt. Bedeutsame Worte aber sind es, wenn Götz zum Bruder Martin spricht: „Mann der

heiligen Ruhe, ihr beschämt viele Ritter!" Auf dem Mansfelder Schlosse ist ein Bild roher Ueppigkeit aus dem Ritterleben in Stein gehauen. Gerade vor diesem Bilde soll Luther die Prophezeiung ausgesprochen haben: „Hier wird gut Gras wachsen." Einen Theil seines Lebens brachte der geistliche Burgdichter selbst auf irdischen Burgen zu. Bei näherer Betrachtung oder Deutung schaut neben der Reformationstheologie aus seinem Liede gerade der Teufel des Mittelalters hervor, welchen er selbst auf den irdischen Burgen beim Stürmen der Winde und beim Knarren der Wetterfahnen gesehen und überwunden hat. Vereinzelt und unglaubwürdig steht indessen die Nachricht da, daß Luther sein Burglied schon auf der Wartburg gedichtet habe. Doch erinnert sogar schon die Aeußerung: „Und wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern" an „die Welt voll Teufel" im Burgliede. Auf der Wartburg glaubte Luther sich vom Teufel in Gestalt einer großen Fliege verfolgt. Ich weiß nicht, ob Schamelius dies vor Augen hatte, als er folgendermaßen das Verständniß der zweiten und dritten Strophe lehrte: „Wir überwinden durch demüthige und gläubige Ergreifung der göttlichen Kraft. Der böse Feind ist alsdann gegen einen Christen, wie eine Fliege gegen einen wohlgerüsteten Mann." Wahrscheinlich ist das Lied 1529 nach Beendigung des Reichstages von Speyer gedichtet. Ungern aber trennt man sich von dem Gedanken, daß es 1530 während des Augsburger Reichstages auf der Veste Koburg gedichtet sei. Mit Andacht betreten wir dort noch Luther's Stube. Kurfürst Johann der Beständige ließ ihn als einen Geächteten dort zurück, als er mit Melanchthon nach Augsburg reiste. Das Augsburger Glaubensbekenntniß schickte er ihm dorthin zur Durchsicht. Die Veste Koburg nannte Luther den Berg Sinai, das Reich der Vögel und Dohlen. „Dies geistreiche Liedlein," sagte Hironymus Weller irrig von Ein' feste Burg, „hat der Mann Gottes, Doctor Luther, gemacht zu der Zeit, da die Feinde das Evangelium insammt allen christlichen Lehrern auf dem Reichstag zu Augsburg wollten auffressen." Gewiß wird es Luther auf der herrlichen Veste Koburg täglich gesungen haben. Mit der Laute stand er dabei am Fenster und schaute gen Himmel. Nach Selneccer's Zeugnisse stand er deshalb so da, „weil ihn die Feinde auffressen wollten". Luther empfand Faustschläge am Leibe von des Satans Engel. Des Nachts hörte er den bösen Geist in der Veste Koburg poltern. Er sah ihn im Schloßgarten in der Gestalt einer alten Sau. Während gegen den Mann auf der Veste Koburg, der die Geschichte aus den rostigen Angeln hob, in der weiten Welt die Teufel lebendig waren, suchte er sie zugleich wieder beängstigend in seiner Nähe. „Das Schloß, das voll Teufel ist", nannte er damals die hohe Veste, ob er auch die ähnlich klingenden Worte: „Und wenn die Welt voll Teufel wär'" schon früher geschrieben hatte. Schlugen Wind und Regen an seine Fenster, so meinte er, es wäre ein Lärm in Augsburg. v. Schultes, Sachsen-Coburg- und Saalfeldische Landesgeschichten (I) 1818. 31—33. Sinnend stehen wir jetzt vor einer geschichtlichen Persönlichkeit, welche das Fernste als eine psychologische Anfechtung und das unsichtbare Wirken eines bösen Princips als

persönliches Leiden in mönchischer Zelle erdulden mußte. Nicht aber bloß das Papstthum quälte den Doctor Luther in Teufelsgestalt. Im Gegentheil wurden ihm auch seine Zwickauer zu Teufeln. Der Teufel, so ungefähr scheint es, lockte ihn seiner Meinung nach, einer freieren Richtung sich anzuschließen, aber Jesus und die Schrift überwand auch hier. Vergl. deutsche Gesch. i. Zeit. d. Reform. von L. Ranke II. Berlin 1839. 33. Dem Teufelsglauben Luther's lag eine volksthümliche Anschauung zu Grunde. Keine Gegend Deutschlands ist vielleicht jetzt so sagenreich wie die Bergmannsstädte des Oberharzes. Dies liegt schon in dem fast abgeschlossenen und schön ausgebildeten Leben der Bergleute, welches alle Blüthen des Volkslebens noch heute auf dem Gebiete der Familie zur Entfaltung bringt. Auf dem Unterharze konnte es nicht anders sein. Während dort aus den rothen kahlen Gebirgsklüften um Mansfeld das Schneewasser in Gießbächen rinnt, wird in den Bergmannsstuben noch heute die Erzählung schauriger Geistersagen mitunter nicht unbedenkliche Spiele ablösen. In alter Zeit mögen die Sitten jedoch in demselben Grade strenger und ehrwürdiger gewesen sein, in welchem sie noch mehr volksthümlich waren. Mansfelder Bergleute fahren jetzt auch in die Kohlengruben des nördlichen Deutschlands ein. Gerade sie aber zeichnen sich durch ihre alten Gebräuche und ihr religiöses Leben jetzt vor allen anderen Bergleuten aus. Eisleben und Mansfeld ist ihr Bethlehem und Jerusalem. Wie Christus aus dem Geschlechte David's hervorging, so, stellen sie sich vor, sei Luther aus ihrem „Bergmannsstamme" entsprungen. Im Volksaberglauben mischt sich schon Heidnisches und Christliches. So nahm ihn auch Luther in Mansfeld schon auf. Aber der so gestaltete Aberglaube erfährt eine neue Strahlenbrechung durch Luther's kräftige und originelle Persönlichkeit. Luther stellte den Volksteufel wieder auf volksthümlichen Boden. Vergl. Horst's Zauberbibl. I. 1821. 353—371. Namentlich dachte er die Lehre vom Teufel mit der Erlösung in lebhafter Verbindung. Gerade dazu kam der Sohn Gottes auf Erden, um die Werke des Teufels zu zerstören und der alten Schlange den Kopf zu zertreten. Aber noch immer, meint Luther, ist der Teufel ein äußerst mächtiges und gefährliches Wesen. Was ihm jetzt an Gewalt abgeht, bewirkt er nun durch viel List, seine grausame Rüstung Er macht ein X für ein U nach dem andern. Dieser Vorstellung gemäß gilt auch noch für die Zeit der Reformation und der Religionsgespräche, was Luther selber in seiner „lieben Genesis" von des Teufels Rhetorik sagt: „Er hat nicht genug daran, daß Hewa dem Worte Gottes einen Zusatz gethan und gesagt hat forte! wohl, vielleicht! sondern macht nun aus dem adverbio dubitandi gar ein adverbium negandi: Non moriemini, Ihr werdet nicht sterben!" Der Teufel ließe nicht einen Baum stehen, er würde verhindern, ja erwürgen und dämpfen Alles, was auf Erden wächst. Allein er kann sich nichts mehr mit öffentlicher Gewalt unterstehen, als hätte er keinen, der gegen ihn kämpfet. Mit unserer Macht ist nichts gethan, aber Christus behält den Sieg. Ihm würde Luther eine Schmach angethan haben, wenn er den Teufel, diesen gefallenen Buben, gescheut hätte. Luther fürchtete den Teufel

nicht, er trotzte ihm. Wie er als Dogmatiker nur gering von ihm denken konnte, so sprach er ihm recht eigentlich Hohn, wenn er ihn in der Einsamkeit mittelalterlicher Burgen als Volksteufel und zugleich als sein persönlicher Feind anfocht. Der Teufel, meint er, ist ein stolzer, hochmüthiger Geist, aber er hat kein Recht stolz zu sein, denn er ist abgefallen und von Gott verstoßen. Uns dagegen hat Gott in Christo angenommen und wir sollen dem Teufel damit trotzen, daß Gott uns in seinem lieben Sohn so hoch geehrt hat. Mit Verachtung müssen wir ihm begegnen. Dies verträgt sein Stolz nicht. So fleugt er am ersten von uns und verschwindet, wie auch in der Sage „Luther und der Mönch". — Zu den Vogelklauen in derselben vergl. die Sage auf S. 204 und Anm. auf 320. — Vergl. auch im allgemeinen noch Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, I. 167. — Außer jenen Sagen, welche von Luther's Teufelsglauben ausgehen, lehnen sich noch andere Sagen an sein Dasein an. Bei Wittenberg wird die Lutherquelle besucht. Unter den majestätischen Baudenkmalen von Kloster Walkenried zeigt man die Lutherfalle. Luther, so wird erzählt, sollte hier versinken, sein Hündlein aber lief voran, warnte ihn durch sein Verschwinden und rettete ihn. Ein verwandtes Stücklein von Wallenstein's Pudel läßt Schiller vom ersten Jäger erzählen:

Ja, er fing's klein an und ist jetzt so groß,
Denn zu Altorf, im Studentenkragen,
Trieb er's, mit Permiss zu sagen,
Ein wenig locker und burschicos,
Hätte seinen Famulus bald erschlagen.
Wollten ihn drum die Nürnberger Herren
Mir nichts, dir nichts in's Carcer sperren.
's war just ein neugebautes Nest,
Der erste Bewohner sollt' es taufen.
Aber wie fängt er's an? Er läßt
Weislich den Pudel voran erst laufen.
Nach dem Hunde nennt sich's bis diesen Tag:
Ein rechter Kerl sich daran spiegeln mag.

Mit diesem Stückchen hat man sogar eine bekannte Redensart erklärt. Vergl. „Altes Gold von W. Lohrengel" (Clausthal 1860) bei der Redensart „Auf den Hund kommen". Beide Geschichten, von Luther und Wallenstein, scheinen an und für sich Abschwächungen der älteren Sagen zu sein, in denen der Teufel nach dem Bau einer Kirche statt einer Menschenseele nur einen zuerst hineingeschickten Hund als Lohn erhält. — In ganz Oesterreich mit Einschluß von Ungarn steht, wenigstens bei dem katholischen Volke, freilich Luthers Gestalt ganz anders da. So heißt es bei J. V. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. Innsbruck, 1857. 170:

Martin Lutter, auf dem Schimmel,
Wollte reiten in den Himmel.
Als er vor die Pforte kam,
Klopfte Martin Lutter an.
„O du lieber Martin Lutter!
Sauern Käs und frischen Butter

Hast du allezeit gefressen,
Aber selten Mess' gelesen;
Martin Lutter, thu' nit prahlen,
Thu' zuvor die Bratwurst zahlen" u. s. w.

Doch nicht alle Traditionen in katholischem Lande sind Luther so feindlich wie diese. Von Peter Moser wurde mir folgende mitgetheilt: In der Weltgeschichte lieset man, daß die Protestanten keine Abgeordneten geschickt haben, als zu Trient in Wälschtirol das große Concilium sich versammelte, und daß Luther, der die Beschickung der Kirchenversammlung dringend widerrathen, gleich anfangs, als sie zusammengetreten mit Tode abgegangen sei. Der alte Grasegger-Hans aber und auch sonst noch gar viele Leute im Etschthal und Viestgau, dort an der Südgrenze des deutschen Vaterlandes, wollen es anders wissen und behaupten, die Sache hätte sich also begeben. Während die Herren Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Praelaten, die herbei gekommen waren aus allen Gegenden der Christenheit, bereits im großen Rathe versammelt saßen und gelehrte Disputationen hielten, schritt auf der breiten Landstraße von Deutschland her gegen Trient zu ein Mönch von kräftiger Gestalt. Da kam eine Strecke abwärts von Bozen, der letzten deutschen Stadt, ein altes Weiblein des Weges von unten herauf und er fragte: „Was aber thun sie, die Herren Bischöfe und Praelaten, und ist das Concil schon angegangen?" Das Mütterlein sagte: „Lang schon, und jetzt thun sie eben Oel sieden in einem großmächtigen Kessel für den Doctor Luther, sobald er kömmt." Der Mönch sprach: „So!" und blieb eine Weile nachdenklich stehen. Sodann kehrte er um und wanderte wieder über den Brenner zurück gen Deutschland. Der Mann war Niemand anders als der Doctor Martin Luther selber, der sich durch siedendes Oel nicht belehren lassen wollte. — Hier scheint eine Erinnerung an Andreas Proles zu Grunde zu liegen, den Vorgänger von Staupitz als Provinzial oder Vicarius der Augustiner. Die Sage mag sich dadurch gebildet haben, zunächst daß Proles, der Augustiner, entweder gegen Ende des 15. Jahrhunderts oder 1511 von einem Concil fliehen mußte. In den Bann gethan, bewaffnete er sich anfänglich mit Pfeil und Bogen. In seinem Kloster Himmelpforte bei Wernigerode wurde er nach der Rückkehr gut aufgenommen und nach Jahr und Tag befreite ihn der Papst auf den Wunsch des Erzbischofs von Magdeburg vom Banne. Doch sollte er noch wegen seiner Lehren dem Papste in Rom Rechenschaft geben. Schon hatte er die Grenze von Italien erreicht, allerdings nicht wieder auf der Reise zu einem Concil, als ihm der heimliche Bote eines dem Augustinerorden befreundeten Cardinals entgegenkam, der ihm meldete, daß er in Lebensgefahr schwebe. Er kehrte schleunigst um und verfiel durch die Anstrengungen der Reise in eine schwere Krankheit. Vergl. H. A. Pröhle, „Andreas Proles, Vicarius der Augustiner, ein Zeuge der Wahrheit kurz vor Luther. Gotha 1867." 46—54. — Der mythologische Gehalt der Reformationssagen ist geschwächt durch die allzusehr sich kreuzenden religiösen Einflüsse, wodurch eine große Verwirrung angerichtet wird. Das

Volksbewußtsein trägt freilich keine Perioden mit sich herum. Der norddeutsche Bauer kennt nur Vergangenheit und Gegenwart und nennt oft die Zeit bis zu Luther die Heidenzeit. Vergl. Harzsagen I. Vorwort XVIII. Mannhardt, Wald- und Feldculte II. Vorwort XXX. XXXI. Die katholischen Ceremonien galten dem abergläubischen protestantischen Volke vielfach gerade noch als Zaubermittel nicht zum ewigen, sondern zum zeitlichen Wohlergehen. Der abergläubische Protestant hatte zu den Geistlichen der älteren Confession ein Vertrauen, nach welchem evangelische Geistliche nicht lüstern sein durften. Viele Sagen erzählen von Patern, welche weit hergeholt seien, um wiederkehrende Todte entweder an bestimmte Oerter in Haus und Hof oder in Moore und Seeen zu verweisen. Vergl. oben 132. Harzsagen I. 252—254. Der Pater ladet den Geist zu einer förmlichen Verhandlung vor. Er selbst muß aber sündenrein sein. Er wird sonst von dem Geiste verworfen. Es verdient erwähnt zu werden, daß in den hieher gehörigen Scenen durch die Erhabenheit der Forderung fast stets die Frivolität niedergehalten wird. — Das Badeleben in dem protestantischen Dorfe Hornhausen während des dreißigjährigen Krieges hatte manches Aehnliche mit dem Leben an den katholischen Wunderquellen und Gnadenbrunnen. Vergl. 315 und Feldgarben 303—342. Eine unirt-lutherische Stadt feiert das Andenken Luther's als Martinsfest. Vergl. meine Harzbilder (1855) 31—33. H. A. Pröhle, Kirchliche Sitten (1858) 271. 50. 51. Es wird erzählt, daß auf dem Harze gerade die Orte das Martinsfest feiern, die Luther besucht hat, also besonders Nordhausen (vergl. 268); aber auch Benneckenstein rühmt sich, zu diesen Städten zu gehören. — Die Lutheraner hegten und pflegten in älterer Zeit die Ueberlieferung, während die Reformirten einander sogleich vor ihre Presbyterien luden und mit Kirchenstrafen bedrohten, wenn Aberglauben bemerkt wurde. Die Aufklärer des vorigen Jahrhunderts suchten den Aberglauben auszurotten. Auch die lutherische Orthodoxie suchte in diesem Jahrhundert bis zu den fünfziger Jahren hin die Volksüberlieferung zu vertilgen. In Wahrheit aber hatte sich das Christenthum gegen dieselbe ursprünglich indifferent verhalten und war selbst den heidnischen Göttern in Deutschland mit einer gewissen Vermittelungstheorie entgegengetreten. — Noch möge folgende Sage hier Platz finden von der Einführung der Reformation im Canton Neuenburg nach: Die Schweiz, Monatsschrift von Eckart und Volmar. II. (Heft I.) 24. Im Canton Neuenburg gehören nur Landeron und Cressier dem katholischen Glauben an. In Landeron hing es wie in Neuenburg selbst von der Stimmenmehrheit ab, welche Confession gelten solle, die katholische oder die reformirte. Als es zur Abstimmung kam, standen die Stimmen ein, d. h. jede Partei zählte gleich viele Anhänger. Da erinnerte man sich des Schafhirten vor den Thoren des Städtchens und rief ihn herein, damit er, der geringste von Allen, entscheiden solle. Er stimmte für den Glauben der Väter und Landeron blieb katholisch. Vgl. 278—284. 293. 309—311.

34. **Kurfürst Friedrich der Weise.** v. Schultes, a. a. O. II. 1820. 84. Vergl. L. Ranke a. a. O. I. 317.

35. **Sophia von der Asseburg und das weiße Roß auf dem breiten Wege zu Magdeburg.** Einleitung zu den „Denkwürdigkeiten des Freiherrn A. F. v. d. Asseburg. Mit einem Vorworte von Varnhagen von Ense. 1842" 23. Die Sage wird jedoch dort als eine Fabel bezeichnet, von welcher die noch vorhandene Leichenpredigt und die Nachrichten auf dem Grabmahle nichts erwähnen. Das Roß über dem etwas renovirten Hause in Magdeburg habe ich noch am 29. Juli 1878 gesehen. Die Sage ist durchaus novellistisch erzählt von Friederike Lohmann in Stephan Schütze's Taschenbuch der Liebe und Freundsch. für 1826 S. 161—241 unter der Ueberschrift „Mathilde von Asseburg". Bei Friederike Lohmann ist die Edelfrau nicht eine geborene Sophie von Hahn, sondern eine geborene Mathilde von Bornstedt. Ihre Mutter besitzt nach der Novelle das Gut zu Hornhausen. Durch Mathildens Heirat mit Gotthard von der Asseburg kommt es an die Familie Asseburg, der es allerdings jetzt wieder gehört. Dieser soll anfänglich bei Christian von Braunschweig und dann bei Gustav Adolf gedient haben. Die Begebenheit wird in den dreißigjährigen Krieg verlegt. Noch sei bemerkt, daß sich in der Capelle des der Familie Asseburg gehörenden Dorfes Neindorf ein Familienbild findet, welches einem Bilde im Dom zu Magdeburg — dem Asseburgischen? — sehr ähnlich sieht. Ferner, daß mein Vater H. A. Pröhle auf meinen Wunsch 1850 in seiner Chronik von Hornhausen 121—127 einen Auszug aus der Novelle gegeben hat. Nach „Geschichten einiger der berühmtesten Burgen und Familien des Herzogth. Braunschweig. Von Carl Bege. Wolfenbüttel 1844" 24 gehörten die Herren von Wolfenbüttel vielleicht zu der Familie von Schladen (vergl. 23). Ein „spukender Schimmel", der die Treppe heraufsteigt, auch bei Fr. Seifart, Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim, I. Göttingen, 1854. 15. 16.

36. **Der Gaukler in Magdeburg.** Augustin Lercheimer, Bedenken von Zauberei, 1585, Blatt 15 und 16. Gödelmann, Von Zauberern I. 29. Nach der im ersten Absatze erzählten Sage kann zu den Städten, die gewöhnlich als solche aufgeführt werden, wo Faust gaukelte, auch noch Magdeburg hinzugefügt werden. Nach Loepers zweiter Bearbeitung seiner Ausgabe von Goethe's Faust, Berlin 1879, XXIV gilt als Faust's Geburtsort meist Knittlingen bei Bretten in Württemberg. Dies stimmt mit dem Anfang meiner Sage wohl überein. Indessen muß doch bemerkt werden, daß Kneitlingen im Braunschweigischen als Eulenspiegel's Geburtsort gilt. Nach Loeper wird der historische Faust um 1507 mit Franz von Sickingen in Verbindung gebracht. Ein Johannes Faust aus Simmern kommt um 1509 in Heidelberger Universitätsakten als Baccalaureus der Theologie vor. Um 1516 soll sich der Magier Faust beim Abt im Kloster zu Maulbronn aufgehalten haben. Dort ist noch die Faustküche und der Faustturm. In Wittenberg soll er noch um 1530 Theologie und Medicin studirt haben. Dann soll er als fahrender Schüler seine Zauberkünste in Deutschland getrieben und in Venedig zu fliegen versucht haben. Den Gelehrten galt er als gemeiner Betrüger, turpissimus nebulo. Von Allem ist die Hauptsache, daß der historische Faust im Refor-

mationszeitalter gelebt und nicht allein ein Zeitgenosse Sickingen's, zu dem er in eine Beziehung gebracht wird, sondern auch Hutten's, Melanchthon's und Luthers gewesen ist. Ich habe schon gezeigt daß unser ganzes modernes Volksbewußtsein sogar nach der Seite des Aberglaubens hin auf der Reformationszeit beruht und kaum eins unserer heutigen Gespenster vor den Tagen Luther's nachgewiesen werden kann. Diesem Ideenkreise der Reformationszeit in seinem weitesten Zusammenhange haben sich gerade die größten Dichter in protestantischen Ländern nie entzogen. Die Romantiker haben ab und zu wohl die Schönheit und Tiefe der katholischen Welt in ihren Dichtungen zur Anschauung gebracht, und selbst Schiller hat in der Jungfrau und in der Maria Stuart auf eine erhabene Art dasselbe gethan. Goethe ist auch darin der Größere, daß er in noch tieferer Uebereinstimmung mit der Weltgeschichte uns das ganze Mittelalter nur noch als Hintergrund für die Zeit eines Götz, Faust und Luther zeigt. Fast noch in einem höheren Grad ist Shakespeare den protestantischen Ideen getreu. Wie Faust der Zeit Luthers angehört, so Hamlet der hohen Schule zu Wittenberg. Die Hexen im Macbeth konnten als Vorbilder für die Hexen im Faust dienen, in dem auch ihnen ein ironischer Zusatz gegeben werden mußte. Dies ganze Dämonenthum im Faust und im Hamlet steht da als ein freies Phantasiegebilde und als ein bloßes Ornament in dem Gebäude des protestantischen Lebens und Denkens. Indem Shakespeare im Lear auf's furchtbarste die Schleusen eines selbst von seinen eigenen Gesetzen und Regeln befreiten Denkens öffnete, hat er mit erstaunlicher Virtuosität das Dämonische in den menschlichen Geist selbst hineingelegt und richtig eingesehen, daß diesem echt dämonischen Wesen gegenüber zwar nicht die in einer furchtbaren Gewitternacht empörte Natur, wohl aber ein elender Hexenspuk erblassen müßte. Das Dämonische im Lear ist daher ganz frei von Hexenspuk. Wir haben das Hexen- und Teufelswesen bei den großen protestantischen Dichtern erkannt als ein Dämonenthum, das zwar ohne weitere Voraussetzungen nur auf der freien Phantasie beruht, aber doch mit dem Aberglauben, wie er in dem schöpferischen Zeitalter der Reformation noch möglich war, unmittelbar übereinstimmt. Damit ist nicht gesagt, daß der Teufel auch für Luther nur ein Spiel der freien dichterischen Phantasie gewesen sei. Eben durch Luther's wirklichen Hexen- und Teufelsglauben wurden ja die Hexen und der Teufel typisch für die großen protestantischen Dichter ersten Ranges. Mit diesen typischen Spukgestalten agiren diese Dichter im Hamlet und im Faust. Insbesondere ist Faust so recht die von der Theologie losgelöste und deshalb verallgemeinerte Schablone für den Gelehrten des Reformationszeitalters, der unter den Anfechtungen des Teufels zu leiden hat. Diesem Denker des Reformationszeitalters gegenüber steht nun freilich nicht mehr der wahre alte Teufel, sondern nur noch der Teufel, den der durch seinen Glauben gerechtfertigte und wie mit einem Panzer gewappnete Luther einen „bösen Buben" schalt und zuerst vielfältig verspottete. Hatte aber Luther selbst schon einen unfreiwilligen Anfang damit gemacht, den Humor in den Teufelsglauben hinein zu tragen, so mußte der Teufel dadurch noch

humoristischer werden, daß die moderne Dichtung ihn abweichend von Luther wieder zeitweise zum Herrn des Menschen machte. So wurde Goethe, dessen Faust sich noch dem Bösen mit blutiger Schrift zusichern muß, von selbst darauf geführt, einen humoristischen Teufel zu dichten. Gleichwohl hat dies Vischer einen genialen Gedanken genannt. Ich unterschreibe dies vollständig, aber nur indem ich gerade in diesem Zusammenhange an die Aeußerung desselben großen Aesthetikers erinnere, daß im Faust das tiefste innere Leben eines modernen Dichters mit einer dunkeln gespenstigen Sage aus den alten Tagen seines Volkes — nämlich nur aus Luther's Zeit — „ineinandergeflossen" sei. In diesem Sinne trete ich auch der Bemerkung des Herrn von Loeper bei, daß in dem Faustbuche, namentlich in dem Widman'schen, eine positiv lutherische Tendenz vorhanden sei, welche Goethe in seine Dichtung nicht mit hinüber genommen habe. Vergl. übrigens 249. 302—308.

37. **Wittekinds Taufe.** Nach Letzner's Historia Caroli magni. Etwas abweichend nach Abel und Pomarius bei Grimm 1. Aufl. II. Nr. 448. Vergl. Kuhn, Westfäl. Sagen, wo sich überhaupt viele Wittekindsagen finden, I, 255.

38. **Der Kohkuchen.** Mündlich in der Provinz Sachsen.

39. **Marienborn im Magdeburgischen.** Nach P. W. Behrends Neuhaldensl. Kreischronik. Neuhaldensl. Eyraud. II. 1826. 512—514.

40. **Die Heidenkrippe im Magdeburgischen.** Ebenda. II. 463. 464. Vergl. in meinen Harzsagen II. Band 2—4, die Sagen von der Roßtrappe.

41. **Der Spring im Riesen und die Wasserfrauen.** Mündlich aus der Provinz Sachsen.

42. **Die Rothfötschen.** Mündlich aus der Provinz Sachsen.

43. **Steine und Felder.** Mündlich aus der Provinz Sachsen. Einige Aehnlichkeit hat in Kuhn's märkischen Sagen 39 „Die Pferdetrappe und der Säbelhieb im Stein". Nach einer Mittheilung des Herrn Hahnzog aus Salzwedel, der den Glockenstein noch im Jahre 1878 geschaut hat, ist das Kreuz noch auf dem Steine zu sehen. Ausführliche Nachrichten darüber finden wir im zwölften Jahresbericht des altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie S. 18—22. Die Ackerbreite zwischen Tielsen und Salzwedel heißt der „Hartschlag" und gehört zum Wendendorfe Kemnitz. Von dem hier befindlichen Steine handelt derselbe Jahresbericht: S. 23 Nr. 3. Andere bemerkenswerthe Steine sind genannt S. 23 Nr. 2, S. 24 Nr. 5 und Nr. 6, S. 25 Nr. 8, S. 26 Nr. 9, S. 27 unter Nr. 10, Nr. 11. Vergl. S. 30 Nr. 19. Im fünfzehnten Jahresberichte desselben Vereins (Salzwedel 1865) S. 25 Nr. 7, S. 26 Nr. 13, Nr. 14, S. 29 Nr. 22 und 23, S. 31 Nr. 27, S. 32 Nr. 31, S. 33 Nr. 34. (Gefällige Mittheilung der Herren Hahnzog in Salzwedel und Dr. Nöpke in Berlin.)

44. **Sachsen und Wenden.** Praestigiarum magicarum descriptio 228.

45. **Der Ueberfall zu Calbe an der Milde.** Schriftlich aus Calbe an der Milde.

46. **Schlacht bei Fehrbellin 1675.** Der höllische Proteus. 2. Aufl.

1695. 219. Der Schluß nach Karl Bormann's Mittheilung im ersten Bande von „Unser Vaterland" 147.

47. **Owers Krog in der Gegend von Brandenburg.** Gustav Stimming im Bär von 1877, Nr. 8, 80. Vgl. oben 283.

48. **Der Hünenstieg im Beetzsee bei Brandenburg an der Havel.** Gustav Stimming im Bär von 1877, Nr. 16, 156. Von dem bekannten Marienberge bei Brandenburg bemerkt er: „Es ist auch später dort Sand abgefahren worden, aber eine Vertiefung ist wohl immer gewesen."

49. **Der Schöneberg in der Nähe von Lindow.** W. Schwartz in seinen oben citirten Nachträgen, Bär 1876, Nr. 10.

50. **Junker Hansens Kehle bei Buckow.** W. Schwartz a. a. O., Nr. 11.

51. **Das Rittergut Tobelhof bei Berlinchen.** W. Schwartz a. a. O., ebenda. In Schöppenstedt sagt man nach S. 28 Towelkiepe.

52. **Schildhorn.** W. Angerstein in Nr. 19 der Deutschen Turnzeitung von 1858. Ausführlicher bei Kuhn, Märkische Sagen, Berlin 1843, 133 bis 135, und bei W. Schwartz, Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg, Berlin 1871, 83—85. Eine gute Anweisung zum Besuche von „Schildhorn am Grunewald" gab W. R. in der Voss. Ztg. 1878, Nr. 205, 3. Beilage. Vergl. über Jakza auf Münzen „Bär" 1879 Nr. 8.

53. **Die Männer in der Habererntе.** Daemonolatria, II. 85, 86.

54. **Die wilde Jagd bei Königs-Wusterhausen.** Schmidt von Werneuchen, romantisch-ländliche Gedichte. Berlin 1798.

55. **Nieder-Finow.** Schriftlich von W. Schwartz, welcher die Sage theilweise auch schon in seiner zweiten Auflage des „heutigen Volksglaubens", Berlin 1862, 109 und 110 bei der Darstellung des Mythos von der weißen Frau gegeben hat.

56. **Der Küselwind.** Schriftlich von W. Schwartz, welcher auch diese Sage schon in der zweiten Auflage seines „heutigen Volksglaubens" benutzte.

57. **Der See am Döllenkruge.** Schriftlich vom Professor von Holtzendorf.

58. **Die Kirchenglocke zu Hardenbeck.** W. Lahn, Drei Sagen aus der Mark in Nr. 4 des „Bär" von 1878. Kolk, im Halberstädtischen Kulk.

59. **Die große Glocke zu Warthe in der Uckermark.** W. Lahn ebenda.

60. **Das Ganket in der Silbergrube.** Stolle's Illustrirter Dorfbarbier vom 3. April 1853.

61. **Die Rauenschen Steine.** Absatz 1—3 schriftlich von Herrn Pastor Ziemer in Rauen. Herr Oberpfarrer H. Dessin in Fürstenwalde machte mich noch auf ein die Sage erzählendes Gedicht von 14 siebenzeiligen Strophen in Goltz's Chronik von Fürstenwalde aufmerksam. Am echtesten scheint die Fassung der Sage in Absatz 3 unseres Textes. Kuhn, Märkische Sagen, 113—115, nimmt den Namen Markgrafensteine für die Rauenschen Steine auf, kann ihn aber nicht erklären. Eine Mittheilung von Sally Gumbinner in der Voss. Ztg. 1878, Nr. 221, welche unserem Absatz 4 zu Grunde

liegt, kümmert sich um den Namen und die ältere Geschichte der Steine nicht. Auch ist der Name Markgrafensteine in der Gegend von Fürstenwalde fast gar nicht bekannt, und es ist zweifelhaft, an welchen Markgrafen jener Name denn eigentlich erinnern soll. Das Volk in der Umgegend von Fürstenwalde, so weit es diesen Namen überhaupt kennt, bezieht denselben auf den falschen Waldemar und zeigt sogar in Rauen selbst noch eine Schmiede, wo die Braut desselben gewohnt haben soll. Diese Sagen schreiben sich aber wohl bloß daher, daß sich das Andenken des falschen Waldemar mehr als das der meisten anderen Markgrafen im Gedächtnisse des Volkes erhalten hat. In dem Romane von Wilibald Alexis „Der falsche Waldemar", welchem dieser seine Popularität gewiß vorzugsweise verdankt, kommen jedoch die Markgrafensteine nicht vor. Es ist zu bedauern, daß der Dichter sich die Schilderung der Schmiede und der Felsen von Rauen, von denen er nichts gewußt hat, entgehen ließ, um so mehr, als Wilibald Alexis in dem Capitel „Das Lager zu Heinersdorf" (bei Fürstenwalde) ausführlich die Ereignisse schildert, die in dieser Gegend stattfanden. In der Gegend von Fürstenwalde wurde nämlich der falsche Waldemar durch Kaiser Karl IV. persönlich mit der Mark Brandenburg belehnt. Nachdem Klöden nicht allein diese Belehnung, sondern auch bereits Karl's Vertrag mit den Baiern von 1373 geschildert hat, fährt er fort: „So hatte denn Karl sein lange erstrebtes Ziel nicht ohne schwere Opfer erreicht. Auf demselben Felde, kaum anderthalb Meilen von der Stelle, wo Waldemar feierlich von Karl belehnt worden und die Mark den Baiern abgesprochen war, verloren jetzt, vierundzwanzig Jahre später, sie die Baiern zum zweitenmale und nun für immer. Es sind dies ein paar geschichtlich höchst merkwürdige Stellen der Fürstenwalder Gegend." Demnach war in der Gegend von Fürstenwalde nicht bloß der falsche Waldemar, sondern auch einst ein brandenburgischer Markgraf aus dem bairischen Hause mit Kaiser Karl IV. zusammen. Nichts destoweniger wird der Name der Markgrafensteine auch durch Klöden nicht aufgeklärt. Die einzige Auskunft über diese Benennung gibt Theodor Cotta's Heimatskunde für Berlin, in welcher es heißt: „Die Granitschale hat der Baumeister Cantian 1827 gearbeitet aus einem Granitblocke, den König Friedrich Wilhelm III. auf einer Reise durch die Rauenschen Berge bei Fürstenwalde bemerkte und dafür bestimmte. Es lagen da zwei sehr große Steine, die vom Volke (?) die Markgrafensteine genannt wurden, weil Markgraf Johann von Küstrin bei Besichtigung des (1557) neu erworbenen Landes Storkow einen dieser Steine bestieg, um sich an der hier gebotenen Aussicht zu erfreuen." Hätte Cotta seine Quelle angegeben, so wäre die Frage: woher kommt der Name Markgrafensteine? durch ihn schon im Voraus entschieden gewesen.

62. **Das Irrlicht bei Kadduſch.** Niederlausitzische Sagen, Märchen und Legenden. Aus dem Volksmunde für das märkische Museum gesammelt von Alex. Rabenau in Betschau. Mit Einleitung und Anmerkungen von Ernst Friedel mitgetheilt im „Bär" von 1876 Nr. 1.

63. **Der wendiſche Bauernkönig.** Prof. Richard Gosche, der letzte

Wendenkönig in „Unser Vaterland", II. Bd. 17—26. Vergl. W. Schwartz, Sagen, 27—29. Rabenau a. a. O. Vergl. auch Voss. Ztg. vom 1. Oct. 1878, 1. Beilage, wonach sich bei Babow in der Niederlausitz der Schatz „des Wendenkönigs" finden soll oder schon gefunden hat.

64. **Der Schlangenkönig von Lübbenau.** Carl Haupt, Schlangensagen aus der Ober- und Niederlausitz (Separatabdruck aus dem neuen Lausitzischen Magazin) und Theodor Fontane: „In den Spreewald. Vier Reise-Capitel" in der Preußischen Zeitung von 1859.

65. **Bestrafte Völlerei.** Nach Jobus Fincelius. In Erasmus Francisci Hölliſcher Proteus, 2. Aufl., Nürnberg 1695 (1. Aufl. 1690), 649—658 „der angefochtene Unglücksverhüter" 649 heißt es: Man hat den fünften Sonntag in den Fasten, der Judica sonst genannt wird, den schwarzen Sonntag benamt, weil, gemeiner Sage nach, in der Woche, die mit demselben eingeht, gern ein und anderes Unglück geschieht.

66. **Die Geister auf dem Knoblauchsbanket.** Schiel, Europäische Schand- und Laster-Chronika, I. 93; Daemonolatria, 428—430; Fincelius lib. 2 mirac.; Praestigiarum magicarum descriptio 302 und 303. Gödelmann, Von Zauberern, Hexen und Unholden I, 7 und 8.

67. **Der Kamswikusberg in Ostpreußen.** Schriftlich vom Regierungsrath Kühnemann in Hannover.

68. **Wehrwölfe.** Abraham Saur, Eine kurze treue Warnung, 1582. Lercheimer, Bedenken, Blatt 27, 28; Daemonolatria, II. 183.

69. **Die Jungfrau von Baldenburg.** Schriftlich von Karl Ruß.

70. **Gustav Adolf.** Der hölliſche Proteus, 230, 232, 215, 1036, 216.

71. **Der gerechte König.** Daemonolatria, II. 247.

72. **Die Hirtin von Rugard auf der Insel Rügen.** Der Reisegesellschafter durch Rügen. Von K. S—r. Mit einer Musikbeilage. Berlin, bei Th. Christ. Fr. Enslin, 1823. 19—31.

73. **Der Schäfer auf Rügen.** Rudolf Baier, Beiträge von der Insel Rügen, in Wolf's und Mannhardt's Zeitschrift II. 141.

74. **Die Unterirdischen auf Rügen.** Rudolf Baier ebenda 142—145. Vergl. oben unsere Sage „Das Zwergvolk zu Sachsa" 41.

75. **Die Soldaten im Burgwall (Herthaburg).** Rudolf Baier ebenda 146.

76. **Die Quelle an der Kirche von Treptow an der Rega.** Mündlich oder schriftlich.

77. **Die Polen im Pommerland.** Daemonolatria.

78. **Der Hollerbusch.** Schriftlich von Kühnemann.

79. **Dieb erkennen.** Mirus; Gödelmann, Von Zauberern, I. 46. Glimmeri Collectanea 411, Daemonolatria, II. 414. Vergl. 238.

80. **Die Kirche zu Dobberan.** Die Sage schriftlich vom Pastor Bode. Die Beschreibung der Kirche nach Dieterich Könemann in Unser Vaterland II. 396—399.

81. **Der heilige Damm.** Schriftlich von Kühnemann.

82. **Empfehlung des Kirchenbesuches.** Praestigiarum magicarum descriptio 279.

83. **Vicelinus.** Höll. Proteus 202—205. Vergl. K. Müllenhoff Sagen 100.

84. **Der Teufel zu Cuxhafen.** Schriftlich von Krause in Stade. Vergl. das Märchen: „Der Teufel ist todt" bei K. Müllenhoff, Sagen 466, 467.

85. **Der Kirchenbau zu Bliedersdorf.** Schriftlich von Krause.

86. **Das Crucifix und die Häringe bei Helgoland.** Nach gedruckter Quelle.

87. **Die Bridsiarhügel auf Sylt.** C. P. Hansen, Die nordfriesische Insel Sylt, Leipzig 1859. Hansen war schon K. Müllenhoff's Mitarbeiter. Da Müllenhoff's Sagen vergriffen sind, habe ich um so mehr diese aus dem Buche von Hansen hier aufgenommen.

88. **Warnung vor Untreue.** Ebendaher.

89. **Die Sturzwelle.** Ebendaher. Vergl. K. Müllenhoff, Sagen 224, 225 und die vorvorige Anmerkung.

90. **Die oldenburgische Spinnstube.** Mündlich in Lerbach bei Clausthal, dessen eigene Sagen man in meinen Harzsagen, I, 148—159 findet.

91. **Die friesische Magd.** Daemonalatria, II. 505—507.

92. **Die Büblein von Franecker.** Heinrich von Kleist's politische Schriften und andere Nachträge zu seinen Werken. Mit einer Einleitung zum ersten Male herausgegeben von Rudolf Köpke. Berlin 1862, 133—135, wo man auch den Zusatz beachte.

93. **Der Heringsfang in Rotterdam und Scheidam.** Nach älterer gedruckter Quelle.

94. **Das Bürschel von Holland.** Mündlich auf dem Oberharze.

95. **Das Mädchen von Homburg an der Weser.** Mündlich am Harze. Schanne heißt das Querholz, das auf dem Rücken getragen wird und an dem zwei Eimer hängen. Anders steht die Sage bei Müller und Schambach 83.

96. **Der Gott im Kasten zu Blumberg im Lippe'schen.** Höll. Prot. 46—58. Die heilige Quelle geht hier in einen Heilquell über, wie umgekehrt in dem protestantischen Bade Hornhausen nach dem, was ich darüber in den „Feldgarben. Beiträge zur Kirchengeschichte, Culturgeschichte und Literaturgeschichte" (Leipzig 1859) mittheilte, die Heilquellen in heilige Quellen hinüberspielen. Vergl. oben 308. Für die Sage vergl. sonst meine Schriften: Aus dem Harze, 2. Aufl., 125, 126 und Harzsagen, II. Bd. 104 und 105.

97. **Vom Hünenbrinke bei Obernkirchen im Lippe-Schaumburgischen.** Schriftlich von Lohrengel.

98. **Die Gründung der Abtei Herford.** Vergl. die folgende Anmerkung.

99. **Die Gründung der Berger-Kirche bei Herford.** Diese und die vorige Sage brieflich vom Oberlehrer Klanke zu Duisburg. Klanke be-

merkte: „Der Bürgermeister Storch in seiner Herforder Chronik spricht nur von einem Schäfer und einer Taube, die von einem ‚Baume' herab gesprochen haben soll, und erwähnt ein diese Vision darstellendes Gemälde, das noch vor einigen Jahren in der Kirche gezeigt worden sei. Er bezeichnet als Gründerin der Stiftskirche St. Mariae (600 Schritt nordöstlich von Herford) die Aebtissin Godesta, Schwester des Bernhard von Sachsen. Bischof Meinwerkus prüfte und bestätigte die Vision und weihte den Ort ad honorem Mariae ein. Oberhaupt des Stiftes war die jedesmalige Aebtissin, außer ihr gehörten dazu: eine Dechanin, eine Pröbstin, eine Küsterin und neun andere Fräuleins von ritterbürtigem Stande. Seit 1548 ist die Kirche lutherisch." Klanke hörte auch folgende Variante der Sage: Wittekind gelobte vor einer Schlacht gegen die „Heiden" (nach seiner Taufe), er wolle der Jungfrau Maria eine Kirche bauen, wenn sie ihm den Sieg verleihe. Wirklich siegte er, und um nun zu erfahren, wo er bauen solle, ließ er drei Tauben ausfliegen mit den Worten: „Gott Vater, Sohn und heiliger Geist!" Diese Tauben ließen sich auf einer Eiche nieder, von welcher auch ein Baumstumpf (3—4 Fuß im Durchmesser) in den Altar eingeschlossen wurde. (Vergl. Kuhn, Westfäl. Sagen, I. 252.) Wirklich enthält der Altar der Berger-Kirche eine Art Tabernakel mit drei Ausläufern, von denen jeder ein Kreuz mit einer Taube zeigt; dahinter ruht auf einem Steine ein alter Eichenstamm von etwas über $1\frac{1}{2}$ Fuß Höhe so, daß die obere Fläche mit dem Altar parallel ist. Von dem Stamme sind im Mittelalter häufig Stückchen abgeschnitten und abgebrochen, um Zahnweh damit zu heilen. Der Cantor und Küster Murmann, der die Sage in obiger Weise erzählte, versicherte ausdrücklich, er habe vor einigen Jahren, Fremden zu Liebe, ein Stückchen von der alten Reliquie abgesägt und es genau als Eichenholz erkannt; früher hörte man auch von einer Linde sprechen, auf der sich eine Taube niedergelassen habe, und oben auf dem Luttenberge (richtiger Hügel) sieht man allerdings noch heute sieben alte hohe Linden, während Eichen jetzt nicht mehr in der Nähe stehen. Die alte Kirche wurde 1325 in gothischem Stile erneuert. Bis zur Aufhebung der Abtei (1810) mußten die Berger (auch ihr Prediger) bestimmte Abgaben an die Abtei entrichten.

100. **Der Kärrner zu Gesike in Westfalen.** Nimphof's Drachenkönig, 54; Daemonolatria II, 442.

101. **Sagen aus der Gegend von Rehme.** Westfälische Sagen von W. Mannhardt in der Ztschr. f. Myth. II, S. 431. 432.

102. **Sagen von Mülheim an der Ruhr.** Mündlich aus Mülheim, auch schriftlich daher von Buchhändler von Kamp.

103. **Ludger's Begräbniß in Werden.** „Vom Pflug zum Pinsel" in der Preußischen Zeitung 1859. Nr. 469. Vergleiche „Deutscher Volksglaube in Sang und Sage", herausgegeben von Hocker (1853). S. 200 und für das Geschichtliche H. A. v. Kamp (Lehrer): „Das Schloß und die Herrschaft Broich" (1852) S. 19—21. (Vergl. auch für die Sage H. Stahl, Westfälische Sagen und Geschichten, Elberfeld 1831, S. 99 und 100), wo auf Engels Reise von Kettwig nach Werden verwiesen wird. Vergl. auch

Kuhn, Westf. Sagen, I. 96 und H. A. Pröhle, Chronik von Hornhausen 14—18.

104. **Der Schwanenritter.** Vergl. der Schwan in Sage und Leben von Paulus Cassel, welcher so ausführlich über die Quellen und Fassungen dieser Sage spricht, daß ich statt meiner Quellenangabe auf ihn verweise, obgleich ich ihm nichts entnommen habe. Sehr anziehend sind jetzt K. Müllenhoff's Untersuchungen über den Schwan in seiner deutschen Alterthumskunde, Berlin 1870. 1—5, die jedoch meine Sage nicht so genau angehen als die Stelle bei A. Kuhn, Herabkunft des Feuers und des Göttertrankes. Berlin 1859. 82. 83.

105. **Die schöne Frau von Bärthenau an der Wied.** Franz Linnig, Volksüberlieferungen aus der Rheinprovinz in Wolfs und Mannhardt's Zeitschrift III. 53—61.

106. **Die Gründung des Klosters Steinfeld in der Eifel.** Das Prämonstratenser Mönchskloster Steinfeld in der Eifel. Von Dr. Georg Bärsch. 1857. 1—3. Vergl. J. H. Schmitz, Sitten und Sagen, Lieder, Sprichwörter und Räthsel des Eifler Volkes, II. Trier 1858. 104—108.

107. **Das Maar.** Schriftlich vom Rittmeister von Stramberg. Maar-See.

108. **Die Wiesbaumer und der Maulwurf.** Max Lauer „Aus den westlichsten Marken des deutschen Reiches. Sitten- und Sagenbilder vom Eifelgebirge" im Montagsblatte der Magdeburger Zeitung 1878. Nr. 33. 34. Es scheint zwar, als hätte Lauer nach Schmitz gearbeitet. Doch gerade bei diesem Schwanke hat Lauer den Namen der Wiesbaumer hinzugefügt, der bei Schmitz I (1856) 108 nicht ausgeschrieben ist. — Aehnlich werfen bei K. Müllenhoff Sagen 96 die Fockbecker den Aal zur Strafe wieder in's Wasser.

109. **Luxemburg.** Sagen aus Luxemburg. Mitgetheilt von Rudolf Müldener in Nr. 15 und 16 der Jahreszeiten. Zeitschrift für Literatur, Kunst und gesellschaftliche Unterhaltung, Hamburg 1862.

110. **Der Ilbersheimer Hof in Essenheim bei Mainz.** Dr. Joh. Marbach, Pfarrvikar in Essenheim im Unterhaltungsblatt des Rheinhessischen Beobachters 1859 Nr. 38 vom 17. September. Zu dem Zuge vom Wäschetrocknen bemerkt Marbach: „Dasselbe wird auch von Elisabeth der Heiligen u. A. erzählt und scheint mir dieser Zug nicht ursprünglich in obige Sage zu gehören."

111. **Der Jungfernsprung bei Dahn in Rheinbaiern.** Schriftlich von Kühnemann.

112. **Mückensturm.** Kühne's Europa von 1853. Nr. 36.

113. **Bocksberg in Baden.** Ebendaher. Der letzte Absatz mündlich. Vergl. 205: „Der Bock von Frauenberg".

114. **Der Schwede und die Müllerstochter im Schwarzwald.** Berthold Auerbach in der Dorfgeschichte „die Frau Professorin."

115. **Die Prophezeiung der Jungfrau.** Alexander Kaufmann, „Deutsche Sagen" i. d. Zeitschrift für Mythol. IV. 163.

116. **Der Wanderer auf dem Laacher See.** Derselbe ebenda 167.

117. **Das Lindelborner Schloß.** Schriftlich v. Kühnemann.

118. **Rothmäntele auf dem Spitzberge bei Tübingen.** Anton Birlinger Zwergsagen aus Schwaben in der Zeitschr. für Mythol. IV. 167—170. Vergl. die folgende Anm.

119. **Der Blautopf beim Kloster Blaubeuren.** Eduard Mörike im Stuttgarter Hutzelmännlein, 1853, 11—13 und 153—155. Eine Sage „Das Mutesheer in Blaubeuren" bei Ernst Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Stuttgart 1852. 132, wo auch 58 die „Rothmännele".

120. **Peter Winkler von Ursprung im Ulmer Gebiete.** Daemonolatria II. 317.

121. **Die Jungfrau im Stifte Straßburg.** Daemonol. II. 284.

122. **Warnung vor ungerechter Herrschaft.** Höll. Prot. 1024 bis 1031.

123. **Wünschen und Fluchen.** Neuer Tractat von der verführten Kinderzauberei, 14 und 15, nach Speculum exemplorum.

124. **Verschiedene Schweizersagen.** K. v. Bonstetten's in taciteischem Stile geschriebene Briefe über ein schweizerisches Hirtenvolk 1782. Schiller las dies kleine, aber gehaltvolle Buch vor seinem Tell und legte die im zweiten Absatze von mir mitgetheilten Sagen seinem Alpenjäger zu Grunde. Zu der im ersten Absatze erzählten und noch mehr zu vielen andern Schweizersagen, z. B. zu Blümelisalb bei Grimm, findet sich folgendes schöne Seitenstück in den „Reisen in den Savoyer-Alpen und in anderen Theilen der Penninischen Kette nebst Beobachtungen über die Gletscher. Von Forbes, Professor der Physik zu Edinburg. Bearbeitet von Gustav Leonhard. Stuttgart, 1845" 199. 200: „Am St. Margarethstag, den 15. Juni — man weiß nicht in welchem Jahre — gingen die Einwohner des Dorfes von St. Jean de Pertus, über dem damals der Gletscher von La Brenva hing, anstatt das Fest zu feiern, ihren weltlichen Geschäften nach. ‚Das Heu ist trocken, sagten sie, das Wetter herrlich — laßt uns die Zeit benutzen.' Aber der Entweihung des Festtages folgte bald die Strafe. Den nächsten Tag glitt der Gletscher in einem Augenblicke herab und verdeckte das Dorf und seine Bewohner. Mein Führer erzählte mir noch, um die Wahrheit des Ereignisses zu vergewissern, daß eine noch zu Courmayeur lebende Person als siebenjähriges Kind mit vielen Andern nach der Capelle von Berrier gegangen sei, um dort zu beten; und als es herabschaute, drang zu ihm unter dem Eise hervor der Vespergesang — eine Procession kam hervor und kehrte auch wieder zurück. Aber nur dem Kinde wurde diese Vision zu Theil; als es die Andern darauf aufmerksam machte, sahen und hörten diese nichts." Vergl. auch Th. Vernaleken, Alpensagen. Wien, 1858. 5—54.

125. **Die Erbauung von Bern.** Aegidii Tschudii, Chronicon Hel-

veticon. Zum ersten Male herausgegeben von Johann Rudolff Iselin. 1. Theil (1734). 94, 95, 489. (Vergl. J. W. Wolf, deutsche Sagen, 405). Wegen dieser Bärensage werden auch in Bern noch vier Bären im Bärengraben gehalten. Als 1798 die französischen Truppen als Sieger in Bern eingezogen waren, schlachteten die Franzosen die Bären und verwandten das für deren Unterhalt bestimmte Geld zu ihrem eigenen Nutzen. Aber frühestens im Jahre 1815 hinterließ eine alte Bernerin ein Testament, welches vier Bären zu ihren Erben einsetzte. Die überaus reich bedachten Bären wurden also wieder in den Bärengraben gebracht. Im März 1861 fiel ein vornehmer Engländer in den Bärengraben und wurde von einem Bären getödtet. Bei Gelegenheit dieser letzteren Zeitungsnachricht erzählte mir Herr v. Pfuel, der ehemalige preußische Gouverneur von Neuenburg, der Freund Heinrichs von Kleist und berühmte Schwimmer, den ich schon früher als geistreichen Beobachter der Thierwelt zu bewundern Gelegenheit hatte, die Geschichte der von der Stadt Bern gehaltenen Bären. Er hatte die ungemeine Gewandtheit eines der Bären beobachtet, welcher, um ein Stück Semmel zu erlangen, sich zuerst um sich selbst drehte, dann aber, als er hierdurch nicht mehr zum Ziele kam, alle Viere in die Luft streckte und endlich die Vorder- und Hintertatzen zusammenrollte. Die Bären hatten auch ein Behälter an der Mauer. Der berühmte Schwimmer wurde auf einem für die Wärter bestimmten Gange in dieses Gemach geführt, während der Eingang von der Bärenstube aus geschlossen war. Sobald die Bären die Anwesenheit eines Menschen in ihrem Gemache witterten, eilten sie heran und konnten nun besonders schön beobachtet werden, indem sie sich an dem Gitter ihres Gemaches aufrichteten.

126. **Die Hexe von Lauterbrunnen.** H. Runge in der „Schweiz", 1858, Nr. 6.

127. **Spiez und Merligen am Thunersee in der Schweiz.** Jacobs, des Handwerksgesellen, Wanderungen durch die Schweiz. Von Jeremias Gotthelf. Zweite Abtheilung. Zwickau, 1847. 117—120.

128. **Die weiße Frau auf der Burg Leissigen.** S. zu Nr. 133.

129. **Das Heidenhaus.** S. zu Nr. 133. (Was der Name Heidenhaus bedeutet, erhellt aus Rochholz II. 215. Vernaleken, Alpensagen 333.)

130. **Die Gießen-Kire.** S. zu Nr. 133.

131. **Die Quelle der heiligen Columba.** S. zu Nr. 133.

132. **Frau Ute.** S. zu Nr. 133.

133. **Die Freifrau von Jörgenberg.** Nr. 128—133, von H. Runge in der „Schweiz", 1856 Nr. 6, in Westermanns Monatsheften von 1859 und in der Freya von 1861 erzählt.

134. **Die rothe Buche.** „Die Schweiz".

135. **Das Bettelmännchen.** Ebenda.

136. **Schloß Misocco.** H. Runge in der „Schweiz".

137. **Die Burg von Baar im Canton Zug.** „Die Schweiz".

138. **Die Erdmännchen.** Verhörrichter Krapf zu Frauenfeld in der „Schweiz".

139. **Die versunkene Stadt.** Derselbe ebenda.

140. **Die Kettenen-Reben.** Die Schweiz. Illustrirte Monatsschrift des literarischen Vereins in Bern. Herausgegeben von Ludwig Eckardt und Paul Volmar.

141. **Alpstein.** H. Runge in der „Schweiz".

142. **Der Mensch und die Thiere.** F. Piper in seinem evangelischen Kalender für 1860. Berlin. 28—38.

143. **Anna von Tegelstein.** Schriftlich von Hans Weininger in Regensburg.

144. **Der Teufel und der Zirler Gaisbub.** Münchner Fliegende Blätter. XVI. Band. Nr. 381.

145. **Tiroler Späße.** Aus den Tirolerbergen von Adolf Pichler. München 1861. 79 bis 81.

146. **Das Nörglein am Brenner.** Ebenda.

147. **Das Venediger Mandl an der Sill in Tirol.** Ebenda.

148. **Rothmann und die Katzen in Tirol.** Ebenda.

149. **Das Kirchlein am Patscherkofel.** Ebenda.

150. **Der Wallfahrtsort Weißenstein bei Deutschhofen.** Ebenda.

151. **Die guten Leute im Lesachthale.** Matthias Lexer, Volksüberlieferungen aus dem Lesachthale (westliche Fortsetzung des Gailthales) Zeitschrift f. Myth. III. 29—36.

152. **Die steinerne Spinnerin in Steiermark.** J. G. Seidl, Steiermärkische Sagen und Volksgebräuche in der Zeitschrift f. Myth. II, 23—25.

153. **Der Wassermann von Obersteier.** Derselbe ebenda 25—28.

154. **Mürzthalsage.** Derselbe ebenda 20—21.

155. **Reuter zeigen Kaiser Heinrichs VII. Tod.** Nach älterer gedruckter Quelle.

156. **Salzburger Goldgulden.** Goëtia vel Theurgia 145.

157. **Wein und Freudenlicht auf einem Schlosse bei Wien.** Daemonolatria II. 401. 402. Vergl. Mannhardt, Wald- und Feldculte. II. 152.

158. **Die Schlacht auf dem Marksfelde 1278.** Höll. Prot. S. 251 und 252.

159. **Die Gründung des Benedictiner-Klosters Orlau im Teschnischen.** Gottlieb Biermann im Programme des K. K. Evangelischen Gymnasiums in Teschen. 1862. 4 und 5.

160. **Die heilige Anna.** Fliegendes Blatt.

161. **Mariaschein.** Kurze Beschreibung des Wallfahrtsortes Mariaschein bei Teplitz in Böhmen herausgegeben von P. Andreas Prinz, aus der Gesellschaft Jesu. Dritte verbesserte Auflage. Wien 1868. Druck und Verlag von Ludwig Mayer. (Kl. 8. broch. 96 S.) Bei der Rückkehr des Bildes aus Graupen wird bemerkt: „Eine ähnliche Uebertragung ist bei dem h. Hause von Loretto durch so viele und gewichtige Zeugnisse erwiesen, daß kein vernünftiger Mensch daran zweifeln kann." In der Beschreibung von Mariaschein, die ich 1849 in meiner Schrift „Aus dem Kaiserstaat. Bilder aus

dem Volksleben in Böhmen, Ungarn, Ober- und Niederösterreich und Tirol" 15—19 gab, werden Wasservögel erwähnt, welche auf einer in Mariaschein befindlichen Abbildung am Stamme der Linde mit dem Gnadenbilde picken. Sie scheinen eine Zuthat des Malers zu sein, da Prinz sie in seinem Buche nicht erwähnt. Die Schlange bei ihm erinnert dagegen an den Nibelungenhort und die kräftige Beschreibung der Schlange in ihrer Art an Ovids Metamorphosen, 3. Buch. Vergl. übrigens bei J. V. Grohmann, Sagen aus Böhmen, Prag 1863, 37—41.

162. **Die Rumpelgeister vor dem Hussitenkriege.** Erasmus Franciscі, der höllische Proteus. 2. Aufl. 1695. 467. 468. Zu den Vogelklauen vergl. 65 meine Sage „Luther und der Mönch". — Nach der Vorstellung des 17. Jahrhunderts freuen sich die Teufel, wo Blutvergießen bevorsteht. Sie lachen und spielen einige Zeit mit den kommenden Dingen, als wollten sie sprechen: „Wir haben da ein gewisses Spiel! Seh' ein Jeglicher auf sich selbst, wer da praefigurirt wird, daß er sich bessere und leide die Buße." Wenn die Rumpelgeister also gehen, wird Kriegsgeschrei gehört. Der höll. Prot. 211. Der Glaube an das gespenstische Kriegsgetümmel war nicht nur in Deutschland, sondern auch in Polen, Schweden und Frankreich heimisch. 1608 ließen sich in Frankreich im Maimonat viele kleine Wölklein sehen, welche nachher auf die Erde fielen und sich zu einer Menge Kriegsvolk formirten. Man schätzte dasselbe förmlich ab auf 12,000 Mann. Die Soldaten hatten eine schöne Länge, blaue Fähnlein, Trommelschläger und ihren eigenen Feldhauptmann. Der Zug dauerte von ein Uhr Mittags bis fünf Uhr Abends. Die Leute flohen vor diesem Heere. Proteus 213. 214. Da das gespenstische Kriegsgetümmel auch zur Warnung dient, können nach der Meinung des 17. Jahrh. gute Geister daran Theil haben. — Vom Bauernkriege sagt Georg in Goethe's Götz von Berlichingen im Vergleich zu diesen üppigen volksthümlichen Vorstellungen etwas matt, jedoch auch nicht ohne eine gewisse künstlerische Maßhaltung: „Einen fürchterlichen Krieg gibt es. Es sind schon an die hundert Ortschaften aufgestanden und täglich mehr. Der Sturmwind neulich hat ganze Wälder ausgerissen und kurz darauf hat man in der Gegend, wo der Aufstand begonnen, zwei feurige Schwerter in der Luft gesehen." Vergl. auch 303—311.

163. **Der Bock von Krauenberg.** Schriftlich von Carl Schultes. Vergl. 149 „Bocksberg in Baden".

164. **Zeichen vor dem schmalkaldischen Kriege.** Der höll. Prot. 232. 233. 226. Vergl. die Sage von Salzburg nach mündlicher Mittheilung bei Vernaleken, Alpensagen 64.

165. **Jungfer Prießnitz und die Schweden.** Mündlich zu Gräfenberg in österreichisch Schlesien.

166. **Der Pater und die Schlüsseljungfer von Perenstein in Mähren.** Prätorius, Brockes-Berges Verrichtung. 1669. 581. 582.

167. **Die weiße Frau in Böhmen.** Höll. Prot. 75—92. Vergl. Grimm's Deutsche Sagen 1. Aufl. I. 267. Das dort aufgenommene ist von mir

möglichst vermieden. Doch hat freilich die ausführlichere Beschreibung des merkwürdigen Gastmahls schon Büsching, Volkssagen Nr. 29. Vergl. auch „Die weiße Frau auf dem Schlosse zu Neuhaus" bei Wolf, Deutsche Sagen 320 bis 322, und J. V. Grohmann, Sagen aus Böhmen, Prag 1863, S. 68. Julius von Minutoli, Die weiße Frau, Berlin 1850 (gr. 8) 13 erwähnt, daß eben diese weiße Frau nach Dr. Nagels Dissertation von 1743 von Neuhaus nach Berlin gekommen sei. Am wichtigsten ist nun die Abhandlung im Bär 1879 Nr. 9 u. f.

168. **Hans Heiling.** Besonders gedruckt in etwas moderner Weise in der Buchdruckerei der Gebr. Franiek in Karlsbad mit einem Gedichte zusammen. Vergl. bei Grimm 1. Aufl. I. 40 und 41. 225—227.

169. **Der erste Dudelsackspfeifer.** Grube's geographische Charakterbilder.

170. **Bergmännlein und Bergschmiedlein in Böhmen.** Höllischer Prot. 576.

171. **König Premislaus von Böhmen.** Schriftl. von Carl Woldemar Neumann. „Quelle: Schuegraf, Geschichte des Domes von Regensburg I. S. 59. Vergl. Ertl., Rel. cur. Bav. 1733 II. 114."

172. **Der große Blanik.** Nach „des blinden Jünglings Prophezeiungen, aus der alterthümlichen Handschrift mitgetheilt und erläutert von Dr. Legis Glückselig" im „Leitmeritzer Allgemeinen Schreib-, Haus- und Wirthschaftskalender auf das Jahr 1857", 95—98. W. Schwartz in Posen hatte die Güte, mich durch Mittheilung dieses Kalenders auf die sehr merkwürdige böhmische Sage aufmerksam zu machen. Der Schluß nach Grube's geographischen Charakterbildern. Man vergl. übrigens zu den Sagen vom Blanik diejenigen, die von diesem böhmischen Kyffhäuser durch Th. Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich, Wien 1859, 109—112, und J. W. Grohmann, Sagen aus Böhmen, Prag 1863, 13—21 mitgetheilt sind.

173. **Die Weibchen unter dem Erlengesträuche in Böhmen.** Josef Rank, Aus dem Böhmerwalde. Leipzig 1851.

174. **Die böhmischen Diebe.** Ebendaher.

175. **Der böhmische Roßhirt.** Ebendaher.

176. **Der böhmische Gespensterseher.** Ebendaher.

177. **Geschichte zweier Klucher in Böhmen.** Ebendaher.

178. **Der Dreisesselberg.** Schriftlich von Weininger.

179. **Weißenstein im baierischen Walde.** Der baiersche Wald von Franz Sartorius in „Unser Vaterland" II. 399—406.

180. **Arbersee im baierischen Walde.** Ebendaher. Nicht so hübsch die fast eben so kurze Sage vom Arbersee bei J. V. Grohmann, 253.

181. **Friedrich von Oesterreich und Ludwig der Baier.** Nach gedruckter Quelle.

182. **Der Pförtner bei St. Jacob in Regensburg 1111.** Schriftlich von Carl Woldemar Neumann in Regensburg, mit dem Zusatze: „Nach

mündlicher Ueberlieferung. Siehe: Niedermaier's Künstler und Kunstwerke ꝛc., 190."

183. **Das Liserl in Regensburg.** Schriftlich von Carl Woldemar Neumann nach Gemeiner II. 160.

184. **Karl der Große in der Betwoche** 792. Schriftlich von Carl Woldemar Neumann. Dieser nennt als seine Quellen: Ertl., Rel. cur. Bav. 87. I. 56. Zschokke I. 143. „Schöppner hat einen Theil dieser Sage irrthümlich Heinrich dem Heiligen zugewendet." (Siehe: Sagenbuch I. 1123.)

185. **Herzog Heinrichs Stuhl zu Regensburg** 985—995. Schriftlich von Carl Woldemar Neumann. Dieser nennt als seine Quellen: Ertl., Rel. cur. Bav. 87. — Gandershofer Chronik von Abach, 4. — Zschokke bair. Geschichte I., 352 ꝛc. und bemerkt: „In Schöppners Sagenbuche der bairischen Lande wird die Sage irriger Weise von Kaiser Heinrich dem Heiligen erzählt."

186. **Der Hunnenplatz an der Richtbank in Augsburg** 995. Schriftlich von C. W. Neumann. „Quellen: Zschokke bairische Geschichte I. 239 und 234. Gmeiner, Regensburger Chronik, I. 118 und 122. A. Niedermayer Künstler und Kunstwerke der Stadt Regensburg 291."

187. **Die Uttenschwalbe der Closen.** Nach schriftlicher Mittheilung des Freiherrn Carl von Leoprechting mir von Hans Weininger eingesandt. Derselbe fügte folgende Erörterung bei: „Aus diesem edlen Reis der Klausnerin (vergleiche die Sage) ist ein Baum geworden, der hat mächtig geblüht und gegrünt, seine Aeste weit ausgezogen durch ganz Baierland, über Schwaben und bis an den Rhein hinab, hat ausgedauert ein halb Jahrtausend und mehr. Und sind das die von Closen gewesen, reich an vielen mannhaften Rittern und mächtigen Burgen. Altersgrau sind der Aeste viele einer nach dem andern dahingesunken im Strome der Zeit. Nun ist auch das letzte grüne Blatt gefallen, der letzte Closen ist heimgekehrt in die Gruft seiner Väter in Gern bei Eggenfelden, das seinem Stamme über 500 Jahre ein treuer Hort gewesen. Schon der baierische Geschichtsschreiber Wiguläus Hundt, dem diese Sage theilweise bekannt war, hat sich in einer Kritik derselben versucht, die Gräfin von Landau für eine Gräfin von Leonsperg und Lugnau, denen möglicher Weise Landau an der Isar gehört, und das Turnier von Regensburg nach Rüxners Fabelbuch für jenes in Zürich erklärt. Die ältere Hälfte der Turniermalstätten nach Rüxner zu ordnen ist jedoch ebenso unstatthaft, als sie geradezu verwerfen, eben weil Rüxner sie anführt. Es ist darüber noch zu wenig nachgeforscht worden. Uebrigens bezeichnet Ringelheim das Jahr 1134 als ein solches, wo in Regensburg ein Turnier stattfand. Ueber all dies zu rechten, ist unnütz. Die Sage geht der Geschichte voraus und erst nach ihr beginnt die chronologische Begründung. Ein innerer Werth bleibt deshalb der Sage doch. Für die Naturgeschichte aber wie altdeutsche Wortdeutung merkwürdig bleibt der Name ‚Uttenschwalbe'. Wiguläus Hundt (geb. 1514, gest. 1588) sagt im II. Bande seines Stammbuches Seite 131: ‚Der Uttenschwalb ist ein seltzamer Vogel, in diesem Land sind man in zu zeiten umb die Tonaw

in eins Raigers grösse, rot Füß undt Schnabel, auch ein roten Fleck an der Brust, sonst schwartz. Man malet ihn gemeiniclich in Schwannen gestalt, ausser der Farb.' — Andreas Schmellers baierisches Wörterbuch, das sonst so viele Aufschlüsse gibt, erwähnt dieses Vogels nur, indem es Band- und Seitenzahl angibt, wo obige Stelle zu finden ist. Daß dieses Thier noch zu Hundts Zeiten, wenn auch selten, sich an der Donau zeigte, entrückt dasselbe mit Bestimmtheit dem Fabelwesen. Der Schreiber dieses möchte daher, wenn nur die schwarze Farbe nicht wäre, die Uttenschwalbe, wie sie die alten Schilde aufweisen, für einen Pelikan halten, denn schwarze Schwäne gibt es nur in Neuholland. Die Urkunden in den Monumentis boicis weisen vor dem 13. Jahrhundert keinen Closen auf, die Mühlberge dagegen, aus welchen die Closen hervorgingen, kommen von 1136 bis 1216 häufig, zuletzt noch einmal 1293 vor. Im gevierten Schilde der Freiherrn von Closen nehmen als Stammwappen die neun Ballen in Gold das erste und vierte Feld, die schwarze Uttenschwalbe das zweite und dritte Quartier ein. Bei den Grafen von Closen zu Arnstorf trat die umgekehrte Ordnung ein. Da präsentirt sich im ersten und vierten Felde die Uttenschwalbe in Gestalt eines schwarzen Schwanes, im zweiten und dritten Felde dagegen die neun schwarzen Ballen, je drei und drei gestellt. Um Vergleiche anstellen zu können, möchten einige Aussprüche am Platze sein, die der ausgezeichnete Ornitholog Johann Andreas Naumann in dem 11. Bande seiner Naturgeschichte der Vögel Deutschlands über den Kormoran, der sonst auch schwarzer Pelikan, großer schwarzer Seerabe, Morfex, lat. Halieus cormoranus genannt wird, gethan hat. Wenn der Kormoran das weite Meer verläßt und tief in das Land eindringt, von jenem entfernt, an süßen Gewässern seinen Wohnsitz aufschlägt, so wählt er dazu weniger die schnellströmenden Flüsse, als deren stille Altwasser, große Landseeen, welche von sehr vielen Fischen belebt werden. Hier wird er ein halber Waldvogel, nistet auf Bäumen, sitzt gern auf ihren Aesten und hält sogar meistens seine Nachtruhe auf ihnen. Der alt eingefangene oder flügellahm geschossene Kormoran wird nie zahm; er scheint immer trübe gelaunt und heimtückisch darauf zu lauern, jedem sich ihm nahenden Geschöpf einen Schnabelhieb zu versetzen. Den Menschen hauet ein solcher Vogel nach den nackten Theilen, den Händen, dem Gesichte, besonders aber nach den Augen und kann daher, namentlich Kindern, sehr gefährlich werden, selbst jungen, aus dem Nest geholten Kormoranen ist hierin nicht zu trauen, weil sie es ebenso machen. Diese lassen sich jedoch mit der Zeit besänftigen, lernen ihren Wärter kennen, lassen sich von ihm streicheln, bleiben aber für jeden Anderen immer gefährlich, weil sie ihre Heimtücke nie ganz ablegen. Bekanntlich richtet man in China eine verwandte Art (H. chinensis) mit dem besten Erfolge zum Fischfang ab. Nach dem Gesagten kann es also kein Kormoran gewesen sein, den das Wort Uttenschwalbe bezeichnet. Die Pelikane haben in der Gestalt etwas vom Schwane, aber ganz anders gestaltete Flügel, die sie nur lose an den Körper anschließen, und zeichnen sich vor andern Vögeln durch ihren gewaltigen Schnabel mit seinem ungeheueren Kehlsacke aus. Mit dem Namen

Kropfpelikan, Löffelgans, Schwanentaucher, Wasservielfraß, Nimmersatt, Eselsschreier wird er auch sonst noch bezeichnet. Pelikan, ein ursprünglich ungarisches Wort, bezeichnet den Begriff von Nimmersatt. An der unteren Donau und in den Gegenden der Theiß wird dieser Vogel heute noch in großen Schaaren getroffen. Dieses Thieres Aufenthalt ist nach Naumann nie das hohe Meer, allenfalls seichte Buchten desselben und von diesen am liebsten solche, in welche große Ströme ausmünden. Er wohnt viel lieber auf und an großen Landseeen, in einsamen, wenig bewohnten Gegenden, auch mitten in großen unzugänglichen Sümpfen, woran viel Schilf und Rohr nebst Weidengebüsch vorkommt. Selbst der alt eingefangene Pelikan wird ziemlich bald zahm, noch zutraulicher werden jedoch die aus dem Neste genommenen Jungen. Dieses wie seine stattliche Größe und auffallende Gestalt machen, daß man ihn gerne in Menagerien hält und auch in herumziehenden Thierbuden oft genug antrifft. Sein stilles, zufriedenes Betragen macht ihn dazu sehr geeignet. Er bleibt bei knapp zugemessener Nahrung dennoch viele Jahre gesund, ja in stehenden Menagerien hat man Beispiele von einzelnen Pelikanen, welche bei guter Pflege 50 bis 80 Jahre gesund und am Leben blieben. Es setzt in Erstaunen, wenn man bedenkt, daß nach allgemeinen Erfahrungen das Alter der Pelikane in freiem Naturzustande mindestens auf noch einmal so viele Jahre anzuschlagen sein dürfte. Ja, wird mancher Leser sagen, das fragliche Thier war eben ein schwarzer Storch, die strichweise bei uns vorkommen, eines Reihers Größe wie einen rothen Schnabel nebst rothen Füßen haben. Wie kann man doch so lange suchen! — Zugestanden; wo bleibt aber dann die Schwanengestalt, deren der alte Hundt ausdrücklich gedenkt?" Dennoch kann nach der Ansicht des Dr. Karl Müllenhoff (Sohn), der mit Vogel und Gerloff einen naturwissenschaftlichen Leitfaden herausgibt, nur der schwarze Storch gemeint sein.

188. **Das Cruzifix auf dem Gasteigberge.** Schriftlich nach gedruckter Mittheilung.

189. **Der Krystall von Nürnberg.** Daemonolatria II, 475. Gödelmann, Von Zauber., I, 47—49 nach Camerarius.

190. **Die Mägdlein zu Nürnberg.** Camerarius, De generibus; Sigismund Friedrich Lindauensis, Von wunderlicher Verzückung etlicher Menschen, welche bißweilen mit Leib vnd Seele, bißweilen allein mit der Seele ohne den Leib an diesem oder jenem Orth verzückt werden, vnd wohin? u. s. w. Item, von der Frage, ob Gott durch die Zauberer vnd Zauberinnen, vnd durch kluge Frawen Wahrsagen, Warnen und Strafen lassen u. s. w. 1592.

191. **Kaiser Karl der Große im Landsberge bei Ansbach.** Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Von K. A. Varnhagen v. Ense. Siebenter Band. 12. Vergl. oben 68. 229. 284.

192. **Die Ehefrau zu Spalt in Mittelfranken.** In G. Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Der deutsche Teufel im 16. Jahrhundert", angeführt aus „Erschröckliche, gantz wahrhaftige Geschichte, welche sich mit Apolonia, Hansen Geißlbrechts Burgers zu Spalt in dem Eystätter

Bistumb, Haußfrawen verlauffen hat. Durch M. Sixtum Agricolam ꝛc. Ingolstatt 1587."

193. **Die Dull von Hohenwiesen in Altbaiern.** H. Holland, Sagen aus Altbaiern in Wolf und Mannhardt's Zeitschrift I. 447.

194. **Gezwungener Dieb.** Ebenda. 451. Vergl. 110 „Dieb erkennen."

195. **Der rothe Hahn zu Würzburg.** J. Bullor, Fränkische Sagen in Wolf und Mannhardt's Zeitschrift III. 61.

196. **Der Nixenbrunnen bei Würzburg.** Ebenda 65 nach einem alten Familienmanuscripte.

197. **Der Reiter auf dem Steckelhahn im Spessart.** A. Kaufmann in der Zeitschr. f. Mythol. IV. 20.

198. **Der Freier von Rothenburg an der Tauber.** Daemonolatria, II. 56. 57. Lercheimer, Bedenken, Blatt 34.

199. **Der Waldpfeifer.** Der Höll. Proteus 421—422.

200. **Die Kriegsleute beim Trunke.** Praestigiarum magicarum descriptio 279.

201. **Die Vorbotin des Streits.** Daemonolatria II. 368. 369.

202. **Das Gastmahl im Walde.** Joachim Camerarius. — Daemonolatria II. 458 und 459.

203. **Das Zaubermägdlein.** De Panurgia Lamiarum, Sagarum, Strigum ac Veneficarum, totiusque cohortis magicae cacodaemonia libri tres. Dat hs: Nödige vnd nütte Underrichtinge von der Töwerschen geschwinden list vnd Geschicklichkeit quadt tho donde; vnde dat Töwerye ein duwelsche Sünde sy, de wedder alle teyn Gebade Gades strydet, Unde, wo ein christlike owericheit mit sodanen gemeinen Fienden Minschlikes geslechtes vmmeghan schöle. Dorch M. Samuelem Meigerium Pastorem tho Nordtorp in Holstein in dre Böker affgedeelet. 1587.

204. **Der Traupfennig.** Ebendaher.

205. **Die Sorbenburg bei Saalfeld.** J. A. v. Schultes, 2. Abth. S. 2 und 3. Der Name hoher Schwarm soll aus Schworben, d. i. Sorben, entstanden sein. „Es ist eben so wahrscheinlich, daß diese Burg von Karl dem Großen gegen die Einbrüche der Sorben erbaut worden." Vergl. Büsching's Volkssagen Nr. 40.

206. **Vorzeichen von Kurfürst Hans von Sachsens Tode.** Joachim von Münster zu Vortlage. Ein christlicher Vnderricht von den Gespenstern, 1591. 7 und 8.

207. **Tod eines Herrn von Reuß.** Daemonolatria II. 368. 369.

208. **Der Blutberg in Thüringen.** W. Alexis im Morgenblatte von 1852. Nr. 51.

209. **Häusernamen.** Meist nach „Erfurter Bilder und Bräuche". Von Prof. Paulus Cassel. Erfurt 1859.

210. **Doctor Faust in Erfurt.** Schriftlich von Cramer, dem bekannten Stenographen. Vergl. 309—311.

211. **Der Rabe auf dem Schloßhofe zu Merseburg.** Schriftlich von meinem Schwiegervater, dem am 18. Mai 1878 zu Quedlinburg verstorbenen Regierungs- und Landrath August Wilhelm Stiehler, der am 6. August 1797 zu Merseburg geboren war. Vergl. K. Müllenhoff, Sagen 54 „Der verlorene Ring". A. Kuhn, märkische Sagen 60 „Der Rabe mit dem Ringe" (in Brandenburg), auch W. Schwartz, Sagen 116. H. Pröhle, Harzsagen I, 89 „Der Rabe von Klausthal" und ebenda 169 „Die unschuldig Hingerichtete", sowie daselbst die Anmerkung 264. 265.

212. **Die Kegelbahn im Kyffhäuser.** Mündlich in weiterer Entfernung nördlich vom Kyffhäuser. Entsprechend wohl von Karl, jedenfalls vom Untersberg bei Vernaleken, Alpensagen 63. 64. Zu den Sagen Nr. 212—229 vergl. im allgemeinen oben 275—287, Otmar 133—166, Fr. Hoffmann, „Burgen und Bergfesten des Harzes und der nächsten Umgegend. Mit 12 Abbild. Quedlinburg," 32—52, so wie L. Bechstein, Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes IV. Meiningen und Hildburghausen 1838. 1—65. Kuhn und Schwartz 217—223. 494—498. Ferner Dr. F. W. Otto Richter, „Deutsches Kyffhäuserbuch. Natur, Gesch., Sage und Volksleben. Mit einem Anhange über Questenberg, einem Grundrisse und einer Karte. Eisleben" (1876) 73—129.

213. **Trompete und Clarinette.** Mündlich in derselben Gegend.

214. **Kaiser Otto im Kyffhäuser und die Musikanten.** Mündlich ebenda.

215. **Kaiser Friederich der Rothbart und Utchen.** Mündlich am Fuße des Kyffhäusers (Tilleda oder Kelbra). Die Abfassung der Sage ist so geblieben, wie ich sie spätestens 1863 niederschrieb (vergl. 258 der ersten Aufl.).

216. **Das glühende Schiff im Kyffhäuser.** Mündlich.

217. **Die Morgenhelle im Kyffhäuser.** Mündlich.

218. **Ostern auf dem Kyffhäuser.** Mündlich im Norden des Kyffhäusers.

219. **Die Musikanten von Oldisleben.** Mündlich am Fuße des Kyffhäusers. Vergl. Kuhn, Westfäl. Sagen I. 306, wo der Kaiser auch Friedrich heißt.

220. **Die Sau im Kyffhäuser.** Mündlich.

221. **Das Brautpaar von Bennungen.** Mündlich am Fuße des Kyffhäusers. Entsprechend wohl von Karl V. und vom Untersberg bei Vernaleken, Alpensagen 62. 63 nach mündlicher Mittheilung.

222. **Nachtherberge im Kyffhäuser.** Mündlich.

223. **Kaiser Friederich und die Musikanten.** Mündlich am Fuße des Kyffhäusers.

224. **Schäfer am Kyffhäuser.** Mündlich ebenda. Vergl. Georg Voigts oben erwähnten Aufsatz im 26. Bande von Sybels Zeitschrift 168, wonach schon um 1537 ein Schafhirt den „Kaiser Friedrich", wie er auch in meiner Sage Nr. 217 heißt, mit der Sackpfeife aus dem Kyffhäuser lockte.

Vergl. ebenda 182, wonach der Kaiser im 17. Jahrhundert wieder einen Schäfer sprach.

225. **Kuhhirt im Kyffhäuser.** Mündlich ebenda.

226. **Wein vom Kyffhäuser.** Mündlich von einer alten Frau in Kelbra, welche den „alten Kuhbauer" noch gekannt hatte.

227. **Der Kyffhäuser und die Fuhrleute.** Mündlich am Fuße des Kyffhäusers. Aus Georg Voigts Aufsatze ersehe ich (a. a. O. 182), daß Johannes Praetorius 1681 die im 1. Absatze erzählte Sage schon kannte und gleichfalls vom „Kaiser Friederich" erzählte.

228. **Die Rothenburg.** Mündlich ebendaher, wahrscheinlich aus Kelbra.

229. **Kaiser und Junker.** Mündlich aus Kelbra oder Tilleda. Das in dieser Sage vorkommende Rathsfeld soll auch, wie die Sage in Süddeutschland, den dürren Baum enthalten, an welchen der Kaiser seinen Schild hängen wird. Es ist dies einer der mir verdächtigen Züge, die sogar schon aus der gelehrten Mythologie in den Volksmund übergegangen sein könnten (vergl. 286). Die Sage „Otto der Rothe im Kyffhäuser" in E. Sommers Sagen aus Sachsen und Thüringen, Halle 1846, ist keiner unter den hier vorliegenden so ähnlich als dieser. Obgleich bei Sommer Otto in der Ueberschrift steht (die Sage ist in der Gegend von Eisleben und Halle aufgezeichnet), so erinnert doch der 1. Absatz stark an Friedrich II. Schließlich sei noch zu den Kaisersagen überhaupt bemerkt, daß nach Hoffmann, Burgen 32 und 33 auch Napoleon in den Kyffhäuser versetzt wurde. Vergl. Sommer 5. 6 und W. Mannhardt Wald- und Feldculte II. 59.

Alphabetisches Register.

(Die Sternchen vor einem Namen, z. B. *Finx VI., zeigen an, daß sich an der Stelle eine bibliographische Nachweisung befindet.)

Aar. Seite 160.
Adalbert zu Bremen. 4.
Albrecht, Markgraf. 4.
*Alexis, Wilibald. 313, 326.
Allerheiligenfest. 1.
Alpenjäger von Schiller. 318.
Alpstein. 181.
Altwallmoden. 295.
Alvensleben, von. 75.
Angelus Silesius. 280.
Angerapp. 98.
*Angerstein, W. 312.
Anna, die Heilige. 202.
Appelhorn. 295.
Arbersee. 227.
Aschen von Walmoden. 15.
Asseburg, von der. 65, 308.
Auerbach, Berthold. 317.
Augsburg. 231.
Baarburg. 178.
Baden. 148, 149.
Baiern. 224.
Baldenburg. 101.
Bären. 161, 182, 319.
*Bärsch. 317.
Bärthenau. 140.
Bauermeister. 52.
*Bechstein, Ludwig. 326.
*Beer. 280.
Beetzsee. 78.
Benfe, Friedrich. 299.
Bege. 309.
Bergentrückung. 107, 155, 217, 252, 275.
Bergkanne. 29.
Bergmönch. 32.
*Behrends, P. W. 311.
Behrens (Verfasser der Hercynia curiosa). 275.
Bergspiegel. 32.
Berlin. 89.
Berlinchen. 78.
Bern. 160, 318.
Bertha die Spinnerin. 165.
Bertha von Walmoden. 15.
Bienen. 148, 246.
*Biermann. 320.
Bissingen. 242.
Blanik. 217.
Bliedersdorf im Bremischen. 115.
Bock. 205.
Bocksberg. 149.
Böhmen. 203.
Bocksfüße. 200.
*Bonstetten. 318.
Bormann, Karl. 312.
Bornwinde im Kyffhäuser. 268.
Brandenburg. 78.
Brandsleber Holz. 297.
Braun (Dialektdichter in Wernigerode). 301.
Braunshausen. 1.
Bräutigam schauen. 204.
*Brederlow. 301.
Bredelemer Gemeindeholz. 295.
Brenner. 187.
Brennsuppe. 188.
Brosch, Moriz. 279.
Brunnen. 128, 308, 315.
Buche. 176.
Buckow. 78.
*Burghart. 280.
Bürschel. 123.
*Büsching. 290.
Buttereisen. 45.
Butter. 45, 177, 237.
Bützfleth. 115.
Calbe an der Milde. 75.
Carlsbad. 213.
*Cassel, Paulus. 317, 326.
Christnacht. 63.
Clarinette. 255.
Clausnerinnen. 71.
Clavicymbel. 56.
Cleve. 139.
Closen. 322.
Columba. 171.
Comenius. 5.
Constantia. 5.
Constantinopel. 5.
Cotta, Theodor. 313.
Cutna. 215.
Dachsfang bei Tilleda. 260.
Dänemark. 114.

Dankwarderode. 291.
Danneilshöhle. 47.
Danzig. 96.
„Der lieben Sonne Licht und Pracht". 298.
Dessau. 62.
Dessin. 312.
Diebe. 110, 221, 237.
Dienstag. 202.
Dippoldiswalde. 87.
Dobberan. 111.
Döllenkrug. 83.
Dom zu Braunschweig. 13.
Drache. 290.
Dreikönigsnacht. 226.
Dreileben. 70.
Dreisesselberg. 224.
Dudelsack. 214.
Dull als Hexenname. 237.
Dümler. 279.
Edelmannsgruft. 50.
Eierschalen. 167.
Elbe. 64.
Elm. 2.
Emmeringen. 50.
Engelstedt. 24.
*Elis. 300, 301.
Erbsen. 41.
Erdfall. 54.
Erdmännchen. 166.
Essenheim. 146.
Ewiger Jude. 233.
*Ey. 196.
Fariant oder Schariant. 14.
Faust. 309.
*Finx (Erasmus Francisci). VI. 314.
Flachs. 146, 269.
Fleischer. 46.
*Fontane. 314.
*Firmenich. 301.
Franecker in Westfriesland. 123.
Frauenberg. 205.
Freienwalde. 82.
Freistuhl. 53.
Freytag, Gustav. 325.
*Friedel, Ernst. 313.
Friedrich II. 275.
Friedrich der Rothbart. 275.
Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. 76.
Friesland. 122.
Fürstenwalde. 88, 312.
Gallen, St. 182.
Gallus. 182.
Gandersheim. 1.
Gänsefüße der Moosweiblein. 37.
Gernrode. 60, 301.
Gero. 58, 301.
Gesicke. 133.
Getreide im Kyffhäuser. 268.
Giersberg. 291.
*Glückselig, Dr. Legis. 322.
*Goedeke, Karl. 290.
*Gödelmann. 314.
Goldbrunnen am Kyffhäuser. 269.
Goldene Wiege. 75.
Goldweide. 41.
Goltz. 312.
Goslar. 27.
Gothen. 103.
*Gotthelf, Jeremias. 319.
Gran. 5.
Graubünden. 177.
Greifennest. 6.
*Grimm, Jacob. XIII. 276, 296, 301.
Grimm, Wilhelm. 297.
*Grohmann, J. V. 322.
Gustav Adolf. 101.
Hagen in Braunschweig. 291.
Hahn. 56, 61, 84.
Hahr. 295.
Hakel. 54.
Halberstadt. 55.
Hamburg. 46.
Hamersleben. 48, 297.
*Hansen. 315.
Hans Heiling. 213.
Hans von Sachsen. 247.
Hardenbeck. 85.
Harmsdorf. 53.
Harsleben. 56.
Hase. 64, 82.
Hausschmiede. 216.
Haxen. 185.
Häwer (Hädewer oder Hedeper). 289.
Heckemännchen. 42, 297.
Heidenkrippe. 72.
Heiliges Grab. 16.
Heinrich der Löwe. 3, 17, 289.
Heinrich II. von Baiern. 230.
Heinrich VII. 199.
Helgoland. 115.
Helmstedt. 247.
Herdmännchen. 179.
Heringe. 115.
Herthaburg. 107.
Herzgelag. 74.
Hexen. 118, 136, 161, 189, 237.

Hildebrand, R. 292.
Hirsch. 111, 156.
Hochzeit. 292.
*Hoffmann, Fr. 327.
Hohen-Neindorf. 62.
Holle. 39.
Hollerbusch. 109.
Holtzendorff, v. 312.
Hornburg. 289.
Hornhausen. 48.
*Horst. 305.
Hostie. 51, 126.
Hund. 35.
Hussitenkrieg. 204.
Huysburg. 53.
Insbruck. 187.
Interlaken. 164.
Iwein. 293.
Jazko. 312.
Johanni. 88, 178, 313.
Jörgenburg. 174.
Judica (schwarzer Sonntag). 93, 314.
Jungfrau. 101, 124.
*Kallenbach. 294.
Kamswikusberg. 98.
Karl der Große. 68, 229, 235, 284.
Karl IV. 217.
Katze. 45, 118, 189.
Kegelbahn. 252.
*Keßlin. 294.
Klein-Wulferstedt. 52.
Kleist, H. v. 314.
Knochen. 45, 256.
*Koch, Edwin Jakob. 290.
Kölbich. 62, 301.
Königslutter. 289.
Königs-Wusterhausen. 81.
*Köpke. 314.
Korb. 11, 291.
Kriebelkrankheit. 303.
Kröte. 62.
Krüsel. 49, 298.
Kryptall. 232.
Kühe. 132, 191.
*Kuhn. XIII. 289, 293, 316, 317.
Kunze, Stephan. 291.
Kyffhäuser. 327.
Laacher See. 150.
Langenstein bei Halberstadt. 27.
Lausiz. 89.
Lautenthal. 36.
Leissigen. 165.
*Lercheimer. 309.
*Leuckfeld. 288.
*Liechtenberg. 303.
Lindau. 183.
Linde. 127.
Lindelborner Schloß. 151.
Lindow. 78.
Lippe. 125.
Lithauen. 98.
Liudolf. 1.
Livland. 78.
*Loeper, G. v. 309.
*Lohrengel. 306.
Lothar. 77.
Ludgerus in Werden. 137.
Lübbenau. 90.
Lutter am Barenberge. 295.
Lynar. 90.
Mähren. 207.
Magdeburg. 65, 66.
Mailand. 199.
*Mannhardt, W. 296, 326, 328.
Mariaschein. 320.
Mariazell. 194.
Marienborn. 70.
Markgrafenstein. 312.
Martinsgans. 268.
Mechtild. 14.
Mecklenburg. 111.
Melusina. 144.
Messer. 45, 119.
*Messerschmidt. 294.
Meusebach. 294.
Miele. 74.
Milchsack. 290, 291.
*Minutoli, J. v. 322.
Mooshaus zu Braunschweig. 291.
Moosweiblein von Wildemann. 37, 296.
Mordthal. 70.
Morgenhelle am Kyffhäuser. 258.
Morgensuppe. 23.
*Mörike. 318.
*Münster, Joachim von. 327.
Mülheim an der Ruhr. 135.
*Müllenhoff, Karl. 297, 317.
*Müller, in Göttingen. 291, 293.
München. 233.
Mürzthal. 198.
Neuenburg. 308.
Neustadt-Eberswalde. 82.
Nieder-Finow. 82.
*Niemann, L. F. 301.
Nix. 170, 239.
Nobiskrug. 293.
Nobiswirt. 293.
Nörglein. 187.

Nürnberg. 232.
Oberſteier. 195.
Obertoggenburg. 170.
Ochſen. 103, 137, 147.
Ohre. 68.
Oldenburg. 120.
Orlau. 201.
Oſchersleben. 48, 50.
Oſtern. 259.
Otto im Kyffhäuſer. 285.
Otto IV. 14.
Ottokar von Böhmen. 201.
*Otmar. 289.
Owers Krog. 293.
*Pertz. 288, 301.
Peterskirche in Rom. 44.
Pferd. 16, 28, 65, 107.
Pferdetrappe. 72.
*Pichler, Adolf. 320.
*Piper. 320.
Pluderhoſen. 96.
Polen. 108.
Pommern. 108.
Prag. 216.
Premislaus. 216.
*Prinz. 321.
*Pröhle, H. 293, 297, 301, 308, 315, 320.
*Pröhle, H. A. 308, 309.
Proles, Andreas. 308.
Pyrkheimer. 234.
Quedlinburg. 57.
Quelle. 2, 108, 171.
Rabe. 250, 286.
Radduſch. 89.
Ramberg. 60.
*Rank. 322.
Rauen. 88, 312.
Rebſtock in Erfurt. 249.
Regensburg. 230.
Rehberger Graben. 38.
Rehbock. 130.
*Remigius. 301.
Reuß. 247.
Rheinbaiern. 147.
Rheinheſſen. 146.
*Richter, F. W. O. 327.
Rieſe. 239.
Rieſen als Ortsname. 73.
Riezler. 279.
Ring. 9, 62, 250.
Ring- und Silberſchnur, Grube bei Zellerfeld. 33.
*Rochholz. 297.
Rohkuchen. 70.
Roklum. 2.
Roland. 48.
Röpke. 311.
Roſtock. 110.
Rothenburg. 270.
Rothes Meer. 132.
Rotheſtus. 114.
Rothſötſche. 73.
Rothmann. 189.
Rothmäntele. 152.
Rotterdam. 123.
Rügen. 103.
Rudolf von Habsburg. 201.
Rufinus. 114.
Rumpelgeiſter. 264.
Runen. 297.
Runge, H. XIV. 319.
Sachſa. 41, 297.
*Sello, Dr. G. 296.
Salzburg. 109.
Sandersleben. 255.
Sanetſch. 159.
Sargſtedt. 299.
Sau im Kyffhäuſer. 260.
Scandinavicum. 177.
Schäfer am Kyffhäuſer. 264.
Schalllöcher. 29.
Schalthier. 198.
Scherer, W. 296.
Schanfigg. 177.
Schermke. 50.
Schiff im Kyffhäuſer. 258.
Schildhorn. 80.
Schiller, Friedrich von. 318.
Schiller, Karl. IX.
Schladen. 23.
Schmalkaldiſcher Krieg. 206.
Schmidt, Guſtav. 300.
*Schmidt von Werneuchen. 312
Schöppenſtedt. 29.
Schornſtein. 46.
*Schultes, v. 304, 308.
Schütze, H. C. 303.
*Schuegraf. 322.
Schwaim. 237.
Schwanebeck bei Halberſtadt. 51.
Schwan. 317.
Schwartz, W. 297, 312.
Schweiz. 159.
Schwertbrüder. 28.
Scriver. 298.
See im Kyffhäuſer. 258.
Seidl, J. G. 320.
Seifart. 297.

Semmering. 198.
Seinstedt. 289.
Sieb. 105.
Sieben Jahre. 292.
Silberner Aal. 31.
Sittendorf. 265.
Specht. 88, 312.
Spessart. 239.
Spieler. 48.
Spinnerin. 193.
Spring. 2, 73.
Stahl, H. 303.
Steiermark. 193.
Stein. 52, 58, 60, 72, 74, 117, 193.
Steinfeld. 141.
Stiehler. 327.
Stimming, Gustav. 312.
*Stolle, Ferdinand. 312.
Stolzenhagen. 83.
*Storch. 315.
Strakonitz. 214.
Straßburg. 155.
Stufferz. 33.
Süßer Brei. 211.
Tanz. 301.
Taube. 132.
Teufel. 7, 15, 48, 57, 60, 84, 112, 115, 121, 136, 185.
Teufelsmühle. 60.
Theodulos (Thedel von Walmoden). 15.
Thilo von Trotha. 251.
Thuner See. 163.
Thurgau. 180.
*Thymus. 294.
Tirol. 185.
Todtenbaum. 167.
Toggeli. 166.
Towelkiepe. 29.
Trappen. 299.
Traupfennig. 245.
Treptow an der Rega. 108.
„Treu", eine Grube. 31.
Trinker. 242.
*Tschudi. 318.
Türkmien. 29.
Turnier. 25.
Uckermark. 86.
Urnen. 300.
Ute und Utchen. 172, 257, 270.
Uttenschwalbe. 323.
*Varnhagen von Ense. 309, 325.
Venedig. 188, 237.
Vernaleken. 297.
Vicelinus. 113.
Violen (Instrumente). 56.
Vischer. 311.
Voigt, Georg. 275.
Volksbuch von Heinrich dem Löwen. 289.
Wallmoden. 15, 295.
Warthe in der Uckermark. 86.
Waschweiberl. 220.
Wasserfrau. 153, 213.
Wassermann. 196, 220.
Wedekind. 301.
*Wegener, Philipp. 296.
Wehrwölfe. 98.
Weihnachten und Neujahr. 252.
Weigand, F. C. K. 298.
Weiße Frau. 231.
Weißenstein. 191.
Wenden. 72, 90.
Westerhausen. 57.
Wetzleben. 289.
Widukind von Corvey. 301.
Wien. 200.
Wiesbaumer. 143.
Wildemann. 29, 37.
Wilder Jäger jagt die Moosweiblein. 38.
Winnigstedt. 289.
Wittekind. 68.
Wolfenbüttler Bibliothek. VI. 280
Wolf, J. W. 322.
Würzburg. 238.
Zabergau. 156.
Zähringen. 160.
Ziege. 16.
Ziegenbock. 46.
*Zingerle, J. V. 306.
Zimbern, Freiherr von. 155.
Zinnoberstein. 258.
Zobten. 280.
Zürich. 176.
Zwerg. 55, 70, 152, 297.
Zwerglein in den Erbsen. 41.
Zwergschuhe. 36.
Zwergvolk. 41.
Zwergwanderung. 41.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Verlag von **Friedberg & Mode** in Berlin, SW., Anhaltstr. 8.

Ferdinand Schmidt's Weltgeschichte

mit Illustrationen von Prof. Georg Bleibtreu.

Zweite Auflage.

Vollständig in 50 Lieferungen à 40 Pf.

oder

in 4 Bänden brosch. à 5 M., in Original-Prachtband mit reicher Goldpressung à M. 6,50.

Jeder Band bildet ein für sich bestehendes Ganzes und wird auch einzeln abgegeben.

Zur Erleichterung der Anschaffung des Werkes haben wir uns zur Herausgabe einer neuen Lieferungs-Ausgabe entschlossen, wovon wöchentlich 1—2 Hefte einzeln resp. zusammen erscheinen werden.

Heft 1 erhält man auf Wunsch von jeder Buchhandlung zur Ansicht in's Haus geschickt.

Was Autor und Verleger dieses Werkes bei seinem ersten Erscheinen angestrebt haben, ist eingetroffen. Die **Weltgeschichte** von **Ferdinand Schmidt** ist ein Lieblingsbuch der deutschen Nation geworden.

Wohl niemals ist ein historisches Werk schon während seines ersten Erscheinens so günstig aufgenommen und so anerkennend beurtheilt worden, wie die „Weltgeschichte" von Ferdinand Schmidt. „In der „Deutschen Literatur" — so schreibt das „Magazin für die Literatur" — „hat bisher eine befriedigende, volksthümliche Darstellung der Weltgeschichte gefehlt. Rotteck, Schlosser u. A. haben mehr für die gelehrten Kreise geschrieben, während Becker nur eine aneinandergereihte Erzählung interessanter Thatsachen giebt und dem tieferen deutschen Gemüthe, wenigstens in unserer Zeit, nicht gerecht wird." —

Ferdinand Schmidt besitzt die seltene schriftstellerische Gabe, so zu schreiben, daß seine Darstellungen dem schlichtesten Verstande faßlich und dem Hochgebildeten interessant sind; er, der Meister in der lebendigen Schilderung geschichtlicher Begebenheiten, hat durch seine „Weltgeschichte" eine vielseitig empfundene Lücke unserer Literatur ausgefüllt.

In einfacher, aus dem Herzen kommender Sprache entwickelt der Verfasser die Geschichte der Menschheit von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Klar und anregend schildert er — neben der Darstellung der politischen Entwickelung und aller wichtigen Ereignisse — die **geistigen Zustände**, das **Kultur- u. Sittenleben der Völker**, den inneren Zusammenhang der Thatsachen und ihrer tieferen Ursachen. Die **lebensvollen Darstellungen** gewähren einen klaren Einblick in die eigenthümliche Natur der Länder, in die geistige Entwickelung und in die religiösen und sittlichen Anschauungen der Völker in den verschiedenen Zeiten. Der Leser gewinnt Interesse an der plastischen und, wo es sein soll, ergreifenden und hinreißenden Darstellung und wird dauernd von derselben angezogen.

So hat Ferdinand Schmidt in seiner „Weltgeschichte" ein bedeutsames Werk geschaffen, das, belehrend und unterhaltend zugleich, den Sinn für die Geschichte zu wecken und zu fördern, die Kenntnisse der Jugend zu erweitern und einen tiefgehenden, wohlthätigen Einfluß auf das heranwachsende Geschlecht auszuüben wohl vermag. Die Sprache in dem Werke ist kernhaft, frisch und markig, klar und herzgewinnend, und das Wort der in schönster Form ausgeprägten geschichtlichen Wahrheit erhellt den Geist und ergreift das Herz.

Wahrlich, wenn je ein Geschichtswerk den Anspruch machen kann, ein Buch für das Volk, für das **Haus** und die **Schule** zu sein, so ist es das vorliegende. Jedem, welcher Sinn für die großen Thaten der Vergangenheit des Menschengeschlechts besitzt, sei es als Geist und Gemüth bildende Lektüre empfohlen!

Die dem schönen Werke eingefügten Illustrationen von **Prof. Georg Bleibtreu's** Meisterhand verleihen demselben neben dem literarischen auch einen **hohen künstlerischen Werth**. Der Name des berühmten Künstlers bürgt dafür, daß hier Gediegenes geboten wird.

Der Raum gestattet uns nicht, das specielle Inhaltsverzeichniß der einzelnen Bände anzugeben. Nachstehend geben wir eine Uebersicht der Hauptabschnitte jedes Bandes.

I. Band: Geschichte des Alterthums. (528 Seiten Lex.-8.)
Urzeit. — Die Aegypter. — Die Chinesen. — Die Inder. — Die Phönicier. — Die Babylonier und Assyrer. — Die Meder und Perser. — Die Israeliten. — Die Griechen. — Die Römer. — Geschichtstafel.

II. Band: Geschichte des Mittelalters. (ca. 500 Seiten Lex.-8.)
Vom Eintritt des Christenthums bis zum Untergange des weströmischen Reiches. — Vom Untergange des weströmischen Reiches bis zum Vertrage von Verdun und bis zum Verfall des Khalifats. — Von Heinrich I. bis zu den Hohenstaufen. — Vom Untergange der Hohenstaufen bis Maximilian I. — Die anderen europäischen Staaten. — Geschichtstafel.

III. Band: Geschichte der Neueren Zeit. (540 Seiten Lex.-8.)
Die Reformation. — Gegenreformation. — Der Dreißigjährige Krieg. — Die englische Thronumwälzung. — Vorgänge in anderen Staaten bis gegen Ende des XVII. Jahrhunderts. — Bis zur Mitte des XVIII. Jahrhunderts. — Friedrich der Große. — Geschichtstafel.

IV. Band: Geschichte der Neuesten Zeit. (508 Seiten Lex.-8.)
Die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts bis zur französischen Revolution. — Friedrich des Großen Staatsverwaltung und Privatleben. — Umblick. — Die französische Revolution. — Napoleon Bonaparte's Machtherrschaft. — Der deutsche Befreiungskampf. — Umblick. — Das Julikönigthum. — Kriege Deutschlands 1864, 1866, 1870—1871. — Geschichtstafel.

Kleiner Auszug von Recensionen
über
Ferdinand Schmidt's Weltgeschichte.
Mit Illustrationen von Prof. Georg Kleinkren.

„Die warme und doch helle Religiosität und das Verständniß für die politische Entwickelung der damaligen Zeit in ihren Licht- und Schattenseiten, die sich in dem Buche kund geben, machen dasselbe sicher zu einer **werthvollen Gabe für die deutsche Nation.**"
Geh. Staatsrath Prof. Dr. Bluntschli in Heidelberg.

. . . . Nur wenige populäre Darsteller in Deutschland besitzen auf ähnlichem Standpunkte den weitreichenden Blick des Autors. . . .
Magazin für die Literatur des Auslandes.

. . . . Selten wird man ein Werk so unbedingt empfehlen können, wie die Weltgeschichte von Ferdinand Schmidt. . . .
Rheinische Blätter für Unterricht und Erziehung.

. . . . Das Werk zeichnet sich nicht nur durch seine volksthümliche, dabei aber edle Sprache, sondern auch durch seine ideale Auffassung aus.
Preußisches Schulblatt.

. . . . Das Werk ist ein Zeugniß nobler Gesinnung, warmer Religiosität, echter Wahrheitsliebe, Ueberzeugungstreue und unwandelbarer Liebe zu Volk und Vaterland; ein Zeugniß großer Arbeitskraft, andauernden Fleißes und **einer seltenen Meisterschaft** in anschaulicher, lebensvoller Darstellung. . . .
St. Galler Blätter für häusliche Unterhaltung und Belehrung.

. . . . Das Werk liefert in vielen Partien **wahre Meisterstücke** unterhaltend belehrender Geschichts-Erzählung. Man hört nicht gern auf, wenn man einen Abschnitt probeweise zu lesen begonnen hat.
Bayerische Lehrer-Zeitung.

. . . . Ferdinand Schmidt hat in Lapidarschrift die gewaltigen Heldendichtungen des griechischen Alterthums und des germanischen Mittelalters nachgedichtet; die Geschichte aller Zeiten ist ihm eine **Fundgrube gediegenen Erzes** geworden, — ein Buch voll deutschen Geistes, deutschen Fleißes und deutscher Liebe. . . .
Pädagog. Blätter (Halberstadt).

. . . . Es ist ein prächtiges Werk diese Weltgeschichte Schmidt's. Sie sei hiermit dringend empfohlen.
Deutsche Schulzeitung.

. . . . Die Gestalten und Facta führt uns Schmidt in **so anschaulicher Weise** vor Augen, daß es einem zu Muthe wird, als habe man Alles mit erlebt.
Ungar. Schulbote.

. . . . Wir begrüßen das Werk, welches aus vier Bänden besteht, deren jeder ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet und einzeln käuflich ist, mit aufrichtiger Freude, da dasselbe dem deutschen Volke eine **unversiegbare Quelle gründlicher Bildung** bietet. Der leicht fließende **Styl**, die erzählende Schreibart, sowie die urdeutsche Färbung werden dieses vorzügliche Werk bald zu einem besonderen Liebling in allen Schichten des Publikums machen.
Vossische Zeitung.

. . . . An Schmidt's Weltgeschichte verdient neben der leicht fließenden, klaren und malerischen Darstellung vor Allem der sie durchdringende ethische Gehalt, der deutsche Patriotismus, der Aufschwung für das Ideale hervorgehoben zu werden; sie ist werth, **in allen Kreisen des Volkes ein Hausschatz** zu werden.
National-Zeitung.

Verlag von **Friedberg & Mode** in Berlin, SW., Anhaltstr. 8.

Neue wohlfeile Subscriptions-Eröffnung

auf das deutsche Nationalwerk:

Germaniens Völkerstimmen.

Sammlung aller deutschen Mundarten

in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern u. s. w.

Mit einer sprachwissenschaftlichen Einleitung nebst Sach- und Worterklärungen.

Herausgegeben von

Johannes Matthias Firmenich.

Vollständig in drei Bänden nebst Anhang. Klein Quart.

Subscriptions-Preis: Mark 34,80.

Die **Lieferungs-Ausgabe** umfaßt 58 Hefte. **Subscriptions-Preis à Heft: 60 Pf.**

Das Werk kann entweder **vollständig** oder in **Lieferungen** bezogen werden.

Einzelne Lieferungen werden nicht abgegeben.

Der obige Subscriptions-Preis gilt nur für die im Laufe dieses Jahres eintretenden Subscribenten, später tritt der erhöhte Ladenpreis von 45 Mark für das vollständige Werk in Kraft.

Zu dem obigen Werke sind erschienen:

Nachträge.

(Enthaltend (weitere)

Nordische Volksdichtungen alter und neuer Zeit.

Diese Nachträge werden ohne Ausnahme **nur** an Subscribenten des vollständigen Werkes zum **Preise von Mark 1,0** abgegeben, doch ist Niemand zur Abnahme verpflichtet.

Der als Dichter und Gelehrter bekannte Herausgeber sagt in der früher veröffentlichten Aufforderung an die Schriftsteller und Gelehrten Deutschlands: „Unserer vaterländischen Literatur fehlt es bisher an einem Werke, in welchem die **vielen** und **verschiedenartigen Mundarten unserer Sprache** alle in verwandtschaftlich-geordneter Uebersicht zusammengestellt sind, um den **außerordentlichen Reichthum** u. **Wortschatz des gesammtdeutschen Sprachstammes** den Deutschen selbst überraschender Weise vor Augen zu stellen. Wir erachten es daher für ein die genauere Kenntniß des **deutschen Volksgeistes** sowohl als auch die **deutsche Nationalität** und **Wissenschaft** förderndes Unternehmen, ein solches **allen deutschen Volksstämmen gemeinsames Nationalwerk**, wie es unseres Wissens noch keine andere Nation aufzuweisen hat, zu begründen. In einer Zeit, wo man durch verschiedene Schriften die Deutschen an einander irre zu machen strebt, sind solche volksthümlichen Werke, welche die germanischen Völkerschaften an ihre **gemeinsame Abstammung** und ihr **ruhmreiches gemeinschaftliches Vaterland** erinnern, die besten und kräftigsten Mittel, unsere **Nationalität** zum Frommen der **ganzen Nation** um so enger und inniger zu befestigen."

Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedeutung haben längst die prophetischen Worte des Herausgebers zur stolzen Wahrheit gemacht; wiedererstanden ist Kaiser und Reich in aller Herrlichkeit, ein brüderliches Band umschlingt unser ganzes Volk, „soweit die deutsche Zunge klingt." Da ist es wohl an der Zeit, hinzuweisen auf dieses Werk als ein würdiges Denkmal — der deutschen Sprache, dem deutschen Geiste errichtet von den besten Männern des Volkes in einer Zeit der Zerrissenheit und Ohnmacht — ein Denkmal, zu dem der bescheidene Handwerker seinen Baustein ebenso liebevoll und sorgsam herbeigetragen, als der treffliche Gelehrte, ein Denkmal, das man mit Recht als ein echt deutsches, nationales bezeichnen darf.

Die Verlagshandlung hat sich entschlossen, dieses in seiner Art einzig dastehende Werk in einem neuen Gewande zu ermäßigtem Preise herauszugeben und bietet somit den Männern der Wissenschaft sowohl, als auch Jedem, der ein warmes Herz für die unvergleichliche Schönheit und den unerschöpflichen Reichthum unserer Muttersprache hat, willkommene Gelegenheit, die Quellen, denen jener unversiegliche Born unseres Sprachschatzes in mehr als **1000 Dialekten** des gesammt-germanischen Volksstammes entströmt, auf eine anregende Weise kennen zu lernen.

Die **Lieferungs-Ausgabe** dieses vaterländischen Werkes, das als eine schöne Blüthe der Einigkeit der deutschen Volksstämme betrachtet werden kann, soll die Anschaffung des Werkes erleichtern; diejenigen, denen die Erwerbung des Werkes auf einmal erwünscht ist, können dasselbe auch vollständig durch jede Buchhandlung beziehen.

☞ Die Mundarten von mehr als 1000 deutschen Gebieten, Orten, Inseln, ja die fernsten deutschen Ansiedelungen sind in dem Werke vertreten.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
915
P7
1879

Pröhle, Heinrich Christoph
Ferdinand
Deutsche Sagen

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 27 11 08 015 6